

**ENGLANDS ANTEIL AN DER TRENNUNG
DER NIEDERLANDE**

ENGLANDS ANTHEIL
AN DER TRENNUNG DER
NIEDERLANDE
1830

EIN BEITRAG ZUR
ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DES
BELGISCHEN STAATES

VON

DR. RUDOLF STEINMETZ



SPRINGER-SCIENCE+BUSINESS MEDIA, B.V.

ISBN 978-94-017-0044-3 ISBN 978-94-015-7589-8 (eBook)
DOI 10.1007/978-94-015-7589-8

MEINEM VATER

VORWORT

Diese Arbeit, die als Dissertation der philosophischen Fakultät der Universität Kiel vorgelegen hat, wurde in Kiel und Amsterdam in den Jahren 1928/29 unter Leitung von Professor Friedrich Wolters geschrieben.

Ich gedenke seiner in Ehrfurcht.

Von ihm aus wurde mir die Möglichkeit gegeben, die Geschichte in einem weiteren Sinne als ein lebendiges zu erfahren. Ich bleibe ihm auch dankbar für die Weise, in der er bei der Gestaltung dieser Arbeit geholfen und beraten hat.

Auch den manchen deutschen, holländischen und flämischen Lehrern und Freunden, die zur Entstehung dieser Arbeit indirekt beigetragen haben, sage ich hier meinen Dank.

R. S.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
I. Fragestellung und Stand der Forschung	I
Die Faktoren S. 1 — Literaturübersicht S. 2 — Methodische Betrachtung S. 8 — Begründung der Stellungnahme S. 9.	
2. Geographische und historische Grundlegung	II
I. Die konstanten Faktoren. Lage des Niederlands S. 11 — Innere Einteilung S. 12 — Die Grenzen S. 14 — Verhältnis zu Frankreich S. 15 — Verhältnis zu Deutschland S. 16 — Verhältnis zu England S. 19.	
II. Die Entwicklung in der Neuzeit. Holland und Flandern. Ursprung der Trennung S. 21 — Entwicklung Hollands S. 24 — Einfluß Englands S. 26.	
3. Die Vereinigung	29
König Willem S. 29 — Der Vereinigungsgedanke S. 31 — Falck S. 32 — Stimmung in Holland S. 33 — Englands Stellung zur Vereinigung S. 35 — Die Beziehungen zu Preußen S. 42 — Die widrigen Momente S. 45 — Die Frage der Kolonien S. 47 — Rechtfertigung des Anschlusses S. 53 — Die Barrière S. 55.	
4. Der Vierbund und die Heilige Allianz	57
Natur der Allianz S. 57 — Alexander S. 58 — Englands Einschränkung S. 59 — Die kleinen Staaten und das Gleichgewicht. Niederland S. 59 — Der Gegensatz zwischen England und Russland S. 60 — Englands Abwendung. Troppau S. 62 — Das Memorandum Castlereaghs S. 63 — Tod Castlereaghs S. 68 — Canning. Englands Isolierung S. 69 — Frankreichs Intervention in Spanien S. 69 — Die griechische Frage S. 71 — Polignac S. 72. — Die Julirevolution S. 73 — Schlußfolgerung S. 73.	
5. Wellingtons Haltung	75
Englands Prädispositionen S. 75 — Gesinnung in Holland S. 76 — Die Vorgänge in Brüssel S. 77 — Die Haltung König Willems S. 77 — Wellington S. 79 — Wellingtons Schwanken S. 80 — Wellington hält sich an die Garantiefrage S. 85 — England stellt sich hinter die Aufständigen S. 88 — Wellington verweigert die Hilfe an Holland S. 92 — Englische Vorwände S. 93 — Kriegsaussichten S. 95 — Die Verbindung mit Frankreich S. 98 — Panik in Holland S. 101 — Die Londoner Vermittlung S. 102 — Schlußfolgerung S. 104.	
6. Das Vereinigte Königreich	106
Grundsätzliche Rechtfertigung S. 106 — Politische Rechtfertigung S. 109 — Wirtschaftliche Rechtfertigung S. 111 — Geistige Rechtfertigung S. 112 — Die drohende Krisis. Urteile der Zeitgenossen S. 113.	

	Seite
7. Die Machtlage und die Ostmächte	118
Frankreichs Schwäche S. 119 — Preußens Zurückhaltung S. 121 — Die Machtverhältnisse S. 122 — Der preußisch-französische Konflikt S. 124 — England versagt Preußen den Rückhalt S. 126 — Rußlands Lähmung S. 135 — England nutzt die Lage aus S. 136 — Schlußfolgerung S. 137 (Englands Motive S. 138 — Frieden als Kriegsaufschub S. 139 — Hollands Kriegsbereitschaft S. 140).	
8. England und Frankreich	141
Englands Stellung zur Julirevolution S. 142 — Frankreichs Bescheidenheit S. 144 — England geht auf Frankreich ein S. 146 — Unterströmungen in Frankreich S. 147 — Englands Friedenswille S. 149 — England spannt Frankreich ein S. 151 — Talleyrand S. 154 — Englands Entgegenkommen S. 157 — Die Frage der Initiative der englisch-französischen Uebereinstimmung S. 158 — Frankreich gibt nach (Der Londoner Kongress) S. 166 — Frankreichs Zurückhaltung S. 168 — Frankreich geht vor S. 171 — Schlußfolgerung S. 173.	
9. Palmerston	175
Torries und Whigs S. 176 — Palmerston S. 178 — Drohungskrieg gegen Frankreich (Bouillon) S. 180 — Der Prinz von Nemours S. 181 — Die Romagna S. 183 — Die Königswahlen S. 185 — Frankreich gibt nach S. 188. — Leopold S. 189 — Der zehntägige Feldzug S. 193 — Frankreichs letzte Versuche zur Teilung Belgiens S. 194 — England lenkt zurück S. 196 — Englands Befriedigung durch Belgien S. 198 — Allgemeine politische Schlußfolgerung S. 200.	
10. England und Holland	203
Die Rechtsfragen S. 203 — König Willems scheinbares Nachgeben S. 205 — Die Perioden des englischen Vorgehens S. 208. Der heimliche Kampf zwischen Holland und England S. 210 — Hollands wahre Absichten S. 215 — Die Bedeutung des zehntägigen Feldzuges S. 218 — Der Waffenstillstand S. 220 — Das Nachspiel S. 224 — Englands direkter Einfluß in Belgien (Flandern) S. 225 — England und der Prinz von Oranien S. 227 — Ponsonbys Verrat S. 231 — Nachträgliches Bedauern der Ostmächte S. 235 — Einschränkung von Englands politischen Motiven S. 238 — Englands ökonomische Motive S. 241 — Die Kolonien S. 242 — Der Zollkampf S. 244 — Die Rheinschifffahrt S. 247 — Der Kampf gegen die belgische Industrie S. 249 — Die Stimmung in England S. 253 — Allgemeine Schlußfolgerung S. 256.	
11. Schlußbetrachtung	258
Weiterentwicklung der belgischen Frage S. 258 — Ökonomische Folgen für Flandern S. 260 — Die Barrière S. 264 — Anknüpfung an die Gegenwart S. 266 — Merkmale der englischen Politik für die Niederlande S. 267.	
12. Literaturverzeichnis	270
Quellenverzeichnis	271

FRAGESTELLUNG UND STAND DER FORSCHUNG

Es sind hauptsächlich sechs Faktoren, die die Trennung der Niederlande im Jahre 1830 ermöglichten und herbeiführten, nämlich drei innere: die Abneigung bestimmter Gruppen des südniederländischen, besonders des wallonischen Volksteiles gegen den großniederländischen Staat, die sich in dem belgischen Aufstand offenbarte, die teilweise ähnliche Abneigung mancher Nordniederländer und die Schwäche der niederländischen Regierung, deren schwankende Haltung allerdings auch teils auf jene beiden Faktoren zurückgeführt zu werden pflegt, teils auch auf die drei auswärtigen Faktoren: die Haltung der französischen Nation und der französischen Regierung, die der östlichen Mächte, endlich die Englands zum Trennungsproblem. Obzwar kaum bestritten wird, daß diese Faktoren alle vorhanden waren und jeder einzelne wesentlich Teil an der Entwicklung hatte, so wird dennoch das Gewicht der einzelnen sehr verschieden beurteilt, begründet und dargestellt. Wir stellen „Englands Anteil an der Trennung der Niederlande 1830“ in den Mittelpunkt der Betrachtung; d.h.: wir wollen ihn historisch und in den weitesten Zusammenhängen des engeren Zeitraums aufdecken, in seiner Wirkung, seinen Motiven und Methoden, seiner Rolle im Wechselspiel der übrigen Faktoren darstellen, wobei uns im Letzten England im Wirken, Niederland im Wesen belangen soll.

Auf diesem Wege kommen wir besonders eng mit Frankreichs Haltung in der belgischen Frage in Berührung, da sich dessen niederländische Politik jener Jahre zum großen Teil im Zusammen- und Widerspiel mit England abwickelte. In das Spiel der drei erstgenannten Faktoren dagegen, die als innere niederländische zusammen zunächst mehr für sich auftreten, greifen jene beiden großen äußeren Kräfte zwar auch ein, doch ohne daß jenes Spiel dadurch gleichwertige treibende Kräfte in der großen Politik auszulösen vermochte, die etwas daran änderten, daß von England aus Niederland nicht durchaus als Objekt für dieses erschiene, als welches wir es in erster Linie darstellen müssen.

Wir gingen bei der Bestimmung unseres Gegenstandes von der Erkenntnis aus, daß Frankreichs Haltung in unserer Frage weniger problematisch als die Englands war, daß Frankreich vielmehr konsequent einer natürlichen Bestimmung folgte, indem es eindeutig gegen Groß-Niederland auftrat und entweder für Belgien in die Bresche sprang oder lieber noch eigene, direktere Ansprüche auf dieses Land oder auf Teile davon zur Geltung zu bringen suchte. 1830 trat also keine Veränderung in dieser Beziehung ein. Wenn dennoch äußerlich eine Veränderung stattfand, so für Frankreich doch nur aus einer veränderten Fähigkeit und Gelegenheit zu handeln heraus. Sein Wille war derselbe geblieben und lag klar zutage.

Bei England war das anders. Dort trat eine allmähliche oder plötzliche, vielleicht nur scheinbar eindeutige, kaum bestrittene Kursveränderung ein. Doch damit ist Englands Anteil an diesen Geschehnissen noch längst nicht eindeutig definiert: er könnte sich auch dort aus Veränderung der Fähigkeit oder in der Gelegenheit des Gegenstandes oder auch aus anders gerichteten, indirekten Rücksichten, etwa auf Frankreich oder auf die Erhaltung des Friedens ergeben haben, freiwillig oder unfreiwillig. Wie dem auch sei — es liegt schon im Vorigen beschlossen — erscheint uns Englands Handeln oder Nichthandeln problematischer gewesen zu sein.

Nach der allgemeinen von der Schule übermittelten Auffassung, die gewiß immer von den gelehrteren Untersuchungen abhängt, wird auch in Holland und Belgien selbst, doch nicht weniger in Frankreich (um sich ein Verdienst zuzuschreiben) und in England (um eine Schuld von sich abzuweisen) in den politischen Ereignissen, die zu der Trennung der Niederlande führten, Frankreich durchweg die erste Rolle zugewiesen. Zwar wird Palmerston „der Vater Belgiens“ genannt, doch geht das mehr auf die Verselbständigung Belgiens, die er etwa einer Annexion durch Frankreich gegenüber durchgesetzt hat, als auf die Trennung jenes Landes von Holland, die uns hier interessieren wird. Für diese wird vielmehr Talleyrand, der auf jenen anderen Ehrennamen kaum einen Anspruch machen kann, in den Vordergrund gestellt. So schreibt z.B. De Meeüs in seiner kleinen „Histoire de Belgique“: „Unter jenen kritischen, fast verzweifelten Umständen, als er selbst England als feindlich empfand, manövrierte Talleyrand zuerst um eine Koalition (gegen Frankreich) zu verhindern Doch die Deutschen und Engländer sollten sich nicht wieder verstehen, um es (Belgien) wie-

der unter sein (Hollands) Joch zu bringen. Es gelang Talleyrands Geschicklichkeit, sich zwischen England und Preußen zu stellen. . . . u.s.w." ¹⁾). Hier erscheint also Talleyrand als die treibende und führende Kraft, England beinahe als unwilliges Opfer. Etwas richtiger doch gleicherweise irreleitend heißt es in van Kalkens gleichnamigem Buch: „England unter der Führung des liberalen Ministeriums Lord Greys war der Trennung günstig gesinnt" ²⁾). So finden wir fast überall die Auffassung vertreten, daß die Begünstigung jener Trennung durch England von dessen Parteipolitik, von dem Regierungsantritt der Whigs, der in den ersten Monaten des belgischen Aufstandes und des Londoner Kongresses stattfand, abhängig gewesen wäre, und es sei durch Frankreichs Mannhaftigkeit und Geschick oder bestenfalls durch den polnischen Aufstand erwirkt worden, daß Holland von den osteuropäischen Mächten im Stich gelassen wurde. Nicht sehr viel anders ist es in der gelehrten und spezielleren Literatur.

Ormond geht in der sonst oft so scharfsinnigen „Cambridge Foreign History" so weit zu schreiben: „Sie (Grey, Palmerston und andere Whigs) hätten lieber den weiteren Bestand des Königsreichs der Niederlande unter dem Hause Oranien gesehen. Trotzdem nahmen sie die belgische Frage ohne eingewurzelt Vorurteil gegen den Wechsel eines Systems, das 1815 angenommen wurde, auf" ³⁾). Hier wird England einfach mit den vier Ostmächten auf eine Linie gestellt, und man will seine weitere Haltung zu der belgischen Frage nur sehen als ein Zugeständnis an Frankreich und die inneren niederländischen Notwendigkeiten, das dann zu der Neutralisierung Belgiens führte. Das alte, doch viel zitierte französische Buch von Haussonville ⁴⁾ schreibt, ganz parteiisch, das ausschließliche „Verdienst" an der belgischen Schöpfung Frankreichs Kühnheit den Ostmächten gegenüber zu, während der Deutsche Hillebrand, der ihn in diesem Punkte widerlegt hat, über England ziemlich unklar bleibt und geneigt ist, dessen Verhalten einer edlen Friedensliebe zuzuschreiben ⁵⁾). Ganz anders Droysen, dessen Aufsatz über die

¹⁾ Adrien de Meeüs: *Histoire de Belgique*, Paris 1928, S. 201.

²⁾ Frans van Kalken: *Histoire de Belgique*, Bruxelles 1924, S. 179.

³⁾ *The Cambridge History of British Foreign Policy 1783—1919* edited by Sir A. W. Word and G. P. Gooch, Vol. I 1783/1815, Vol. II 1815/1866. Cambridge 1923. Ormond II, S. 129.

⁴⁾ O. d'Haussonville: *Histoire de la politique extérieure du gouvernement français 1830/1848*, Paris 1850.

⁵⁾ Karl Hillebrand: *Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III.* 1830/1871, I, 1830/1837, Gotha 1877.

preußische Politik jener Jahre wir wichtiges Material entnehmen; er tut die unfreundlichen Spannungen zwischen England und Preußen dar, geht aber der Natur seines Gegenstandes gemäß weniger auf das entscheidende englisch-französische Verhältnis ein¹⁾. Treitschke dagegen in seiner „Deutschen Geschichte“ sieht zwar Englands negatives Verhalten gegen die Niederlande, besonders Palmerstons — „Belgien sollte für England werden, was man von den Vereinigten Niederlanden vergeblich erwartet hatte, ein abhängiger ergebener Bundesgenosse“ —²⁾ doch nimmt auch er Frankreich als sehr bestimmend an³⁾. In seiner Bemühung, Preußen in seiner Passivität rein zu waschen, zeigt er es selbständiger, als es war, schiebt er manches teils auf die Schwere seiner Lage, teils auf friedliche Gesinnung und Groll gegen Holland, was in Wahrheit ausschließlich auf Englands Einfluß zurückzuführen ist.

Von den neueren deutschen Autoren über Belgien nennen wir nur Hampe, den auch sein flamenfreundliches Kriegspathos nicht davor zu bewahren vermag, den traditionellen Phrasen zu folgen⁴⁾, und der den Engländern beipflichtet in ihrer Politik, die er allerdings teilweise erkennt: „Indessen, Lord Palmerston, der die heillose Gebrechlichkeit der britischen Schöpfung von 1815 einsah und nebenbei — (sic!) in Betracht ziehen mochte, daß der englische Handel dabei nicht einmal auf seine Kosten gekommen war, bevorzugte im Verein mit den Vertretern der drei östlichen Großmächte auf der Londoner Konferenz von 1831 eine andere Lösung“⁵⁾. Hier gewinnt die englische Handlung wieder ein anderes Gesicht: der Grund des Zusammenbruchs hätte in den Niederlanden selbst gelegen, England hätte dies nur richtigerweise erkannt und danach gehandelt.

Ebenso findet man in den größeren und neueren belgischen und niederländischen Geschichtswerken eine etwas kritischere Beurteilung der englischen Haltung. So betont Pirenne auch durchaus das eigene Spannungsverhältnis zwischen England und den Niederlanden. Doch teilt auch er Frankreich die erste, vor allem die bewußte Rolle zu, während er zu einer eigentlichen Feststellung des englischen

¹⁾ J. G. Droysen: Zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830/32, (in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde 11).

²⁾ Heinrich von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 4 Bände. Leipzig 1889. IV, S. 52.

³⁾ Ebenda: S. 49, 53.

⁴⁾ Karl Hampe: Belgiens Vergangenheit und Gegenwart, Berlin 1916.

⁵⁾ Ebenda: S. 46.

Anteils nicht gelangt¹⁾). So schreibt auch die große niederländische Geschichte von Blok unter anderem: „England wollte, mit der Lösung schwerer innerer Fragen beschäftigt und aus Furcht vor der bereits kräftigen niederländischen Konkurrenz, . . . es nicht wagen, der Gefahr eines auswärtigen Krieges entgegenzusehen“²⁾). Immerhin, auch hier wird also aus einer anerkannten, wenigstens teilweise englischen Gegnerschaft nicht der Schluß gezogen, daß 1830 ein aktiver englischer Wille gegen das Vereinigte Königreich vorlag, der allein hingereicht hätte, um England handeln zu lassen. Vielmehr wird das Handeln möglichst von anderen Momenten abhängig gemacht, von innerer Beschäftigung und Kriegsgefahr. England hätte an sich anders gewollt, handelte aber unfreiwillig. Japiksen nennt den Londoner Kongreß eine „Mediation“; er schreibt zwar: „England interessierte sich nicht mehr für seine Schöpfung von 1814, auch weil sie anders ausgefallen war, als es selbst gerne gesehen hätte . . .“ doch dann wieder: „Man muß sie (die Konferenz) betrachten als ernstesten Versuch zur Regulierung der niederländischen Angelegenheiten, unter Vermeidung eines europäischen Krieges, und als solchen kann man sie in vollem Maße anerkennen“³⁾).

Nicht sehr viel anders steht es um die spezielleren Untersuchungen. Die meisten niederländischen Bücher, die von den niederländischen Geschehnissen um 1830 handeln, stellen natürlicherweise die inneren Ereignisse in den Vordergrund. So Colenbrander, der Wortführer der sogenannten klein-holländischen Richtung in der Geschichte jener Ereignisse, der Sammler der „Gedenkstukken“, des wichtigsten herausgegebenen Quellenmaterials, mit dem wir uns noch weiterhin auseinandersetzen haben werden⁴⁾). In diesem Punkte nicht anders, neigt auch die „Groß-Niederländische historische Schule“, die Vertreterin der holländisch-flämischen Einheit, eigentümlicherweise zu einem Betonen der inneren Verhältnisse und von da aus begrifflicherweise des Anteils von Frankreich, das in jene inneren Verhältnisse direkter, vor allem aber, wie wir sehen werden, offener, doch nicht immer entscheidender, hineinspielte. So legt auch Geyl, der bedeutsamste Wortführer der letztgenannten Schule, vielleicht den für England geltenden indirekten Rücksichten,

¹⁾ Pirenne: *Histoire de Belgique*, Bruxelles 1926 VI, S. 425 ff.

²⁾ Blok: *Geschiedenis van het Nederlandsche Volk*, Leiden 1912/15, IV, S. 297.

³⁾ Japikse: *Staatkundige geschiedenis van Nederland*, 1927. S. 783.

⁴⁾ H. T. Colenbrander: *De Belgische Omwenteling*, Haag 1905.

wie seiner Parteipolitik, seiner friedlichen Gesinnung, seinem Verhältnis zu Frankreich¹⁾, ein zu großes Gewicht bei, obzwar auch hier etwa die Eifersucht Englands gegen den jungen Konkurrenten durchaus erörtert wird: „Der neue Staat hatte sich als ein mächtiger Mitbewerber auf dem Weltmarkt gezeigt“²⁾).

Dagegen haben einige Belgier die auswärtigen Verhältnisse behandelt, wie etwa Lannoy in seinem lesenswerten, aber in fast jedem Punkte irre leitenden, viel Material enthaltenden Buche: „Les origines diplomatiques de l'indépendance belge“, das wir als Beispiel heranziehen. Obwohl Lannoy selbst schließt: „Den überwiegenden Einfluß, den wir England bei der Errichtung unserer Nation zuteilen . . .“³⁾ schreibt er doch die meisten entscheidenden Momente für die Trennung in erster Linie Frankreich zu: so die anfängliche Zurückhaltung Preußens⁴⁾, die Aufstellung des Prinzips der „Non-Intervention“, die Anerkennung Belgiens: — „Frankreich konnte sich über das gewonnene Ergebnis freuen . . . Gleich nach einer Revolution war es stark genug gewesen, Europa seine Einsichten aufzuerlegen“⁵⁾, — endlich die Erhaltung des Friedens. Frankreich hätte England gesucht und gefunden, es England ermöglicht, aus seinem „Isolement“ hervorzutreten⁶⁾, England wäre das Gewicht gewesen, Frankreich hätte geschoben. Frankreich hätte die Initiative gehabt, das Ganze wäre eine Art Kompromiß gewesen, denn „England, in der Tat, war offensichtlich mehr als irgend eine andere Macht an der Aufrechterhaltung des Königreichs der Niederlande interessiert“⁷⁾. Trotzdem wäre es Talleyrand gelungen, durch sein Geschick England zu seinen Ideen zu verführen. Wegen des Prinzips der Non-Intervention, wegen des Friedens, der Freundschaft mit Frankreich, wäre England darauf eingegangen, während Frankreich durch weise Mäßigung dennoch den Frieden bewahrt hätte, als England sich gegen seine Annexionsansprüche wehrte, wofür Palmerston soweit sicher mit Recht das Lob erntet: „Dieser große englische Minister ist — wir wagen es zu sagen —

¹⁾ P. Geyl: De Groot-Nederlandsche Gedachte, Haarlem 1925. S. 91. „Die Wighs und die französischen Juli-Liberalen verstanden sich sehr gut“.

²⁾ Ebenda: S. 91.

³⁾ Abbé Fl. de Lannoy: Les origines diplomatiques de l'indépendance belge. La conférence de Londres 1830/31, Louvain 1903, S. 306.

⁴⁾ Ebenda: S. 19/21.

⁵⁾ Ebenda: S. 101.

⁶⁾ Ebenda: S. 23.

⁷⁾ Ebenda: S. 24.

der kräftigste Verteidiger unserer aufkeimenden Nation gewesen¹⁾). Obwohl man aus diesem Werk trotz allem die Wahrheiten zum großen Teil herauslesen kann, fehlt doch, bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und der in der Hauptsache getreu berichtenden Abwicklung der Ereignisse, der eindeutige Ein- und Überblick; auch fehlt auf der Grundlage dieses Buches bei aller Geklärtheit der Details eine Entscheidung in der Frage nach den verschiedenen Anteilen und ihrer Abgrenzung gegen einander.

Das ältere Buch Nothombs²⁾ ist ein einseitiges und naives Plaidoyer für die belgische Sache, das wir daher hier übergehen wollen. Juste's Bücher dagegen wollen mehr entweder die Grundlage der inneren Entzweigung der Niederlande im Gesamt³⁾ oder den Anteil einzelner belgischer Staatsmänner⁴⁾ an diesen Ereignissen dartun und geben schon deswegen über unsere Frage kein einheitliches Urteil ab.

Wir haben hiermit nur einen kurzen Blick auf die Kernpunkte unserer eigenen Frage werfen wollen, so weit einige der bedeutendsten Autoren diese berühren, um zu zeigen, daß keine Einstimmigkeit und, wie wir erst weiterhin hoffen aufweisen zu können, keine hinlängliche Einsicht über diesen sowohl in Bezug auf die englische Weltpolitik als auf die praktische niederländische Politik wichtigen Gegenstand besteht.

Über die vielen Einzelheiten und die mannigfaltigen Nebenfragen wollen wir hier nicht die Literatur zu prüfen versuchen. Mit einigen wenigen Autoren werden wir uns noch weiterhin, besonders was die unerläßliche Wertung des Objektes, des Vereinigten Königreiches, angeht, auseinanderzusetzen haben.

Das Quellenmaterial, Protokolle, Depeschen, Briefe, Memoiren ist in so reichlichem Maße vorhanden, daß eine scharfe Auswahl auch im Wichtigsten notwendig ist. Es spricht jedoch, richtig geordnet, über die wichtigsten Punkte so deutlich und eindeutig, daß eine engere Auswahl durchaus möglich ist und andererseits nicht zu erwarten steht, daß noch aufzudeckende oder noch nicht verwendete oder verwertete Stücke das Bild wesentlich umgestalten könnten. Die Stücke, auch die fremdländischen, sind, soweit direkt

¹⁾ Lannoy: op. cit. S. 308.

²⁾ J. B. Nothomb: Essai historique et politique sur la révolution belge. Bruxelles 1876.

³⁾ Théodore Juste: La révolution belge de 1830. D'après des documents inédits. La Haye 1872.

⁴⁾ Théodore Juste: Leopold I, roi des Belges, d'après des documents inédits. I. 1790/1832 dans „Fondateurs de la Monarchie belge.“ Bruxelles 1868/1878.

Th. Juste: Van de Weyer. Ebenda.

auf Niederland bezüglich, auf Veranlassung der niederländischen Regierung in den „Gedenkstukken der algemeene Geschiedenis van Nederland van 1795 tot 1840“¹⁾ durch Colenbrander, wenn auch durchaus unvollständig, geordnet und gesammelt, die übrigen sind teilweise sehr zerstreut, hauptsächlich die preussischen, und von mancherlei Autoren angeführt vorhanden. Wir haben besonders auch das von den meisten nicht niederländischen Autoren schon der sprachlichen Unkenntnisse wegen sehr vernachlässigte niederländische Quellenmaterial, vor allem die sehr wichtigen Berichte des niederländischen Gesandten Falck, ausführlich herangezogen²⁾. Von den englischen Quellen sind die Depeschen und Memoiren Wellingtons in den „Gedenkstukken“ abgedruckt. Ihr zaudernder und zweifelnder Ton und der innere Zwiestreit, der aus ihnen spricht, macht sie zu ebenso zuverlässigen Zeugnissen wie ihre dreiste Offenheit die von Bulwer heraus gegebenen Briefe Palmerstons³⁾. Von französischer Seite sind die Berichte und Betrachtungen Talleyrands⁴⁾ ebenso kennzeichnend, wo sie die Wahrheit sagen, wie wo sie sie verhüllen.

Wir selbst haben mehr versucht, einige Grundverhältnisse klar zu legen und zu erläutern, als den ganzen Komplex kleinerer und größerer, meistens vieldeutiger und verwirrender Handlungen möglichst vollständig zu bringen. Auch bezogen wir uns mehr auf solche Berichte, die einen Blick auf die Hintergründe der Handlungen versprachen, als auf die direkten politischen Taten, die außerdem hinreichend bekannt sind. Es war nicht unsere Absicht, durch das Hervorheben anderer Punkte mit anderen Erläuterungen eine Erzählung neben anderen zu konstruieren, die denn für den Leser wenig glaubhafter erscheinen würde als jene. Vielmehr bemühten wir uns, die eigentlichen Absichten der wirkenden Diplomaten zu erkennen — uns möglichst eng dem wichtigsten Quellenstoff anschließend — während nur des leichteren Zusammenhangs und des Überblicks wegen hie und da die offene Bühne der politischen Ereignisse erscheinen sollte. Auch suchten wir möglichst die Einheitlichkeit gewisser Äußerungskomplexe, wie die Wellingtons im

¹⁾ 10. Deel (Teil) 1830/40. Haag 1918.

²⁾ Gedenkschriften van Anton Reinhard Falck. Uitgegeven door Dr. H. T. Colenbrander. Haag 1913.

Brieven van A. R. Falck 1795/1843. Haag 1861.

Ambts-Brieven van A. R. Falck 1802/1842. Uitgave O. W. Hora Siccama. Haag 1878.

³⁾ Henry Lytton Bulwer: The life of Henry John Temple Viscount Palmerston, London 1874.

⁴⁾ Correspondances et Mémoires du Prince de Talleyrand, Paris.

September und Oktober 1830, die Talleyrands in den letzten Monaten jenes Jahres und Palmerstons im Frühjahr 1831, nach ihrem inneren Zusammenhang zu wahren, statt sie mehr als nötig durch die Betrachtung seitlicher Eingriffe zu unterbrechen, die zwar die Bunttheit des Bildes steigern, doch wie in einem Spiel von Rede und Gegenrede die Positionen eher verschleiern als sie klar herausstellen.

Außerhalb des eigentlichen Themas: Englands Einstellung und Handlungen in Bezug auf das größere Niederland als solches, ziehen wir alle weitergehenden Zusammenhänge und umgebenden Einzelheiten, etwa die belgischen Königswahlen, die Neutralisierung Belgiens, die luxemburgische Frage, die genaueren Grenzbestimmungen, nur soweit heran, als sie der Gestaltung jener Aufgabe unmittelbar oder mittelbar dienen können. Wir weichen dabei teilweise von der chronologischen Folge ab, um die Dinge in ihrem eigentlichen Zusammenhang aufzuzeigen und aus dem teils zufälligen, teils absichtlich herbeigeführten Knäuel momentaner Verwicklungen zu lösen.

Da das Verhältnis Englands sowohl als das Frankreichs und Deutschlands zum größeren Niederland in seinen Grundzügen ein immerwährendes sein muß und 1830 für Frankreich und England die letzte, wenn nicht die einzige Gelegenheit war, sich in ihrer wirklichen Gesinnung zu zeigen, da außerdem heute wieder eine internationale Konstellation vorliegt, die, wie wir sehen werden, der damaligen in manchem entspricht und eine solche sich noch lange halten und immer wiederkehren kann, haben jene Ereignisse mehr als eine rein historische Bedeutung für uns.

Die Frage nach den Ursachen der letzten Trennung von Holland und Belgien im Jahre 1830 und damit der heute nach 100 Jahren noch währenden Spaltung der nördlichen und südlichen Niederlande ist vom niederdeutschen Gesichtspunkt aus — in Anbetracht sowohl des Elends, der Verkümmerng und Erniedrigung des flämischen Volkes im belgischen Staat als auch der hohen Blüte und des raschen Aufschwungs des damaligen Vereinigten Königreichs der Niederlande unter König Willem I. — in erster Linie eine historische Frage: wo die Schuld an dieser Trennung liegt; daneben aber bleibt sie eine Frage praktischer Politik.

Wie bei allen Problemen politischer Geschichte, die noch nicht abgeschlossen und noch von aktueller Wichtigkeit sind, soll man auch hier das Geschehene nur beurteilen im Vergleich mit den an-

deren Möglichkeiten einer Lösung, wie sie teils tatsächlich erwogen worden sind, teils uns nachträglich als solche erscheinen. Wir richten unsere Wertung der Handlungen und Handelnden jener Tage, soweit dies unerlässlich ist, ebenso sehr nach den endlichen Folgen als nach den Ergebnissen, welche die maßgebenden Staatsmänner erreichen wollten; besonders was das Urteil darüber angeht, in wieferne ein Verschulden vorliegt, müssen wir abzuwägen versuchen, ob die nicht vorhergesehenen Folgen nach dem Zeugnis von Zeitgenossen und Beteiligten und nach der Lage der Dinge auch ihnen schon hätten sichtbar sein können. Daß uns dabei die natürliche Einheit des ganzen niederländischen Volkes trotz traditioneller und religiöser Spaltungen als vornehmster Maßstab gilt, setzen wir voraus, wollen es aber an dieser Stelle nicht näher zu begründen suchen.

Wenn wir uns auch in der „Darlegung“ um möglichste Objektivität und Sachlichkeit bemühten, so sind wir uns bewußt, in den „Wertungen“, die solchen Betrachtungen erst Gegenwärtigkeit verleihen, nicht den Schein des Unparteiischen angenommen zu haben, der gewöhnlich nur dazu führt, um so gröberen Täuschungen zu unterliegen.

GEOGRAPHISCHE UND HISTORISCHE GRUNDLEGUNG

I. DIE KONSTANTEN FAKTOREN

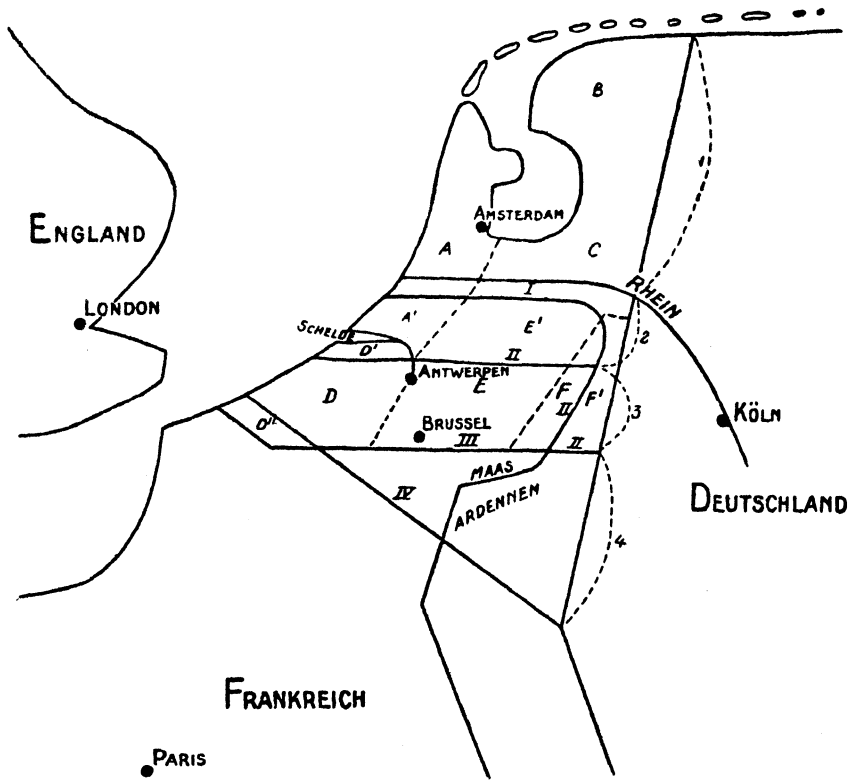
Holland und Belgien liegen inmitten dreier Großmächte, von denen die eine, Deutschland, innerlich vielgestaltig und seit der Zeit unserer Handlung wesentlich umgestaltet ist, von denen die beiden anderen aber, Frankreich und England, seit Jahrhunderten sich selbst äußerlich gleich geblieben sind. Aus dieser Tatsache ergibt sich auf rein geographischer Grundlage ein in erheblichem Maße konstantes Verhältnis zwischen jenen Mächten in Bezug auf die beiden kleinen in ihrer Mitte und für diese untereinander. Die beschränkte Anzahl der Exponenten bedingt eine begrenzte Reihe von Möglichkeiten und Kombinationen, von Interessen und Wünschen. Solche haben seit dem Westfälischen Frieden meistens bestanden und werden voraussichtlich auch weiterhin bestehen, solange das Kartenbild Mitteleuropas nicht gänzlich umgemodelt wird oder die schwebenden Probleme nicht unmittelbar in den niederen Landen selbst gelöst werden. Da alle Handlungen und Vorgänge, die wir zu betrachten haben, immer wieder auf jene Grundlage zurückgreifen, wollen wir sie kurz darstellen.

Es handelt sich um die niedrigsten der sogenannten niederdeutschen, weit aus dem Körper deutschsprachlicher Länder nach Westen, bis an die südliche Nordsee vorspringenden Lande, im Herzen Nordeuropas. Zwischen dem nord-südlichen Verlauf der Küsten und den wallonischen Ardennen, der britischen Insel gegenüber, bilden die niederen Lande zwischen der norddeutschen Ebene und dem Flachland der Picardie einen gleichmäßigen, aber niedriger gelegenen Übergang; denn die nördlichsten deutschen Höhenzüge verflachen kurz vor ihrer Ostgrenze und die Küste steigt erst nach Calais, schon außerhalb des niederdeutschen Volkstums, wieder an. Von der nördlichen Ebene her wie an der Küste entlang und durch die Täler des Rheins, der Maas und der Schelde reichten verschiedene völkische und kulturelle Sphären in dieses Gebiet hinein, gin-

gen ineinander über und bildeten hier allmählich eine größere Einheit besonderen Gepräges. Es geschah eine Verschmelzung nicht allein in der Sprache, die vom Niederrhein ihren Ausgang nahm, sondern auch im übrigen kulturellen Leben. Dieses Einheitsgebilde sind die Niederlande auf dem Gebiet des heutigen Staates Holland und Flanderns. Im Ganzen stellen sie nach ihrer Form eine Verlängerung des nordwestlichen Deutschlands bis fast an den Kanal dar. Dort, wo sich die Niederlande, Deutschland und Frankreich treffen, liegt das gebirgige Wallonien, ein romanischer Eckstein gleichsam. Trotz seiner französischen Sprache hatte es staatliche Bindungen in der Neuzeit nur zu den ersten: ein gebliebener, fremder Rest aus dem Erbe des burgundischen Reiches.

Nur der nördliche schmalere Teil der Niederlande gedieh zu einem dauernden Staate. Ausgeschlossen blieb der südliche, breiter werdende Teil: Flandern, das zusammen mit dem französischen Wallonien später „Südliche Niederlande“ und seit der Revolution 1790, nach der Belgica Caesars, Belgien genannt wurde.

Wo sie in das niederländische Gebiet eintreten, wenden Rhein und Maas ihren Lauf nach Westen und trennen das Volk in einen nördlichen protestantischen und einen südlichen katholischen Teil. Die drei großen Landschaften nördlich der Flüsse, die sich weder mit den alten Feudalherrschaften noch mit den späteren Provinzen noch überhaupt mit bestehenden Einzelbegriffen decken, gehören ganz dem nord-niederländischen Staate an. Es sind das eigentliche Holland im Westen, der frieso-sächsische Norden, Geldern im Osten. Von den drei südlichen Landschaften, die sich, entsprechend der größeren Breite des ganzen, ost-westlich aneinanderreihen, enthält der niederländische Staat nur Teile: von dem eigentlichen Flandern an der Küste nur einen allerdings bedeutsamen Splitter; von dem in der Mitte gelegenen Brabant den geringeren Teil und von Limburg den nördlichen und den östlichen Landstrich, der diesseits der Maas weit nach Süden bis an Wallonien hinüberreicht und so die eigentlichen flämischen Lande von Deutschland trennt. In Deutschland ist daher der Eindruck entstanden, daß die Flamen westlich von den Wallonen wohnen, da wohl Wallonien, aber nicht Flandern an Deutschland grenzt. Andere Momente haben die Verwirrung erhöht: unter Flandern versteht man einerseits im umfassenden Sinne die Gesamtheit der drei südlichen Landschaften, andererseits die eigentliche Landschaft dieses Namens an der Küste, die sich im weiten



- | | | | | | |
|-----|--|---|-----------|-----|----------------------|
| 1 | Protestantisch Nordniederland | A | Holland | a' | Seeland |
| I | Linie der großen Flüsse | B | Friesland | | |
| 2 | Katholisch Nordniederland | C | Gelre | | |
| II | Holländisch-belgische Staatsgrenze | D | Flandern | d' | holländisch Flandern |
| 3 | Katholisch Südniederland | E | Brabant | d'' | französisch Flandern |
| III | Niederländisch-französische Sprachgrenze | F | Limburg | e' | holländisch Brabant |
| 4 | Wallonien | | | f' | holländisch Limburg |
| IV | Belgisch-französische Staatsgrenze | | | | |

Bogen nach Westen wendet: daher liegt der Schwerpunkt Walloniens östlicher als der Flanderns. Auch der nordsüdliche Verlauf der deutsch-holländischen Grenze läßt eine ost-westliche Schichtung erwarten. Dieser Schichtung entspräche schließlich die alte staatliche Einteilung aus der Zeit, da die Grafschaft Flandern zur Krone Frankreich, Wallonien zum Reich gehörte; und in der Tat entsprechen hier solcher Schichtung staatliche und kulturelle Strömungen.

In Wahrheit aber verläuft die elementare innere Schichtung des Landes genau entgegengesetzt: quer zur Küste und zur deutschen Grenze, parallel zur französischen Sprachgrenze. Sie setzt sich, gemäß der verwandten inneren Struktur beider Länder, über die deutsche Grenze fort. Diese ist daher zwar wenig ausgeprägt und bemerkbar, fast willkürlich, doch dafür alt, staatlich und seit der Ausgliederung der Niederlande aus dem Reichsverbande einmalig und unumstritten.

Dagegen bilden den Übergang nach Frankreich, durch jene Schichtungen bedingt, mehrere scharf ausgeprägte, breite Stufen, während auch Niederland, der Form nach, wenn es zu Deutschland gehörig gedacht wird, mehr als breite, kurze Ergänzung erscheint, sich zu Frankreich gehörig mehr als schmaler, hoher Aufbau darstellt. Zwischen dem Niederländischen und Französischen im Ganzen besteht eine viel größere Differenz als zwischen jenem und dem Deutschen. Denn dort stößt es mit ganz fremdem Bestand und artfremder Gliederung zusammen, und diese größere Spannung gestaltet sich umso gefährlicher, als sie sich auf im wesentlichen vier Linien über ganze Zwischengebiete verteilt und schroffe Übergänge der Bodengestaltung dabei ganz fehlen. Drei jener Linien verlaufen parallel ost-westlich: die Linie der großen Flüsse, die niederländisch-belgische Staatsgrenze und die Sprachgrenze; die vierte, die belgische Südgrenze wird, als außerhalb liegend, nicht mehr von dieser Ordnung beherrscht und steht schräg süd-westlich dazu. So bilden sich die Stufen vom protestantischen Norden Hollands zu dessen katholischen Süden, von da zu den Flamen und endlich zu den Wallonen, ganz abgesehen von den quer dazwischen befindlichen, besonders umstrittenen Zonen und wechselseitigen Enklaven, den beiden Provinzen Limburg, Antwerpen, Staatsflandern und Brüssel. Wäre der Schnitt einmalig, wäre im Niederland der innere Zusammenhalt zwischen Nord und Süd so stark wie zwischen Ost und West, wäre Frankreich nicht zum Übergriffe geneigt, dann

hätte jene Grenze die festeste sein können. Doch so ist das Umgekehrte der Fall.

Haben wir uns soweit nur auf stabile Momente bezogen, so betreten wir mit der Betrachtung der Wirkungen der Grenzen bereits das Gebiet der flüssigen historischen Erscheinungen. Wir wollen diese hier nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als die dauernden Funktionen jener sich gleichbleibenden konstanten Faktoren sehen.

Die römische Kirche und burgundische Traditionen hatten nicht ungefährliche Brücken über die niederländischen Südgrenzen zu dem romanischen Nachbarn hin geschlagen, ohne jedoch die Gegensätzlichkeit beider Völker wirklich zu mildern; ja, sie förderten eher noch die natürliche Neigung, über die Grenze hinauszugreifen. Nur eine jeweilige Politik des Friedens und des beiderseitigen Verzichts vermochte es, schließlich die Zone der zwei südlichen Stufen staatlich zu verselbständigen: es sind die „Südlichen Niederlande“, der spätere belgische Staat. Dadurch entstand dort, wo eine starke Abgrenzung fruchtbarer Gegensätze hätte sein sollen, ein wesenloses, steriles Gemisch unter allgemeiner europäischer d.h. weder niederländischer noch französischer Garantie, in welchem dennoch dieselben Spannungen weiterbestehen.

Während aber Hollands Gelüste für gewöhnlich, soweit sie auf eigenem Kraft- und Rechtsgefühl beruhen, dem größeren Frankreich gegenüber zu mindest an der Sprachgrenze Halt machen müssen, gilt das von Frankreich den Niederlanden gegenüber nicht. Indem Frankreich jeder Schritt an sich gleich wichtiges und begehrenswertes Land bringt, wird es schließlich von Stufe zu Stufe weiter gelockt. Infolge der stark nord-westlichen Lage von Paris und der schiefgestellten Grenze gegen Belgien sind dem Franzosen Wallonien und Flandern gleich nahes, begehrtes und ihrer Hauptstadt bedrohliches Land. Unter dem Einfluß der stark kulturpropagandistischen und assimilationsfähigen Eigenart des französischen Staates, der seinem römischen Ursprung nach, wenigstens in der Theorie, mehr kultur- und willensmäßig denn stamm-betont ist, machen die Franzosen wenig Unterschied zwischen den verwandten Wallonen und den ihnen ganz fremden Flamen, deren Küstenland ihnen besonders wertvoll ist. Doch indem sie mit dem Augenmerk auf Flandern bereits in den niederländischen Anspruchsbereich eindringen, treibt sie ihre Begierde weiter. Das alte Wunschbild einer Rheingrenze weist sie

unvermeidlich und folgerichtig auch hier im Norden noch weiter bis auf den nord-niederländisch-katholischen Bereich hin. Ihre ganze lange Kriegsgeschichte beweist diese Tendenz. Ja, als sie unter Napoleon I. für eine Weile das ganze Übergewicht auf dem Kontinent erlangten, schlossen sie ganz Holland und noch mehr als das ein. Gerade weil schon eine Eingliederung Flanderns als der erste Ansatz in dieser Richtung für das heutige Frankreich keine Abrundung seines Territoriums bedeutet, vielmehr ein Hinausgreifen, trägt ein solcher Ansatz auch kein Maß in sich und weist auf immer weitere Eroberung hin. Eine solche treibt einen Keil zwischen Deutschland und das Meer oder England, bedroht beide und fordert zur Deckung immer neues Gebiet. Um aber die Niederlande selbst nicht zum Feinde zu haben, muß Frankreich sie entweder ganz nehmen oder ganz von ihnen ablassen, wobei dann aber auch jede Gewähr einer Verbundenheit aufhört. Das hat aber Frankreich niemals vermocht, sowie es andererseits das ganze Land niemals hat halten können.

Deutschland gegenüber ist die Lage der Niederlande eine wesentlich andere. Hier gibt es keine umstrittenen Gebiete, keine Streitfragen als höchstens einmal an der Maas, außerhalb des eigentlich niederländischen Landes, wegen des in Frankreichs Händen immer gefährlichen Ardennenpostens¹⁾. Und sowie es das ganze nicht mehr in sich einbezog, verlor für Deutschland auch der Besitz eines Teils, irgendwie zonenmäßig der Grenze oder der Küste parallel abgegrenzt, jeden erheblichen Sinn. Denn für Deutschland hat nur der Küstenstreifen des niederländischen Gebietes eine besondere Bedeutung. Eine nord-südliche Grenze, eine Grenze also, die Niederland in seiner schmalsten Ausdehnung teilt, ist für Deutschland wertlos, beraubt aber das übrige Niederland jeder Lebensmöglichkeit. Hinzu kommt, daß die öderen Teile des nord-westlichen Deutschlands ebensowenig wie die östlichen Hollands einen Gegenstand ernsthafter Wünsche von hüben oder drüben bilden. Andererseits entbehren die kleinen Artunterschiede in Niederland zwischen Ost und West jeder politischen Bedeutung. Die Einzelbeziehungen von Gegend zu Gegend, die hier über die Grenze verlaufen, stehen eben durch die ganz durchlaufende Verwandtschaft gänzlich hinter den allgemeinen von Land zu Land zurück. Wie der

¹⁾ Die Limburgerfrage 1848 war nur eine Folge des Luxemburger Tausches 1839.

niederländische Osten hat auch sein Norden wenig Eigenbedeutung. Der Schwerpunkt der Niederlande, seine Flüsse, Häfen und Städte liegen ganz im Südwesten, einmal in Süd-Holland und einmal in West-Flandern.

Schon deshalb hat für Deutschland eine Teilung der Niederlande auch in Nord und Süd nie einen Sinn. Die Bedrohung durch einen feindlich gewordenen bedeutenden Süden wiegt immer schwerer als die Deckung durch einen freundlichen weniger wichtigen Norden. Besonders aber durch sein näheres Verhältnis zu England ist der Süden wichtiger als der Norden, hauptsächlich unter strategischem Gesichtspunkt. So vermag Deutschland mit seinen Wünschen den Bewegungstendenzen Niederlands, gemäß seiner verwandteren Natur, in keinem anderen Sinne zu folgen als dieses selbst, südwestwärts, den französischen nordostwärts gerichteten entgegen. Nur als ein Ganzes ist das Niederland für Deutschland da, denn Deutschland befindet sich unmittelbar hinter der staatlichen Hauptmacht des Landes und muß, soweit es auf diese wirkt, notwendig auf das Ganze weiterwirken; Frankreich dagegen liegt hinter dem schwächeren, auch in seinen Teilen wertvollen, überdies in seiner Stellung zur Mitte schwankenden Teil und muß daher ein Abbröckeln vom Ganzen fördern. Daher weist auch im Falle eines Konfliktes, der hier immer auch Deutschland und Frankreich gegeneinander stellt, Deutschland Holland auf Flandern hin, sowohl zur Schwächung und Bedrohung Frankreichs wie zu seiner eigenen Verteidigung, schon als Gegengewicht zu Wallonien. Deutschland kann sich also mit Hollands eigenen Ausdehnungsbestrebungen begnügen. Für Frankreich umgekehrt weist Flandern auf Holland hin; das ist ein Weg, der im Niederland nach dessen eigenen staatlichen Tendenzen heute wider die Natur ist. So gingen denn auch alle Pläne zur Gewinnung und Aufteilung der Niederlande nur von Frankreich aus, nie von Deutschland.

Da die Niederlande Deutschland mit ihrer viel längeren Ostgrenze berühren, erscheinen sie für das Deutsche Reich in seiner bisher wesentlich abwehrenden Geschichte am meisten wie eine lange, unerläßliche Flankendeckung, die es nicht geschwächt zu wissen wünscht. Daß Holland sich militärisch gegen Deutschland nie halten könnte, liegt ebenfalls in der Länge dieser Grenze begründet. Die Verlängerung der unmittelbar deutsch-französischen Grenze bis an die See bildet die belgisch-französische Staatsgrenze, die daher

auch eine Fortsetzung der deutschen Defensivstellung ist und an die deutsch-lothringische Tradition erinnert. Während so Frankreich, sobald es niederländisches Gebiet betritt, auch die Offensive gegen Deutschland ergriffen hat, steht Deutschland an dieser Stelle immer noch in Defensivstellung gegen Frankreich schützend vor Holland, dessen Freundschaft es — ganz anders als Frankreich — schon um seiner Verteidigung willen braucht.

Jedoch auch wirtschaftlich ist Niederland von Deutschland als seinem Hinterlande zu sehr abhängig, als daß es je mit diesem in Fehde liegen könnte. Gegen Frankreich dagegen ist Niederland durchaus fähig, gewisse, manchmal erhebliche Kräfte ins Feld zu führen. Die Front dorthin ist schmaler und weiter von der Mitte der Niederlande entfernt. Flüsse und Sümpfe legen sich dem Eindringenden in den Weg. Der niederländische Angreifer findet gegen Süden aber fruchtbareres Land als im Osten. Wirtschaftlich ist Holland von Frankreich im wesentlichen unabhängig, und will dieses sich im Niederland dennoch größere Vorteile erringen, so muß es das Land teilweise oder ganz gewinnen.

Zum Teile anders wäre sicher die Lage, wenn ein Streit um Gebiete in Ost-Friesland oder am Niederrhein entstehen könnte, wie es einmal den Anschein hatte (1814). Sie sind aber längst dem Gesetze der Schwerkraft gefolgt und gänzlich und leicht von den Deutschen assimiliert worden, während solches den Franzosen trotz viel längeren und heißeren Bemühens mit Flandern nicht gelang. Kurz, Lage und Grenze der Niederlande gegen Süden sind ganz anderer Art als gegen Osten: Niederland lehnt sich mit seinem festen, gleichbleibenden Rücken an Deutschland, während es Front macht, sein Gesicht wendet gegen Süden und Westen, wie Frankreich gegen Norden und Osten. Die wertvollere Brustseite ist die bewegliche und kämpfende. Den Gegensatz zwischen der ruhigen Ostgrenze und der gefährlichen Südgrenze hebt noch mehr heraus die föderative stammhafte Struktur des verwandteren Deutschen Reiches, die sich stark abhebt von Frankreich, dessen Zentralisation die Kluft gegen Niederland viel schroffer gemacht hat; um so verderblicher, wenn dennoch einzelne Brücken hinüberreichen.

Endlich will es erscheinen, als ob in Deutschland die stärksten, dauerndsten Kräfte, trotz dem Rheinstrom, nicht nach Nordwesten neigten: wie sie ihn auch kampflos preisgaben, nicht wie Frankreich Flandern nach endlosem Kampfe — ja, als ob Deutschlands beste

Staatsmänner sich dessen wohl bewußt gewesen wären und Holland, als einen Damm gegen gefährliche Tendenzen, nicht ungern unabhängig und stark gesehen hätten. Das größte Interesse jedoch, das Deutschland im Niederland haben kann, geht auf den Rheinstrom und seine Mündung. Er fließt durch die Mitte des Landes und vereinigt im Gegensatz zu einer französischen Rheingrenze die Stellung beider germanischen Völker zu einer sinnvolleren rheinischen Mitte¹⁾.

Belgien aber, aus ungefähr gleichen Hälften zusammengesetzt, mußte unter die Vorherrschaft desjenigen Teiles geraten, der draußen die stärkste Gruppe hinter sich hatte: das ist Wallonien. Nur wenn Deutschland unbedingt auf die Seite Hollands tritt, kann das anders werden. Wenn auch Belgien ursprünglich gegen den Willen Frankreichs entstand und zu Holland eine sichernde, breite Grenzzone zu bilden schien, mußte es doch Holland wie Deutschland gleich bedrohlich werden, und je länger die französischen Tendenzen darin weiterwirken, umso mehr.

Für England schließlich ist Niederland das kleinste, doch nächste Gegenüber auf dem Kontinent und zugleich der Schwerpunkt des von ihm gewünschten Gleichgewichts kontinentaler Mächte, als auf der Mitte zwischen Ost und West gelegen. Doch das besitzerlose freie Meer trennt beide Länder, und dadurch gelten für dieses Verhältnis ganz andere Faktoren, die wir kaum mehr zu den konstanten zählen dürfen. Das Verhältnis beider Länder ist nicht unmittelbar landhaft bedingt, es kann nicht triebhaft, unveränderlich sein. Viel ausschließlicher als das deutsche und französische Interesse am Niederland ist das Englands von seinem Verhältnis zu anderen abhängig. Ein eigener, unmittelbarer Besitz dort kommt lange nicht mehr in Frage. Schon dadurch sind Englands Wünsche abhängiger von anderen Faktoren, berechneter, verwickelter, wechselnder. Dennoch bestehen auch hier gewisse Neigungen, die England, je nach der Verteilung der Kräfte, das sogenannte niederländische Glacis schwächer oder stärker wünschen lassen.

Den von ihm vorgefundenen, für England glücklichen Umstand, daß gerade an der Küste gegenüber sich der Schwerpunkt des politischen Gleichgewichtes für den europäischen Kontinent herausgebildet hatte in der Gestalt des kleinen, selbständigen, allein wenig

¹⁾ Friedrich Wolters: Der Rhein unser Schicksal (in Vier Reden über das Vaterland). Breslau 1927.

gefährlichen Niederland, an der Mündung des Rheins, diesen Umstand, der es ihm ermöglicht, wann immer es will, ohne große Mühe entscheidend in die Geschicke des Kontinents einzugreifen, hat es durch alle Wirren hindurch aufrecht zu erhalten gesucht. Wenn Deutschland oder Frankreich, die Hinterlandsmächte, sich dort dauernd festgesetzt hätten, wäre das für England unausdenkbar verderblich gewesen, es hätte das europäische Gleichgewicht endgültig zerstört und England seinen Handel zum guten Teile entrisen. Denn als Macht und als wirtschaftliche Einheit sind auch die Niederlande selbst ein wichtiger Faktor für die englische kontinentale Politik. Bei ihrer — im Sinne Englands — unvergleichlichen Lage sind sie in ihrer größten Ausdehnung nicht weniger als ein Drittel von England groß.

Freilich hat England einmal auch direkten Landbesitz in den Niederlanden erstrebt und besessen: Dünkirchen als Ersatz für Calais. Doch längst hat es solche allzu gefährdeten Posten aufgegeben. England wünscht nicht, sich angreifbar zu machen. Sogar gut zu verteidigende Punkte mit hoher Einzelbedeutung wie Antwerpen hat es nicht begehrt. Und auch Flandern, wie wichtig es auch für England war, wie eng manchmal damit verbunden und wie locker meistens mit den anderen Mächten, war nie englischer Besitz. Um es wirklich zu sichern, hätte England ein Uebermaß an Kraft dem Kontinent zuwenden müssen. So blieb es immer das Gegenüber, nutzte wohl, aber band sich nie und konnte daher immer wieder seine Stellung wechseln.

Weil Englands Verhältnis zum Niederland nicht sinnlich und immerwährend ist, nicht auf einfachem An- und Abprall beruht, vielmehr von der Beziehung aller zu allen abhängig gemacht wird, ist es auch der empfindlichste Anzeiger für geringe Wechsel in diesen Beziehungen. Endlich reagiert England sehr genau auf den Zustand der Niederlande selbst. Denn es ist ihnen gegenüber nicht frei von Furcht, da es wie diese sein Gebiet nicht erweitern kann, vom Meere abhängt, da sich weiter die unendlich feinen, wandelbaren Fäden des Handels zur See und die Interessen der weit verbreiteten Kolonialreiche beider überall kreuzen. In Europa wechselt Englands Druck auf die Niederlande nicht wie der der anderen nur nach seiner Schwere, sondern zugleich nach seiner Richtung; es blieb nach einem Stoß nie selbst auf der Stelle, sondern zog sich immer wieder zurück, Niederland sich selbst überlassend. So wahrte England zu-

sammen mit Deutschland Hollands Unabhängigkeit, bekämpfte mit Frankreich seine Größe, vereinigte es mit Belgien und half es wieder davon trennen.

Läßt sich Frankreichs Haltung gegenüber den Niederlanden eindeutig fassen, als ein vordringendes Aufteilen bis zum letzten, die Deutschlands als Wahrung ihrer Ganzheit, und ist ihre Betrachtung in erster Linie in der Wissenschaft von Volk und Raum, in der Geographie zu Hause, so ist Englands Haltung vielmehr zeitgebunden, reagierend und steuernd, im eigentlichen Sinne politisch und historisch bedingt.

II. DIE ENTWICKLUNG IN DER NEUZEIT

Holland und Flandern

In der Zeit zwischen dem Zerfall des letzten größeren Lotharisch-Burgundisch-Habsburgischen Mittelreiches in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts und dem Sturze Napoleons in den Befreiungskriegen haben die nördlichen und die südlichen Niederlande keine Einheit mehr miteinander gebildet. Obzwar die religiös-politische Erhebung gegen Habsburg ursprünglich durchaus die gemeinsame Sache beider eigentlich niederländischen Volksteile war und in der Mystik und dem Realismus des Südens mindestens ebenso sehr ihre Wurzel hatte wie in dem härteren Eigensinn und Individualismus des Nordens, gelang es nur dem zurückgelegeneren Norden, sich militärisch gegen Spanien zu halten¹⁾.

Einmal, in größter Not, rettete England es von der Seeseite her und entschied damit seit dem hundertjährigen Kriege nach langer Unterbrechung zum ersten Male wieder die Entwicklung auf dem Festlande.

Doch hatten sich die Träume und Pläne Wilhelms des Schweigers immer auch auf die südlichen Niederlande, in denen er erzogen worden war, bezogen. In religiöser Beziehung weitherzig oder indifferent, mehr praktischer Staatsmann als sentimentaler Volksführer²⁾, waltete er mehr über das Ganze, als daß er im einzelnen in-

1) Geijl, P.: op. cit. S. 65 ff.

2) Schiller, Fr. von: Abfall der Niederlande. I. Buch, S. 72 ff. So zeigt uns Schiller in der schönsten seiner historischen Darstellungen die Gestalt dieses unvergleichlich sympathischen Helden und schuf uns gemeinsam mit den Moro'schen Porträts den einzig massgebenden Eindruck von diesem Prinzen.

teressiert gewesen wäre; schließlich war er Fürst und Fremdling und konnte die engeren Vorurteile der nördlichen Städte gegen weiteren Landgewinn nicht teilen, auch wenn er sich der Notwendigkeit beugen mußte. Noch in den letzten Jahren des Befreiungskrieges scheiterten unter seinem zweiten großen Sohne, Friedrich Heinrich, die letzten, vom Norden ausgegangenen und ernst gemeinten, großzügig eröffneten Vorschläge zur Wiedervereinigung aller Provinzen an der katholischen Intoleranz des wieder katholisch gewordenen oder verbliebenen Südens¹⁾. Ebenso scheiterten Friedrich Heinrichs Anschläge gegen Antwerpen an der Eifersucht der nordischen Kaufstädte, die auf dem Untergang Antwerpens nach der Scheldesperre ihre Größe begründet hatten, während der erschöpfte spanische Widerstand gegenüber Frankreich, Hollands Bundesgenossen, neu auflebte. Dennoch blieben auch die südlichen Provinzen zwar ohne Selbständigkeit, aber doch bis zu einem gewissen Grade für sich und als Einheit bestehen.

Einst im Mittelalter hatten Wallonien und Brabant, wie die nördlichen Niederlande, eine seit den salischen Kaisern fast vergessene Ecke des Deutschen Reiches gebildet, während das germanische Flandern sich in bewußtem Kampf von Frankreich losgelöst hatte. Seit 1578 waren germanische und romanische Volksteile zusammengefaßt, doch ohne eigene Kraft und stärkere gemeinsame Eigenart zu gewinnen, abhängig von dem Wettkampf der eifersüchtigen Mächte, die das kleine Mittelland, jenes berühmte Schlachtfeld Europas, umstritten. Hierin sieht Pirenne das „ewige Belgien“, gleichsam als vorbestimmte Naturnotwendigkeit²⁾, oder als Vermittlung, wo es nicht immer viel zu vermitteln gab. In Wahrheit erscheint es so nur in der liberalen Zwecksetzung eines Gleichgewichtes der großen europäischen Mächte, als das immer labile Schiebestück in der Unordnung und dem inneren Kampfe des Kontinents. Immer wieder ist der Bestand Belgiens die Folge eines unentschiedenen Kampfes anderer, deren keines Kraft ganz erreichte, es zu gewinnen; immer wieder wird es die Ursache neuer Verwicklungen.

Selbständig und aus eigener Kraft, und sei es nur aus innerer Einheit heraus, hat Belgien als solches niemals bestanden, Flandern

¹⁾ M. Jossion: *Frankrijk, de eeuwenoude vijand van Vlaanderen en Wallonien*, Breda 1913, S. 151.

²⁾ Pirenne: *Geschichte Belgiens*. Dieser Gedanke bildet gleichsam den roten Faden in Pirennes grundlegendem Buche.

aber nur, so lange einzelne Städte für sich, ohne viel Hinterland, selbständige Metropolen bilden konnten, aber immer nur in knappster Notwehr: schon gegen die burgundischen Herzöge konnten sie sich nicht mehr halten. Aber auch unter jenen Herzögen blieb ihr Land das wichtigste, waren seine Männer als Künstler und Kaufherren die fruchtbarsten. Ohne sich an Holland anzulehnen, konnte auf die Dauer das kleine Land sich seine Selbständigkeit nicht bewahren. Erst als allmählich sämtliche Provinzen des Nordens und des Südens unter einer burgundisch-österreichischen Oberhoheit vereinigt wurden, gelangten die Flamen zum einzigen und die Holländer zum ersten Male zu einem festeren eigenbestimmten Staatsbestand von wahrhaft europäischer Bedeutung. Das war, als ein Sohn des Nordens, Graf Egmont, in Flandern begütert und beliebt, die kaiserlichen Heere gegen Frankreich führte, als der Oranier der Freund und Vertraute Karls V. war¹⁾).

Mit der Genter Union hatte der Schweiger die Einheit aller Provinzen durch ihre Unabhängigkeit besiegeln wollen. Nur allzubald folgten die Atrechter und die Utrechter Union, in denen sich Freunde und Gegner Spaniens getrennt gegenüberstanden, nicht zum geringsten auf Betreiben französischer, artesischer Landesteile²⁾). Seitdem haben fast nur noch die Oranier ihre Augen freiwillig auf den Süden gerichtet. Sowohl Moritz als Friedrich Heinrich und auch Wilhelm II. in seinem jäh vollendeten Leben hatten für Niederland ganz anderes geplant, als ihm zuteil ward. Den beiden ersten verdankt es Holland, wenn es sich doch noch nachträglich eine Strecke weit in die katholisch gebliebenen Landesteile südlich der grossen Flüsse hinein ausdehnte und so doch besser bestehen konnte: nicht mehr als bloßer Küstenstreifen, sondern als gewisse kleine Territorialmacht. Viel später, in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, verdankte Holland es ebenso nur dem stolzen Starrsinn König Willems I., der der Tradition seines Hauses treu blieb, daß es seine südlichen Provinzen ungeschmälert und geschlossen wiedererhielt.

Es lag nicht allein, nicht einmal in erster Linie an dem Widerstand fremder Mächte, wenn Holland sich auch in der Zeit seiner größten Machtentfaltung und trotz vieler Siege zu Wasser und zu Lande nicht weiter nach Süden über alle seine Volksteile ausdehnte. Die Träger von Hollands Größe, die republikanisch-aristokrati-

¹⁾ Schiller: op. cit. I. Buch S. 77.

²⁾ Geijl: op. cit. S. 65.

schen Seestädte der Küste, hatten weder den Sinn noch die Fähigkeit zu kontinentaler Eroberung und wünschten nicht einmal eine Landeserweiterung, die sie wenn schon gewinnen, so doch schwerlich hätten behalten und verwalten können; sie schien ihnen lästig und gefährlich. Selbst zur unmittelbaren Verteidigung geschah kaum mehr als das Notdürftigste, bis es zu spät war. Man denke an die — auch rein militärisch — gänzlich unzulängliche und unhaltbare Festungsbarriere durch Belgien, die so schwer ausbedungen so viel Mühe kostete und dazu noch schlecht genug in Stand gehalten wurde¹⁾.

Der eigene Wille und das Bewußtsein des Landvolkes waren in jenen Zeiten im Norden wie im Süden noch allzu schwach, und die Macht des großen Geschlechts der Oranier, die es vertraten, war zu gering und zu oft unterbrochen, um den beschränkten kaufmännischen Sinn der Stadtregerungen aufwiegen zu können und die mehr kontinentalen Interessen des Stammes geltend zu machen. Doch fanden noch im Jahre 1663 erfolglose Annäherungsversuche vom noch spanischen Süden aus statt²⁾. Sie mißlangen, nicht, weil der Norden nicht wollte, sondern durch die Eroberungs- und Teilungsgelüste des französischen Bundesgenossen, auch aus dem Wunsch heraus, ein Zwischengebiet zu bewahren gegen Frankreich, das nun immer entschlossener gegen die südlichen spanischen Provinzen vorging und endlich gegen Holland selbst, und so, aus einem Verbündeten gegen Spanien, über dieses hinweg mit seiner wachsenden Macht zu dem gefährlichsten Gegner Hollands zu Lande wurde. Von der Seeseite aber drohte nicht weniger die ganz anders geartete Gefahr durch England, mit dem, bald nach der Festigung von Hollands Unabhängigkeit und Größe, die Konkurrenzkriege angingen. 1672 fallen beide großen Gegner gleichzeitig über Holland her. Wenn sich auch bald für England die Notwendigkeit zeigte, in Abwehr gegen das allzu mächtige Frankreich Hollands Seite wieder zu ergreifen, so hatte doch die Zeit seiner offenen Gegnerschaft gegen die beiden Westmächte Hollands höchste Macht bedeutet. Erst die direkte Bedrohung der flämischen Küste durch Frankreich hat England stutzig gemacht³⁾. Die allzu geringe territoriale Ausdehnung im Süden, das fehlende Hinterland und die mangelhafte Anlehnung im Osten haben es Holland nicht ermöglicht, eine große und

¹⁾ K. Hampe: Das belgische Bollwerk. Berlin 1918.

²⁾ Josson: op. cit. S. 162 ff.

³⁾ W. Windelbandt: Die auswärtige Politik der Großmächte 1494/1919 Berlin 1922, S. 147.

wahrhaft selbständige Politik weiterzuführen. England durfte es sich erlauben, sich Hollands anzunehmen.

Als nun im Laufe des späteren 17. Jahrhunderts Hollands Übermacht zur See und große Teile seiner Vorherrschaft in der kolonialen Welt allmählich an England verloren gingen, verschwand damit auch Hollands glänzende Ausnahmestellung. Die Großmächte des Kontinents grenzten sich als geschlossene Wirtschaftskörper ab, und Holland bereute es zu spät, sich nur mit einem Fuß aufs Land gestellt zu haben: es wurde schwach und bedeutungslos. Gerade unter seinem größten Führer, Wilhelm III. von Oranien, bildete sich zum ersten Male für Holland eine Lage heraus, die als Vorbild für alle späteren gelten darf. In seiner Jugend hatte sich Wilhelm mit seiner kleinen holländischen Landmacht mannhaft gewehrt gegen Ludwig XIV., während Hollands Flotte unter de Ruijter noch die englische schlug. Nur schwach wurde Wilhelm unterstützt von einigen deutschen Mächten. Als sich später die Lage in Europa durch sein Zutun verschoben hatte, mußte er in seiner Vollkraft — wie so oft ein kontinentaler Fürstenson — das entartete Königsgeschlecht auf dem Throne Englands ersetzen und seine verworrene Politik richten. Es geschah zu Gunsten Englands und des Gleichgewichts in Europa, aber es wurde Holland zum Unglück, denn es war neben England für den Oranier von untergeordneter Bedeutung geworden. Als bald England und die deutschen Mächte zum Angriff gegen Frankreich übergingen, vermochte Holland seinem Statthalter zu wenig Rückhalt zu gewähren; er mußte sich hauptsächlich auf England stützen. In Belgien wüteten seine Schlachten, doch Holland war kaum viel mehr als das Bindeglied zwischen England und seinen Bundesgenossen.

Trotz Wilhelms III. vorzeitigem Tode wurde der Kampf weitergeführt. Aus dem Erbfolgekrieg ging England als der nunmehr unumstrittene Herrscher zur See hervor. Als so Holland endgültig von seinem Mitbewerber zur See überflügelt worden war, hatte es andererseits nicht an der Erkenntnis des Notwendigen und an Versuchen, die südlichen Provinzen wieder zu erhalten, gefehlt. Mehr als durch innere Zwietracht wurde der neue Bund aller Niederlande nach der Schlacht bei Ramillies durch die Politik der Mächte und durch die Eifersucht Englands verhindert¹⁾. England überließ im entscheidenden Augenblicke die Bundesgenossen sich selbst und

¹⁾ Jossou: op. cit. S. 211/213.

verhinderte nicht einmal die Zerstückelung der belgischen Südgrenze durch Frankreich¹⁾. Habsburg, die entfernteste der deutschen Mächte, erhielt für das nächste Jahrhundert Belgien und übernahm die Abwehr gegen Frankreich. England hatte in Oesterreich seinen richtigen Bundesgenossen gefunden. In bezug auf die Niederlande gilt es Oesterreich wohl zu unterscheiden vom Reich oder Preußen; es hatte zu ihnen ein ähnliches Verhältnis wie England, da beider Beziehungen infolge des fehlenden landhaften Zusammenhangs nicht fest gerichtet, sondern verschiebbar waren. Nur waren sie durch die entferntere Lage unendlich lockerer und mittelbarer; außerdem war Oesterreich meistens Gegner Frankreichs, und da es als Landmacht Holland nicht zu fürchten brauchte, war es ihm meistens freundlich gesinnt. Daß Oesterreich die südlichen Niederlande wiedererwirbt, ist damals schon fast mehr im Sinne der französischen-feindlichen Allianz als im eigentlich österreichischen Sonderinteresse gelegen anzusehen. Es ist der Anfang der ersten Gleichgewichtsära und damit zugleich der englischen großen systematischen Politik. Für Holland war, so lange es, über den schwachen spanischen Besitz hinweg, im Kampf gegen Frankreich stand, die Notwendigkeit und der Anreiz zu einer gewissen Machtentfaltung dauernd gegeben und zugleich die immer wieder auftauchende Möglichkeit einer für beide Länder vorteilhaften Teilung der südlichen Provinzen. Seit dem Frieden von Utrecht aber liegt es sicher eingekapselt.

Bis dahin hatte England für Holland im großen und ganzen trotz mancher Wechselfälle zwifache Bedeutung: Sicherung seiner Existenz in der Not, aber Beschränkung seiner Größe, das hieß meistens Hilfe zu Lande, Gegnerschaft auf dem Meere, Hilfe gegen Spanien und Frankreich, Feindschaft in den Kolonien. Dabei war natürlich die Hilfe wechselseitig, war Holland, soweit es selbst bescheiden war, Englands Söldner und Brückenkopf auf dem Festland und diente dazu, Frankreich von Englands eigentlichem Bereiche und den besten Häfen des nördlichen Kontinents—Holland sperrte immer noch Niederlands großen Hafen, Antwerpen — fern zu halten.

Nach 1700 fiel Holland als Gegner Englands aus und im 18. Jahrhundert konnte es meistens in Frieden mit diesem Lande leben, denn die Bedingung, unter welcher es jenem unangenehm werden

¹⁾ Jossion: op. cit. S. 225, 233.
Hampe: Belgiens Vergangenheit, S. 27.

konnte, war nicht mehr gegeben. Es durfte sich nicht wiederherstellen, durfte sich auf dem Kontinent keinen Ersatz schaffen für das, was es auf dem Meere verloren hatte, es durfte Belgien oder noch einen größeren Teil der Küste, als es bereits besaß, nicht erhalten. Belgien kam an Oesterreich, wo es am sichersten geborgen schien gegen Frankreich, am ungefährlichsten für England. Denn Oesterreich war keine Seemacht, konnte am wenigsten mit Belgien machen, war aber die stärkste Landmacht des befreundeten Kontinents, der sicherste Hüter gegen Frankreich.

Holland war für den Dienst zu Lande zu schwach geworden und mußte es nun wohl bleiben. Es verlor immer mehr an Bedeutung. Auch brauchte England es nicht mehr. Preußen war auf der Bühne erschienen, an Stelle der im Norden längst geschwundenen Macht des Reiches. Es versprach bessere Söldnerdienste und von ihm schien nicht zu erwarten, daß es jemals die Hände nach der britischen Seesphäre ausstrecken würde. Im siebenjährigen Kriege entstand zum ersten Male die seltsame Konstellation, in der Oesterreich und Frankreich zusammenstanden gegen England und Preußen¹⁾. Holland lag unbeteiligt dazwischen. Noch einmal erhob es sich kläglich an Englands Seite gegen den Kaiser Joseph, als dieser die flämische Küste zu neuem Leben erwecken wollte. 1787 rettete Preußen sein morsches Regiment, mit englischer Zustimmung, gegen frankonisierende Umtriebe. In Belgien erhob sich eine kleine patriotische Schar vergeblich gegen Oesterreich, immerhin ein wichtiges Vorzeichen; denn die Bewegung war mächtig genug, für eine Weile das ganze Land zu befreien. Die Ideen des Aufstandes waren derart gemischt aus alten feudalen, niederländischen Rechten und neuen französischen Anschauungen, daß kaum zu bestimmen ist, was er bedeutete, ob es für Holland zu spät oder ob seine Zeit gekommen war: es unterstützte ihn schwach. Der Hof im Haag, die hohenzollernsche Prinzessin von Holland, trugen sich mit Plänen einer Einigung mit dem Süden²⁾, doch die Aufständischen wollten nicht so weit gehen, England war abgeneigt, und die Oesterreicher kehrten wieder zurück.

Doch bald brach alles, Belgien und Holland zuerst, zusammen vor neuer französischer Übermacht, es zeigte sich, was eine durchschla-

¹⁾ Windelbandt: Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit 1494/1919. Berlin 1922, S. 216.

²⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 91/92.

gende kontinentale Macht noch vermochte. Die Einheit war zum ersten Male wieder da, wenn auch nicht die Selbständigkeit. Einen Augenblick lang erhoben sich die flämischen Bauern gegen Bonaparte, aber im Norden und Osten niemand. Wegen Flandern wandte sich England gegen die Revolution und Napoleon¹⁾. Die Verschränkung der holländischen und flämischen Häfen bildete einen der wichtigsten Schlüssel für das kontinentale System. Antwerpen sollte die „gegen das Herz Englands gerichtete Pistole“ werden²⁾. Es hat Napoleon die Zeit gefehlt, sie genügend wirksam werden zu lassen.

Als sich Ost-Europa erhob, erwachte auch in Holland der Widerstand, und es nahm, wenn auch schwach, Anteil am Kriege; Belgien wurde den Franzosen entrissen. Preußen und Russen befreiten die Niederlande. Auf dem Wiener Kongress stand Holland wieder als eine kleine eigene Macht da. Über Belgien mußten die Großmächte entscheiden.

¹⁾ Windelbandt: op. cit. S. 250.

²⁾ Hampe: Belgien, S. 41.

DIE VEREINIGUNG

Die Gestalt Willems I., des letzten bedeutenden Oraniers, ist über sein Königtum hinaus nicht einmal in Holland sehr bekannt. Das Bild, wie er als Jüngling mit seinem Vater vor den französischen Revolutionsheeren über See nach England geflohen war und, als längst gereifter Mann, über See von England her wiederkehrte zur vaterländischen Küste, entzieht dem gewöhnlichen Blicke meistens die Kehrseite: wie er von England sehr bald, in bewußtem Gegensatz zu seinem Vater¹⁾, sich nach Preußen zurückzog, wie er später noch einmal dorthin zurückkehrte als enttäuschter, erbitterter Greis, dessen beste Bemühungen gescheitert waren, der sein Volk in Schulden und verarmt unwirsch seinem schwächeren Sohne zurückgelassen hatte: trotzdem — nach den Worten des großen Herzogs von Wellington, desjenigen seiner Zeitgenossen, der als Mitständer und als Gegner am besten urteilen konnte — „einer der weisesten Könige seiner Zeit“²⁾). Es ist ein merkwürdiges Zeichen, wenn in der Verbannung vor seiner Thronbesteigung Willem noch einmal nach dem Tode seines Vaters auf die Regierung des kleinen nassauischen Stammländchens angewiesen ward, um es danach für sich und sein Haus auf immer zu verlieren.

Doch mehr hat er in jenen Jahren bedeutet³⁾. Während sein Bruder die österreichische Armee in Italien führte und dort starb, festigte er seine Beziehungen zu Berlin und diente bei den Preußen. Nachher, als regierender Fürst, war er der eine von den beiden, die sich weigerten, dem Rheinbund beizutreten, wurde nach Jena einmal gefangen, seiner Länder verwiesen und wirkte weiterhin politisch: Stein und Gentz trugen ihm als dem geeignetsten Manne die Führung jenes allgemeinen Bundes gegen Frankreich an, der dann schließlich erst 1813 in ganz anderer Form zustande kam, ohne ihn. Dennoch mag er sich in jenen Jahren seine Sphäre gebildet und diese ihn für weiterhin, weniger im politischen als im menschlichen, ge-

¹⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 90 ff.

²⁾ Gedenkstukken, S. u. a. 226.

³⁾ Bosch Kemper: Staatkundige Geschiedenis van Nederland tot 1830, Amsterdam 1868, S. 376/377.

fühlsmäßigen Sinne, gefestigt haben. Politisch — soweit er denn überhaupt Politiker war und nicht der Gewohnheit seiner Tage in Preußen und Holland entsprechend Regent und Verwalter, im Gegensatz zu seinen Vorfahren — war er wie diese Opportunist. Menschlich aber bereitete sich damals jener persönliche Kreis der Monarchen und ihrer höchsten Vertrauten vor, der später, weder im Einklang mit dem ideologischen Geiste noch mit den wachsenden Wirklichkeiten des Zeitalters, die „Heilige Allianz“ bildete. Es war eine persönliche Verbundenheit der letzten, allmächtigen, doch wenig bedeutenden Oberhäupter, bald fast ebenso sehr im gemeinsamen Gegensatz zu ihren Völkern als zu Frankreich, eine Verbundenheit, die sich dann auf dem ständischen Interesse gründete, oder sogar, wie im Falle Friedrich Wilhelms III., auf Dankbarkeit, — jener seltsamsten politischen Eigenschaft —¹⁾.

Doch mag sich in diesem Falle Willem I., entsprechend seiner Sache und dem Geiste der Befreiungskriege, in einem mehr sachlichen Einverständnis namentlich mit den militärischen Führern befunden haben²⁾, als er 1813 das Hauptquartier zu Breslau verließ, um England für die Sache seines Landes zu gewinnen. England hatte bis dahin auf den Gang des Krieges wenig Einfluß genommen. In den Jahren der französischen Besatzung hatte es nie offen seine Wünsche in Bezug auf Holland äußern wollen. Es hatte dessen Wiederherstellung nicht zu einem festen Punkte seines Programms erhoben. Als i. J. 1802 die Engländer gemeinsam mit den Russen eine Landung an der Küste Nord-Hollands versuchten, war der Prinz zwar dabei, doch ritt er fast wie ein Verstoßener ohne Macht und Glück umher³⁾.

Wir wissen, daß Castlereagh ursprünglich überhaupt nur daran gedacht hat, Belgien einer Großmacht, sei es wieder Oesterreich oder auch jetzt Preußen, zu geben⁴⁾. So wie England 1799 Prinz Willem in seinen belgischen Plänen entgegen gearbeitet hatte, so war es auch noch viel später Proben mit dem Oranierhause in Belgien abgeneigt⁵⁾. Wenn sich Willem nun trotz allem im ent-

¹⁾ Cecil: British foreign secretaries, 1807/1916 S. 24. „relations in themselves worthy of all respect once they were founded on the rarest of qualities, political gratitude“. London 1927.

²⁾ Blok: Geschichte der Niederlande. IV S. 172.

³⁾ Damals, noch vor der Annexion durch Frankreich, wurde er auch in Holland selbst, von einer mächtigen Gruppe abgelehnt. (Colenbrander: Belg. Omw.) Anders wurde es später, besonders durch den Kronprinzen, fügsameren Charakters, der unter Wellington in Spanien kämpfte und um die Hand der englischen Prinzessin Charlotte anhielt.

⁴⁾ Colenbrander: Vestiging van het Koninkrijk, S. 156.

⁵⁾ Colenbrander: Omwenteling, S. 91/92.

scheidenden Augenblick nach England begab, so mag das weniger um militärischer Hilfe willen gewesen sein, die ihm dann auch in unerheblichem Maße zuteil ward, als vielmehr, weil er klar einsah, von welcher ausschlaggebenden Bedeutung Englands Wille Holland gegenüber war. In einem Memorandum an die englische Regierung zeigte er dann seine Ansichten über die zu verändernden Regierungsformen und zugleich über die Erweiterung der Grenzen: endlich wollte er das Königreich und die Erweiterung im Süden¹⁾. Doch er suchte auch, vorsichtig und nicht gerade stolz, die Ansicht der Engländer zu erfahren — wohl das einzig Mögliche damals wie heute für ein kleines und, wie es heißt, unabhängiges Land; er stellte sich unter englische Vormundschaft, nicht unter deutsche. England zeigte sich ihm in beidem günstig und versprach seine Hilfe. Wie hätte es jetzt anders sollen, wo der Vorschlag in der Form kam, daß er die völlige Abhängigkeit versprach, während die Franzosen noch in Antwerpen standen? War doch Englands Politik in Einzelfragen immer eine des Augenblicks²⁾.

Umstritten ist dennoch die Frage, wo der Wille zur Vereinigung der südlichen und nördlichen Niederlande in erster Linie zu suchen ist. Das Niederland des 19. Jahrhunderts betrachtet die Vereinigung als beiden Ländern aufgedrängt. Schon Bosch Kemper sagt: „So wurde durch das Machtwort der Diplomatie die Einheit von Holland und Belgien festgesetzt“³⁾. Wenn dagegen Colenbrander annimmt, um des Königs späteres Mißgeschick als dessen eigene Schuld fassen zu können, daß der junge Prinz schon immer, schon von seiner Mutter her, unter preussischem Einfluß solche Pläne mit sich getragen habe⁴⁾, so dürfte auch das richtig sein und dem vorigen nicht unbedingt widersprechen. Nicht um eine Schuld, doch um ein hohes Verdienst, Willen und Absicht statt Zufall und äußerer Einflüsse, um eine Konsequenz durch das ganze Leben des damaligen Führers zu zeigen, dürfte auch der großniederländischen Geschichtsschreibung daran gelegen sein, dasselbe nachzuweisen.

Die Frage nach der Originalität des Gedankens ist nichtig. Wir wissen, daß Pläne und Versuche zu dieser Einigung seit 1635 immer

¹⁾ Bosch Kemper: op. cit.

²⁾ Seeley: *Expansion of England*.

³⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 438.

⁴⁾ Colenbrander: *Omwenteling*, S. 91/92, jedenfalls sind damals, um 1790, viele in beiden Ländern für den Anschluß gewesen, so wie später, als England noch abgeneigt war, für eine gemeinsame Befreiung. Colenbrander sieht darin nur die Not des Augenblicks. Er sieht nicht das Entscheidende und Wiederholbare jenes Augenblicks.

wieder aufgetaucht sind, seit der Trennung, 1578, nie ganz erloschen waren¹⁾, und daß sie zuletzt vor der großen Revolution wieder deutlicher wurden. Doch werden uns die feineren Kenntnisse und Stimmungen der Zeitgenossen, in denen der alte Gedanke wiedererwacht war, nie wieder ganz zugänglich werden. Worauf es ankommt zu wissen, ist vielmehr: wer es damals gewollt, wer es möglich gemacht, wer es durchgesetzt hat.

Was nun die Neigungen in Holland selbst 1813 und 1814 betrifft, so haben wir vor allem die Zeugnisse Falcks, des Mannes, der, an verschiedenen Stellen, doch in all diesen Jahren an den entscheidendsten im entscheidenden Augenblick gestanden hat, für alles was England und Belgien betraf. Sowohl in der Freude des Gewinnes wie in der Trauer des Verlustes, in seinen nachträglichen Memoiren wie in gleichzeitigen Briefen an seinen Freund, den damals sehr bekannten und viel gelesenen Dichter Jacob van Lennep, bekennt er sich zu der Idee des Anschlusses als einer ihm wie jenem alt vertrauten. Er kennt sie aus seiner Jugend von jenem Pradt²⁾, der den Gedanken — wobei er an einen Schutz für Preußen dachte — einmal in Schriften in Holland vertreten hatte. Mehr Gelehrter oder doch Staatsmann als Diplomat, im Grunde nicht Täter, doch willig den Umständen sich darbietend, die ihn immer wieder ans Ruder rufen, zugänglich, betrachtend und vornehm, nach seinen eigenen Worten eigentlich fast faul, freundlich und voller Rücksicht, doch wenig doktrinär und theoretisch, auch in schweren Zeiten politischer Arbeit noch am liebsten literarischen Fragen und antiker Dichtung zugewandt, später mehr die Ruhe nach der Arbeit, die Erholung im Süden als den Sieg begehrend, äußert Falck in fast naiver Weise seinen freudigen Stolz, als Staatsminister für die Erfüllung seines liebsten Traumes so wichtige Schritte tun zu dürfen. Wenn es auch die Niederländer wenigstens in den späteren Jahren bedauern konnten, keinen geschickteren, aktiveren Diplomaten, keinen verbisseneren, härteren, hassenderen Mann als ihren Vertreter ins Feld führen zu können, so hätten sie doch bei der Einigung mit Belgien keinen gerechteren gefunden, keinen, der besser geeignet gewesen wäre, das Edle und Vernünftige ihrer Absichten unangreifbarer mit seiner Person zu belegen, und die Vorwürfe von belgischer und später auch von holländischer Seite entschiedener zurückzuweisen.

¹⁾ Jossion: op. cit. S. 162.

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 135 und S. 292.

Doch nicht nur der König, Falck, Van Lennep, auch die meisten anderen hervorragenden Männer in Holland haben 1813 die Verbindung gewollt oder doch leicht und gern angenommen. Daß das Volk dabei wenig oder garnicht befragt wurde, konnte schwerlich anders sein und eine Befragung hätte die Sache nicht vernünftiger entschieden. Ein politisch fühlendes, denkendes oder auch nur wagendes Volk gab es damals in Holland nicht. Sogar an der Befreiung der eigenen alten Heimat hatte es nur schwachen Anteil gehabt. Der handfeste Zorn der Preußen lag ihm ferne. Die kleinen, vorzeitigen Volksaufstände wurden von der französischen Besatzung leicht unterdrückt. Die eigentliche Erhebung schließlich erfolgte, als bereits Preußen und Kosaken mitten im Lande standen und die Franzosen sich schon zurückzogen: es war das wohl überlegte Werk verhältnismäßig weniger Männer meistens aus den alten Regenten- und Patrizierkreisen, die das Volk aufwiegelten, wohl bewußt, daß die Bundesgenossen Holland nicht als willenslose Beute vorfinden durften¹⁾. Das gewöhnliche Bürgertum aber fürchtete ebenso sehr den Haß des Volkes gegen die Franzosen wie diese selbst und wünschte vor allem ein vorsichtiges Abwarten²⁾. Alles aber wartete auf den Prinzen von Oranien: „Keine andere Lösung wurde vernommen, keine andere Farbe getragen“³⁾. So blieb es, als die Franzosen vertrieben und der Prinz gekommen war: — die große Menge hatte ein unbegrenztes Vertrauen in die Zukunft. Man überließ das Weitere den „Herren“ —⁴⁾. Die künftige Staatsform aber fand wenig oder gar kein Interesse.

So waren es in der Tat die lenkenden und einsichtigen Gewalten des Volkes, die mit wenigen Ausnahmen für die Vereinigung eintraten. — Was bedeutete damals demgegenüber die dumpfe Abneigung des nordniederländischen Volkes, hervorgehend aus unbegründetem konservativem Sinn, aus Angst vor Veränderungen und der Furcht der Amsterdamer Kaufmannschaft vor der geöffneten Schelde, das Bangen der Frommen vor kirchlichen Trennungen!—⁵⁾ So ungefähr führt noch im Jahre 1816, nachdem schon die ersten inneren Reibungen mit dem Süden infolge der Vereinigung stattgehabt hatten, Gijsbert Karel van Hogendorp, der Entwerfer der

¹⁾ Blok: op. cit. S. 191.

²⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 372.

³⁾ Ebenda.

⁴⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 390.

⁵⁾ Ebenda S. 497 (Rede v. Hogendorp).

niederländischen Verfassung in einer Parlamentsrede aus; er wurzelte mit seiner Jugend noch in den Kreisen der alten Regentschafts-Regierungen, war 1813 die Seele der Erhebung gewesen, hatte aber neben dem König nicht recht Platz und stand jetzt bereits etwas abseits; den Verfassungsveränderungen, die der Süden durchgesetzt, hatte er eben so manches von seinen Gesetzesplänen opfern müssen, wie er noch mehr dem Königtum und dem geschlossenen Nationalstaat geopfert hatte. Die Männer von 1813 in Holland, die Gegner eines Napoleon, die Verbündeten eines Stein und Gneisenau, hatten noch einen großen politischen Sinn. Man hat die Empfindung, daß Revolution und Empire reinigend und stärkend auf die alte Republik gewirkt hatten. Und sie, die so viele Stürme über sich hatten ergehen sehen, hatten den Wagemut nicht verloren und zogen es vor, neue Mühen und Gefahren auf sich zu nehmen, statt sich in engere Verhältnisse zurückzuziehen. Hogendorp fährt dann in jener selben Rede im Parlament fort, auf die Anschlußfrage und das Jahr 1813 zurückweisend, nachdem er eine unwesentliche Abneigung des Volkes im Norden dargetan: „In den nördlichen Provinzen kam die Sache von oben, aus den Ratsälen der Regierung, zuerst zur Rede.... Das gesunde Urteil der Nation führte sie auf die rechte Spur. Unsere Vorfahren, sagte man, haben gewünscht, die Trennung zu vermeiden, und nachdem diese geschehen war, jene Länder angesehen als unsere Vormauer; wie sollten wir uns denn nicht denselben anschließen? Europa hat entschieden, daß die Vereinigung notwendig ist für das Gleichgewicht im allgemeinen Interesse. Was können wir an diesem Entschluß ändern? Holen wir indessen bei der Vergangenheit Rat, so finden wir, daß wir vereinigt groß und glücklich waren unter den Fürsten Burgunds und Oesterreichs. Die Streitigkeiten über die Religion haben uns voneinander entfernt; doch wir erleben ein Jahrhundert der Verträglichkeit, die in Deutschland, in Frankreich und auch unter uns die Überhand gewonnen hat. Allgemeinen Schutz ist die Regierung der Religion schuldig, welche immer es sei, und allgemeinen Gehorsam ist das Volk seinen Fürsten schuldig, welchen Glaubens es auch sei. Christen hassen und verfolgen einander nicht mehr wegen verschiedener Meinungen. Diese Gedanken sind immer allgemeiner geworden, und die Nation in den nördlichen Provinzen ist so vergnügt über die Vereinigung, daß nicht eine Schrift dagegen herausgekommen ist“¹⁾). Man sieht, welchen Geistes

¹⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 497/98.

dieser Mann war, doch zugleich, wie weitherzig und wie gern im Grunde die Holländer Belgien wieder aufnahmen.

Dennoch, dieser Geist mag den Anschluß erleichtert und möglich gemacht haben, er hat ihn nicht durchgesetzt. Auch Hogendorp deutet darauf hin. Bezeichnenderweise wurden die Bestimmungen über Belgien und sogar die „Acht Artikel“, die die Form der Vereinigung in der Hauptsache festsetzten, lange strikt geheim gehalten, was allerdings mehr auf Belgien als auf Holland Bezug haben mochte¹⁾.

England hatte von den großen Mächten die Wiederherstellung und Erweiterung Hollands auf sein Panier geschrieben, Castlereagh sie vertreten. Englands Motive sind einfach und wir brauchen nur kurz darauf einzugehen. Unter ihnen ist eines auffällig, von Castlereagh geäußert: „Schon in Erkenntnis seiner (Hollands) Bedeutung als des natürlichen Zentrums der internationalen Geldtransaktionen sind alle Nationen daran interessiert, daß es wieder zu einem freien unabhängigen Staat erhoben wird“²⁾.

Dies geht das alte Holland an. Bei der Vergrößerung stand sicher die Zugehörigkeit Antwerpens im Vordergrund. Castlereagh führt darüber aus: „Die Aufhebung dieses strategischen Punktes ist im Interesse unserer Sicherheit notwendig; es in den Händen Frankreichs lassen, hieße kaum etwas anderes, als uns die Notwendigkeit eines dauernden Kriegszustandes aufzuerlegen“³⁾.

Man fürchtete vor allem, daß Holland in seinem früheren Zustande sich nicht aus eigener Kraft würde halten können. Nach der Napoleonischen Invasion, der kümmerlichen Verteidigung 1795 an Oesterreichs Seite und bei der ungeheuren Furcht, die alle damals noch mit Recht vor Napoleon hegten, war dies begreiflich. So finden wir denn auch immer wieder dieselbe Formulierung wie in dem ersten Vorschlag Castlereaghs an Prinz Willem am 27. April 1813 in London: „Ausweitung der Grenzen Hollands, sei es durch eine Art neuer Barrière, sei es durch Angliederung einiger an die ehemalige Republik grenzenden Gebietsteile“⁴⁾. Würde doch ein zu schwaches

¹⁾ Bosh Kemper: op. cit. S. 442.

²⁾ Brit. Dipl. 106. Castlereagh an Aberdeen, 5. Nov. 1813.

³⁾ Cambridge British foreign history I, S. 425.

⁴⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 98.

Holland fremde Hilfe, d.h. Krieg und Mühen, dauernd notwendig machen.

Während nun England immer mehr die oberste diplomatische Leitung des Feldzugs an sich zog, vertrat Castlereagh bereits zu Chaumont die Vergrößerung Hollands um Belgien den anderen Mächten gegenüber. Zu Frankfurt ist Castlereagh eigentümlicherweise, wenn auch mit Widerwillen, zu dem Opfer einer Rheingrenze bereit.¹⁾ Die bis zum Letzten vorwärts treibende Kraft dieses Krieges liegt sicher nicht immer bei England. Doch bereits zu Chatillon ist es Belgien, namentlich Antwerpen, an dem der Frieden scheitert. „Niemals“, schrieb Napoleon am 7. Februar 1814 an den Kaiser von Oesterreich, „werde ich auf Antwerpen verzichten — es hieße nur Englands Übermacht zur See auf immer begründen“. Hätte man ihm diese Festung gelassen, so wäre aus den Verhandlungen von Chatillon der Friede hervorgegangen²⁾. Belgien ist der wichtigste Punkt auf Englands kontinentalem Programm. Doch es hatte dabei außer Frankreich keine Gegner, was wohl zu beachten ist. Außer einer gewissen Zögerung im Anfang sind bei der englischen Politik wegen der Niederlande zwei Dinge auffällig.

Zunächst Oesterreich gegenüber: Erst nachdem es Castlereagh bei seinem Besuch auf dem Kontinent³⁾ klar geworden war, daß Oesterreich die südlichen Niederlande nicht zurückbegehrte, vielmehr Ersatz im Süden suchte, gab er seinen Ansichten in Bezug auf Holland festere Formen. Eine eigentliche Verteidigung derselben fand damals kaum statt⁴⁾; im Gegenteil, England wollte versuchen, ob Oesterreich nicht einen Teil Belgiens nehmen wolle, das übrige sollte dann Holland zur Erstärkung gegen Frankreich bekommen. Doch Oesterreich wich von dieser Gegend mit seinen Ansprüchen wesentlich freiwillig aus anderen Gründen zurück. Es zog Venetien Belgien vor. Andererseits war gerade Oesterreich selbständig und kriegslustig genug⁵⁾. So war dann eine Art Vakuum entstanden; niemand wollte besonders gerne diesen gefährlichen Brückenkopf besitzen. Man muß immer bedenken, daß, wenn Englands Haltung auch laulich erscheint, es in Sachen Belgiens niemals uninteressiert sein kann, höchstens unentschieden über das größere oder geringere Gewicht

¹⁾ Cecil: op. cit. S. 101.

²⁾ Hampe: Belgiens Vergangenheit, S. 42.

³⁾ Colenbrander: Vestiging, S. 160.

⁴⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling.

⁵⁾ Cecil: op. cit. S. 101. Aberdeen an Castlereagh 8. Nov. 1813 (über Metternich): „It was impossible to be more warlike or decided“.

verschiedener Übel. Um so auffälliger wird Englands Haltung, weil, wo es ein größeres Holland an sich schon nicht gewünscht hat, es ebenfalls hätte fürchten müssen, dort eine Großmacht zu sehen¹⁾; es konnte die Tage Josephs II. und seiner maritimen Politik noch schwerlich vergessen haben. Wie dem auch sei, Oesterreich wollte selbst nicht und Kaiser Franz verwies die belgischen Bittsteller, die zu ihm kamen, an den Prinzen von Oranien und machte sogar keine Ansprüche für den Erzherzog Karl²⁾. Ein selbständiges Belgien aber, eins, das sich niemals bewährt hatte, das die Franzosenherrschaft willig getragen, mußte am ungeeignetsten erscheinen, das Bollwerk zu bilden, das man gegen Frankreich brauchte, und es kam denn auch kaum jemandem in den Sinn. So kam auch, ganz abgesehen von Holland selbst, für England doch fast nur Holland für den Besitz Belgiens in Betracht.

Was aber als zweites Mißtrauen erregt, ist die Haltung Englands Holland selbst gegenüber. Es sucht die Freiwilligkeit, die vorhanden war, nicht auszunutzen, im Gegenteil. Als endlich die Franzosen ganz zurückgeworfen sind, wird des Prinzen Sache in Paris ganz von oben herab behandelt. Schon in dem britischen Kabinettsmemorandum an Lord Castlereagh vom 26. Dezember 1813 hatte es geheißen: „Der Prinz von Oranien ist von jedem Versuch, Holland auf der Seite der Niederlande über seine alten Grenzen hinaus ohne die ausdrückliche Erlaubnis der Verbündeten auszudehnen, abzubringen“³⁾. Darin mag noch ein Zögern zugunsten Oesterreichs liegen, wahrscheinlicher ist aber, daß man Holland Belgien nicht selbsttätig gewinnen lassen wollte; es sollte beschenkt werden von den Alliierten. Es sollte nichts tun. Holland hat sich nicht daran gehalten. Es hat die Schritte getan, die notwendig waren, um eine gesunde Vereinigung vorzubereiten⁴⁾. Nur in der nächsten Umgebung des preußischen Befehlshabers hatten sie Erfolg. Heftiger englischer Protest zwang den König, seine Vertreter in Belgien zurückzuziehen⁵⁾. Als nachher Napoleon zurückkehrte, nutzte Willem I den Augenblick und ließ sich in Brüssel krönen⁶⁾. Und mehr als es

1) Hampe: Belgiens Vergangenheit, S. 42.

2) Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 104/5 und Falck: Gedenkschriften, S. 141.

3) Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 104.

4) Falck: Gedenkschriften, S. 156/161.

5) Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 107. The Prince of Orange has been playing the very devil in attempting to agitate the public mind in the Austrian Low Countries to tender the sovereignty of those provinces to him"; Clancarty an Castlereagh 9, II, 1814 und Bosch Kemper: op. cit. S. 439.

6) Bosch Kemper: E benda S. 498.

die spätere englische Geschichtsschreibung getan hat, dürfte es Wellington ihm gedankt haben, wenn er bei Quatrebras und Waterloo nord- und südniederländische Soldaten und Führer unter seinen Fahnen gehabt hat¹⁾).

Doch einen Augenblick lang zwingt sich uns hier der Verdacht auf, ob nicht schon damals vielleicht England die Vergrößerung Hollands im Grunde garnicht erwünscht war, ob es nicht ganz besondere Umstände allein waren, die es zwangen, trotzdem an sich niemals mehr dafür zu sprechen schien als damals, angesichts Frankreichs Übermacht. Ob es nicht nach wie vor viel mehr Oesterreich und Preussen gewesen sind, die jenen Anschluss durch ihr Verhalten erzwangen?

Welche war doch die Lage? Als im Frühjahr 1813 Prinz Willem, der halsstarrige, im Einvernehmen mit den siegreichen Russen und Preußen und mit einem wichtigen Auftrag nach England kam und sich anbot, das Reich, das er im Sinne hegte, unter dem Schutze Englands zu gründen, Englands, das damals noch abseits stand, das dennoch wünschte, jene Mächte und auch Holland bis zum Letzten den Kampf durchführen zu lassen, bis zu eben jenem Gebiete, das nur dieser Fürst begehren konnte — was wäre da geschehen, hätte sich England geweigert? Es hätte nicht in Willems Natur gelegen, sich zu bescheiden. Wenn er auch jetzt Englands Hilfe wünschte, vielleicht sogar als Gegengewicht gegen Preußen, so hätte er in dem Falle nichts mehr zu verlieren gehabt. Die Wiederherstellung Hollands selbst war selbstverständlich und von allen Mächten längst in Aussicht genommen²⁾). Was wäre da dem Schwiegersohn Friedrich Wilhelms, der in Deutschland bekannt und geschätzt war, übrig geblieben, als sich weiterhin ganz auf Preußen und Russen zu verlassen und zu versuchen, dasselbe Reich, das er jetzt im englischen Geleise zu führen gewillt war, England zum Trotz zu gestalten. Sicher wäre es fester geworden, und angesichts des Ausgangs, der uns bekannt ist, möchten wir fast wünschen, daß es so versucht worden wäre. Doch auch auf Hollands Seite wäre die Ungewißheit groß gewesen, und soweit möge Willem politisch gerechtfertigt erscheinen; ja, der ganze Krieg hätte anders verlaufen müssen, es hätte kaum bis zuletzt das Einverständnis unter den Bundesgenossen bestehen können, das England doch wünschte. Doch von England aus dürfte

¹⁾ Jossion: op. cit. S. 398 ff.

²⁾ Jossion: op. cit. S. 387.

das Bild damals erschreckend ausgesehen haben: bei den triumphierend vorrückenden Russen und Preußen der unzufriedene, verletzte Prinz mit seinen großen Aspirationen und seiner bereits sicheren Krone vor sich, und noch schlimmer, als später die Kosaken in den Niederlanden standen und bald siegreich in Belgien vordrangen. Was war da einfacher, um sich der Situation zu bemächtigen, als dem Prinzen die kleine, billige Hilfschar, die er verlangte, zuzugestehen und ihm das Land in Aussicht zu stellen, für das man noch keine andere Verwendung hatte, ihn zunächst zu mindestens an der Leine zu halten. Man wollte sich doch auf dem anderen Ufer der Nordsee jetzt keine neuen Feinde machen, von denen man von alters her wußte, wie gefährlich sie werden konnten. Auch brauchte man einen Ersatz für Holland, um ihm einen Teil seiner Kolonien vorenthalten zu können, ohne es allzusehr zu verfeinden und vor den verbündeten Mächten in einem allzu ungerechten Lichte zu erscheinen. Wir wagen es kaum, diese Hypothese in voller Schärfe für Sicherheit gelten zu lassen, wenigstens nicht unbedingt so, daß die englischen Staatsmänner jener Zeit die Vereinigung in klarer Berechnung schon damals als ein an sich Unerwünschtes, und was leicht daraus folgen würde Vorläufiges, bald wieder Aufzuhebendes gefaßt hätten. Dennoch dürften all diese Gründe mit entscheidend gewesen sein und müssen, bei der Frage nach der wenn auch unformulierten Garantie dieser Einheit für später, die darin lag, daß England sie trotzdem durchsetzte, für den einsichtigen Betrachter wohl vermerkt werden, wobei dann als wirklicher Wunsch nach einem stärkeren Holland, und sei es als Opfer für andere Vorteile, bitter wenig übrig bleibt.

Die Holländer von damals haben es gewiß nicht so gesehen. Falck, um von den anderen niederländischen Staatsmännern ganz zu schweigen, mehr Beobachter als Denker, vermochte die Hintergründe der englischen Politik — so einfach und so verwickelt je nach der jeweiligen Lage der Dinge, unangreifbar wie die Natur selbst und nicht veränderlicher als diese, unverläßlich wie die Zeit, — zeitbefangen wie er war, nicht zu durchschauen, wenn er auch manchmal erstaunte, niederschrieb und uns Material in die Hand gibt. Bei dem König ist es unsicher, inwiefern er weit vorausschauend eine große Politik trieb oder ein Opfer jedesmaligen Zwanges wurde. Angesichts der späteren Überraschungen und Enttäuschungen kann er die letzte Einsicht in das Spiel seiner Helfer nicht gehabt oder muß er sie ver-

loren haben. Doch er ist nicht umsonst ein Nachkomme des Schweigers. Wie sehr er auch selbst alle Taten seiner Regierung lenkte, so bleibt er doch immer die Kraft im Hintergrund, zumindestens in politischen Dingen, und wo er schon spricht, sagt er wenig. Castlereagh endlich, der vornehmste und kühnste aller englischen Staatsmänner, von den Dichtern seines Landes gehaßt, dennoch der mächtigste vielleicht, hatte nicht nötig zu sprechen, wo es besser war zu schweigen. Ihn interessierte nur die Sache, und daß sie geschah, wie er es für gut hielt. Der am mächtigsten wirkte, verzichtete auf die scheinbare Wirkung, und der, dessen Ehrgeiz, wenn er welchen gehabt, in frühester Jugend schon in der irischen Heimat so reiche Nahrung gefunden, war ohne Ehrgeiz für sich, als er die Geschicke Europas diktierte¹⁾. Nur einmal, als der Gang der Dinge schon ziemlich festlag, äußerte er sich vorsichtig gegen Hollands weiteste Ansprüche an Aberdeen, der ihn bei Metternich vertrat: „Ich halte nicht viel von der Politik, Holland zu einer erstrangigen Macht zu machen: So viel würde es, wenn es alle diese Gebiete besäße, fast bedeuten“²⁾. Allerdings gingen Willems Forderungen über Belgien hinaus. Holland sollte nicht mehr als eine mittlere Macht (intermediary power) sein³⁾. Holland hat jene Gebiete denn auch nicht erhalten, die England vor Preußens Ansprüchen fast widerstandslos aufgab.

Im ganzen dürfen wir schließen, daß England zur Zeit, wo es schon die Vergrößerung Hollands in seinen Schutz genommen, den Prinzen möglichst lange am Gängelbände gehalten und versucht hat, die innere, eigene Entwicklung zu hemmen, soweit Vorwände da waren. Es sollte aussehen, als verteidige England Hollands Ansprüche, in Wahrheit ließ es sie höchstens zu. Bald aber hatte England Gelegenheit, die ersten Früchte davon zu ernten, daß es Holland in seine Abhängigkeit gebracht hatte: im Verlaufe des Wiener Kongresses scheuten sich Oesterreich und England nicht, im Widerstand gegen Preußen und Rußland in deren polnisch-sächsischen Ansprüchen bis zur Bedrohung mit Gewalt vorzuschreiten und in ihren Bund gegen die alten Genossen Frankreich selbst und viele kleine Mächte, darunter Holland, aufzunehmen. Willem hatte seinen Kurs gewählt, er mußte nun wohl mit. Man erwartete alles von

¹⁾ Cecil: op. cit. Castlereagh, S. 9.

²⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 105.

³⁾ Colenbrander: Vestiging, S. 162.

England¹⁾. Voll Mitgefühl für seinen Fürsten schreibt Falck: „Toll preußisch gesonnen war er sicher nicht, doch sogar das Ungenügende, das in Berlin für ihn getan war — seine Frau hatte dort in den bangsten Zeiten eine Zuflucht gefunden, seine Kinder waren dort erzogen, er selbst hatte im preußischen Heere gekämpft — all diese Erinnerungen usw. . . .“²⁾. Es kann nur Berechnung gewesen sein, die Willem auf englischer Seite hielt; vielleicht war es eine falsche.

Scharf hat nachträglich der kriegslustige Thiers, der Feind Englands, der ein Zusammengehen Frankreichs mit Preußen propagierte, die Stellungnahme seines Antipoden Talleyrand kritisiert, bei der für Frankreich nichts als ein erhöhtes Prestige herausgekommen war: „Es wäre sicher ebenso gut gewesen, mit den Russen und Preußen zusammenzugehen: sie hätten es uns schon gelohnt und uns nicht nur um der Ehre willen, mit ihnen zusammenstehen zu dürfen, aufgefordert, ihre Partei zu nehmen³⁾. Und deutlicher noch: „Zweifellos hätten, wären wir bestimmt entschlossen gewesen, uns an die Seite Rußlands und Preußens zu stellen, wie der Gang der Dinge es empfahl, . . . die Waffen Frankreichs, Preußens und Rußlands zusammen nichts fürchten brauchen“⁴⁾. Es ist die Sprache eines großen Landes. Dennoch hätte für Holland ein ähnliches gelten können, hätte es die andere Seite gehalten. Durch seine Lage ist es stark. Holland bei Frankreich und Preußen macht den mittleren Kontinent für England unangreifbar, wie sich 1802 zeigte. Doch damals galt Preußen, trotz seiner ganzen Kampfeskraft, politisch nicht ohne Recht noch geringer als Oesterreich und England, nicht als alte gefestigte Macht, sodaß das fehlende Zutrauen Hollands begreiflich war. Es wich zurück. Politik trieb Preußen in jener Zeit kaum, und wo es nicht drohte oder seine Kräfte, immer zugleich seine Existenz, einsetzte, da schwieg oder grollte es.

Lord Castlereagh aber, wenn er jemals lange vorher die Möglichkeit solcher Spannungen im Kreise der Verbündeten bis zum letzten berechnet haben mag, hatte richtig gerechnet, als er sich Holland verpflichtete.

Die Metternich-Castlereagh'sche Vorsehung war es, die Preußen, indem sie ihm Sachsen abtritt, die ersten, unfreiwilligen Schritte weit auf den Weg nach Westen drängte zu seiner späteren gewalti-

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 149.

²⁾ Ebenda: S. 158.

³⁾ Thiers: Congrès de Vienne, S. 224.

⁴⁾ Thiers: Congrès de Vienne, S. 98.

gen Machtstellung am Niederrhein. Metternich aber war ganz Partei, für Sachsen und gegen Rußland und Preußen, und viel mehr verdient den Namen einer Vorsehung Castlereagh, der „kontinentalste aller englischen Staatsmänner“, wie man ihn genannt hat, indem er Mitteleuropa das fehlende Gewicht gab, das zum Gleichgewicht nötig war. Wenn nicht gerade Holland, so doch Preußen und Mitteleuropa im ganzen jemals einem englischen Minister Dank schuldeten, so war es diesem großen irischen Lord, der Preußen an den Rhein führte und Rußland von der Oder fernhielt.

Wenn die Vereinigung von Holland und Belgien doch auch auf-erzwungen wurde, so liegt das irgendwie in der genaueren Art gerade dieser Vergrößerung begründet. Der Prinz hatte ursprünglich in London mehr und anderes begehrt. So heißt es noch im Haager Memorandum vom 26. Dez. 1813 des Prinzen an Castlereagh: „Nur die staatliche Zusammenfassung des linken Rheinufers bis zur Mosel und der Niederlande mit Luxemburg kann den Vereinigten Provinzen die nötige Festigkeit als Bollwerk Europas gegen Frankreich geben“¹⁾. Möglicherweise ist es gerade die Frage um den Niederrhein, um den Preußen doch der Mitbewerber war, die den Prinzen veranlaßte, sich gleich von Preußen fort an England zu wenden. Aber auch Castlereagh hatte Bedenken in der Frage des Niederrheins. Trotzdem ist er bereit gewesen, dem Holländer zu willfahren, wie auch nicht er, sondern Metternich es war, der ursprünglich Preußen den sächsischen Weg versperrte²⁾. Er hatte, wie immer auf anderer Kosten freigebig, Preußen einen Ersatz weiter südlich gegen die französische Grenze zgedacht, doch als dann Hardenberg später die Grenze gegen Holland und Belgien festsetzte, ungefähr so, wie es später geworden ist, in seinem bekannten „Plan pour l'arrangement future de l'Europe“, da wehrte er sich nicht ernsthaft dagegen, obwohl er deutlich genug gezeigt hatte, daß er Spannungen gegen Preußen nicht fürchtete, nicht zu fürchten brauchte, wenn es um einen Einsatz ging, der ihm am Herzen lag. Das Vereinigte Königreich aber hat ihm wenig am Herzen gelegen³⁾.

Immerhin war es Preußen, das, bis die Grenzen endgültig bestimmt waren, die holländischen Vorbereitungen auf das linke Maas-

¹⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 104.

²⁾ Colenbrander: Vestiging, S. 166.

³⁾ Colenbrander: Ebenda, S. 162, (I doubt much the policy of making Holland a power of first order, to which she would approach if she possessed the whole of these territories.) Castlereagh an Aberdeen.

ufer beschränkte. Dort aber hat es sie unter dem Schutze seiner Heeresmacht ermöglicht¹⁾.

Angesichts dieser Interessen-Kollision zwischen Holland und Preußen müssen wir einen Augenblick lang die anderen Möglichkeiten, die es hier gegeben hätte, in Augenschein nehmen und bewerten, um das Gewicht dieses Gegensatzes zu fühlen. Hätte der Oranier das linksrheinische Gebiet bis zur Mosel erhalten, das ihm England zugestanden hatte, so wäre Niederland in der Tat, wie Castlereagh (oben angeführt) fürchtete, zu dem Rang einer kleinen Großmacht herangewachsen. Die Konflikte, die daraus früher oder später mit allen drei Großmächten hätten entstehen können, sind unübersehbar. Zu Preußen hätte leicht ein ähnliches Grenzverhältnis wie das heutige gegen Frankreich entstehen können, wobei aber Holland weder Naturrecht noch Tradition, weder eigene Kraft noch Rückhalt an einem dritten sicher geblieben wäre. Das Schicksal derartiger schwacher, doch anspruchsvoller Zwischenreiche ist aus dem Lothringens und Polens genügend bekannt. Jene Zwischenlösung, von der auch die Rede war, die Holland an den Rhein bis Köln, Preußen aber die Ardennen gebracht hätte, die den stärkeren Staat an die Grenzen und über fremdes Volkstum, den schwächeren hinter dessen Verschanzung und über engverwandten Stamm gestellt hätte, hat etwas sehr verlockendes. Hätte der holländische Staat vermocht, mit dieser noch viel stärkeren und geschlosseneren katholischen Bevölkerung als der späteren Belgiens auszukommen, so wäre er andererseits der Sorge um einen großen Teil seines völkischen Fremdkörpers enthoben gewesen, während Preußen an der Maas in keiner Weise mit den Interessen des niederländischen Stammes zusammengestoßen wäre. Das Vereinigte Königreich hätte in den dreißiger Jahren erheblich stärker dagestanden, Preußen wäre, ob nun der Aufstand allgemein geworden wäre oder nicht, durch die Gemeinschaft der Interessen gezwungen gewesen, einzugreifen. Doch Preußen mußte für sich wählen, und es hat mit Recht den Niederrhein, der eine Verbindung der ihm schon zugesprochenen Gebiete, von Westfalen zur Mosel, bedeutete, den Ardennen vorgezogen, und es bleibt mehr als fraglich, ob der Niederrhein und die gewaltige Machtstellung im Westen, die er bedeutete, bei Holland in so guten Händen gewesen wäre, wie es sich bei Preußen gezeigt hat. Allerdings hat König Willem sogar, um Nassau behalten

¹⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 105 ff.

zu können, mit diesem ganzen Gebietskomplex dem Deutschen Bunde beitreten wollen¹⁾. Preußen war damals noch dafür, schon um eine wirksame militärische Kontrolle zu ermöglichen, und Holland wäre damit gesichert gewesen. England hat es verhindert. Es fürchtete eine wirkliche Macht an der Nordsee²⁾.

Wenn so auch Preußen die einzige Großmacht gewesen ist, die Holland in einem wesentlichen Wunsche behindert und es eingeengt hat, so lange es jene Gebietsteile noch für sich selbst in Aussicht nahm, so muß man doch bedenken, daß Preußen trotz seiner wunderlichen Landesform, ebenso wie Frankreich, jenen feineren kontinentalen Landsinn hat, der dem kolonialen England fehlt. Mit den Gebieten, womit England, nur von den allgemeinen Gewichten und dem Augenblick beherrscht, so großzügig handelt, als wären es Wüsten und Buschländer gewesen, sind Preußens vitale Interessen eng verknüpft. Es hat Haltbares gewollt. Preußen ist meistens der gute Geist jener westlichen Gebiete gewesen, wie denn überhaupt Preußens Einfluß von Friedrich dem Grossen bis zum Sturze Bismarcks ein normalisierender war, trotz seiner Neuheit. Nur wo es nachließ, ist das Unglück, wie in den dreißiger Jahren, auch über die niederen Länder hereingebrochen.

In der wahllosen und willkürlichen Freigebigkeit der Engländer aber, die etwas in Aussicht stellten, was sie an sich nicht wünschten und nachher nicht hielten, sehen wir kein Zeichen, daß England es ernsthaft um eine Vergrößerung Hollands zu tun war. Ähnlich wie man im menschlichen Verhältnis dem nicht trauen würde, der so leicht und viel verspräche, was er nicht zu zahlen brauchte, und der ungern sähe, daß der zu Beschenkende es sich durch eigene Kraft gewänne.

So wird von englischer Seite denn auch dauernd der rein berechnete und relative Charakter dieses Anschlusses betont. Es geschieht nach der Erklärung der Großmächte „aus ihrem Recht der Eroberung heraus“³⁾ und war nach Lord Aberdeen, in seiner Rechtfertigungsrede im Parlament: „Eine Übereinkunft zu einem europäischen Zweck“⁴⁾. Man mag eben in dieser Abhängigkeit eine Garantie und in dem allgemeinen Interesse eine Verbundenheit sehen, wie es

¹⁾ Colenbrander: Vestiging, S. 184/185.

²⁾ Ebenda, S. 208.

³⁾ „en vertu de leur droit de conquête“.

⁴⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 141 „an arrangement for an European object“.

die Holländer damals und noch 1830 taten; es liegt aber in der Abhängigkeit auch das weitere Verfügungsrecht der anderen, in dem allgemeinen Interesse der Vorbehalt: so lange die Gemeinsamkeit der Interessen währt.

Bezeichnend ist nun die Art, wie die beiden verantwortlichen holländischen Schichten, vertreten in der Person des Königs und Falcks, unter diesen Umständen die belgische Vergrößerung aufnehmen. So berichtet uns Falck selbst noch von den Tagen der Pariser Verhandlungen, als er dem Prinzen zur Seite stand, daß dieser, obzwar er eine Vergrößerung des holländischen Territoriums verlangte und für notwendig hielt, doch nicht gerade besonders Belgien erstrebte¹⁾. Über die Masse der Belgier zu regieren kam ihm bedenklich vor. Er schreckte davor zurück und ging mit äußerster Vorsicht zu Werke. Falck gesteht seine Enttäuschung darüber ein. Doch ist es wohl ihm zu verdanken, wenn man von holländischer Seite sich mit den Belgiern ins Einvernehmen zu setzen versuchte und anfang, sie zu bearbeiten; zwar mit geringem Erfolge, doch immerhin mehr, als den Mächten lieb war.

Die Bevölkerung der südlichen Niederlande war damals dem Anschluß an Holland sicher nicht zugeneigt: „Es gab dort eine größere hauptsächlich liberale französische und eine kleinere katholisch-oesterreichische Gruppe“. So erzählt uns Falck, der sich nachträglich in seinen Gedenkschriften damit auseinandersetzt²⁾. „Beider Verlangen“, so schließt er, „war nicht zu erfüllen. So blieb nur Holland. Das Volk war zum großen Teile dumpf und gleichgültig. Einen eigenen selbständigen nationalen Willen gab es kaum. Nie auch war Belgien eine Nation gewesen. Der größere und damals bei weitem wichtigere Teil war mit Holland stammverwandt . . .“ was damals allerdings noch wenig galt; freilich galt auch die andere Sprache der wallonischen Landesteile und der höheren Kreise nicht viel mehr. War doch damals das Französische noch, nicht nur in Belgien, sondern überhaupt, „die bessere Sprache“, auch in Holland selbst. Das einzige spontane Unternehmen der Belgier für die Belange ihres Landes war eine Gesandtschaft von Notabeln an Oesterreich gewesen, die aber freundlich zurückgewiesen wurden. Seitdem hatte der oesterreichische Gouverneur des Landes — bezeichnenderweise kein Holländer — versucht, die südlichen Niederlande all-

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 136 ff.

²⁾ Ebenda.

mählich zu Holland hinüberzulenken. Aber es gab in Belgien auch andere Gefühle. So erzählte Van Lennep, ein warmer Befürworter des Anschlußgedankens, von einer Reise in Brabant, wie die Menge kühl war gegen Frankreich und eine Anzahl der Erleuchteteren Holland durchaus nicht abgeneigt, und er glaubte an die Möglichkeit einer Verschmelzung, und Falck fand sich durch ihn ermutigt sein Bestes zu tun¹⁾.

So lagen immerhin die inneren Verhältnisse im Süden für Holland nicht allzu günstig, und schwer ist zu entscheiden, was am meisten den König einen Augenblick schwanken machte, ob er sich Belgiens annehmen sollte. Doch Willem betont die Anhänger, die er in Flandern und in der Aristokratie zählt, so nachdrücklich, daß kaum anzunehmen ist, daß hier die wesentlichen Bedenken liegen. Plötzlich reiste er dann mit Falck nach Paris ab, wo im Gefolge ihrer Armeen die Staatsmänner der Aliierten versammelt waren; Colenbrander nimmt an, daß es geschah, um eine Abstimmung in Belgien, die Castlereagh vorgeschlagen, die übrigens wohl auch die anderen Mächte nicht gerne gesehen hätten, zu verhindern²⁾. Es dürfte einer der entscheidendsten Momente gewesen sein. Hatte Castlereagh vor, die Vereinigung der Niederlande im letzten Augenblick in dieser Weise zu verhindern, den übrigen Mächten ihre Unmöglichkeit zu beweisen, oder Oesterreich zu begünstigen? Sah doch der Ausgang einer Wahl in Belgien trotz der Versicherungen des Barons Vincent, des Gouverneurs, zumindest nicht sehr günstig für Holland aus! Jedenfalls mag der König dem Gang der Dinge und seinem großen Bundesgenossen nicht ganz getraut haben. In Paris hat dann Willem genügend gezeigt, daß er Belgien wollte.

Einen Augenblick kann der Verdacht aufsteigen, daß Willems grollende und anscheinend abgeneigte Haltung dazu berechnet gewesen wäre, seinen eigenen Untertanen gegenüber den Eindruck eines auswärtigen Zwanges und einer Notwendigkeit zu erwecken, oder auch den Mächten bessere Bedingungen abzunötigen, für den Dienst, den man von ihm gegen Frankreich verlangte. Das entspräche wohl seinem Charakter, weniger dem ganzen weiteren Verlauf der Verhandlungen, in welchen stets England der Überlegene blieb; und allzu klar, fast absichtlich deutlich scheinen die engli-

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 136.

²⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 115/116.

schen Aktenstücke den Eindruck erwecken zu wollen, als wäre der Anschluß aufgezwungen.

Besondere Bedingungen waren mit der Erwerbung Belgiens für Willem verbunden, die nicht mehr Europa betrafen: wir haben sie bisher unerwähnt gelassen, weil sie uns weniger entscheidend erscheinen. Doch waren sie für die Haltung Hollands und zur Kennzeichnung der britischen Beziehungen bedeutsam. Holland sollte für die südlichen Provinzen außer einigen kleineren Besitzungen auch das Kapland, das als Volkssiedlung und für das seefahrende Volk als Station auf dem Wege nach Indien so äußerst wichtig war, an England abgeben. Da jedoch England Belgien rechtlich garnicht besaß, es dem Rechte der Eroberung nach eher den Preußen gehörte, konnte hier von einem Tausch keine Rede sein, und wenn Colenbrander — an sich richtig — betont, daß England bei der zweiten Erbeutung des Kaplandes die Garantie, es zurückzugeben, nicht wiederholt habe¹⁾, so hatte es dies doch gerade das zweite Mal direkt Frankreich und als Feind Frankreichs genommen; die eigentliche holländische Regierung war flüchtig und außer Landes gewesen, und wenn nun England dieser, mit der es im Kampf verbunden gewesen war, die Kolonien teilweise vorenthielt im gemeinsamen Frieden, so war das in Wahrheit ein Raub am eigenen Verbündeten, der scharf absticht von dem Geiste eines Verhältnisses, wie es etwa zu gleicher Zeit zwischen Rußland und Preußen bestand. Und wenn Hampe erzählt²⁾, daß die zeitgenössischen Diplomaten die Begriffe britisch und holländisch bei den Verhandlungen als fast identisch betrachteten, so sieht das innere Verhältnis von beiden doch ganz anders aus.

Um so einleuchtender wird das, wenn man den Gebrauch, den England von den übrigen holländischen Kolonien machte, in Augenschein nimmt. Da heißt es zunächst am 27. April 1813: der Prinz solle abwarten, „bis zu welchem Grade England es aus seinen Interessen heraus für angebracht halten würde, sich zu Gunsten dieses wiederhergestellten Staates der holländischen Kolonien zu entäußern, die es im Krieg erobert hatte³⁾“. England stellte sich offen auf den Standpunkt des Eroberers, es nahm die Haltung wie einem überwundenen Feind gegenüber an, nicht wie einem befreiten Bun-

¹⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 99.

²⁾ Hampe: Belgiens Vergangenheit, S. 42.

³⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 98 (*Minute des principaux points touchés par le Prince d'Orange dans son entretien avec Lord Castlereagh.*)

desgenossen. Die indischen Kolonien wurden teilweise zurückgegeben, um Holland in seiner Abhängigkeit zu halten und es in der Hand zu haben. So schreibt der Gesandte Fagel aus London: „Man hat von dieser Seite immer hervorgehoben, daß man nur dann geneigt sein würde, an das wiederhergestellte Holland ehemaligen Besitz zurückzugeben, wenn es eine Grenze bekäme, die stark genug wäre, um seine Unabhängigkeit wirklich zu verbürgen“¹⁾. Das, was man von Holland verlangte, war die Aufnahme Belgiens. Nun ist aber tatsächlich die bizarre Situation derart, daß Holland mit dem einen Teile seiner eigenen alten Besitzungen „belohnt“ wird für die Annahme eines Gebietes, für das es den Rest seiner kolonialen Besitzungen als Ersatz geben muß. War der Anschluß ein Schaden für Holland, ein Dienst, den es leistete, so ist es wenig einleuchtend, daß es dafür zahlen mußte. War es ein Vorteil für das Land, so versteht man nicht, warum es belohnt und gezwungen werden mußte. Wo doch das maßgebende Holland Belgien von sich aus begehrte, wie wir meinten, hätte England nichts zu geben brauchen, um das zu erreichen. „Doch“, so meint Colenbrander²⁾, „hätte England Java und die Molukken nicht herausgegeben, so wäre die Empörung in Holland so groß gewesen, daß es weiterhin nicht mehr dazu zu gebrauchen gewesen wäre, Englands Interessen auf dem Festlande zu fördern“. Das erscheint glaubhaft in dem Sinne, daß dann Holland vielleicht Belgiens mehr bedurft hätte, doch Englands Freundschaft weniger, da Holland gerade in Ostindien England immer fürchten muß. Durch diese indischen Kolonien blieb es in Englands Abhängigkeit; und je mächtiger Holland in Europa wurde, um so erwünschter mußte England eben diese Abhängigkeit sein, um so gefährlicher Hollands Empörung.

Vielleicht war es nur Indiens wegen, daß sich Prinz Willem 1813 von Preußen zu England wandte, und nicht, weil er dorthin irgend welches Zutrauen empfand. Jedenfalls hätte Holland mit Indien jede direkte Abhängigkeit von England verloren, England jeden Druck auf Holland und vielleicht damit auch auf Belgien. So aber hielt England Holland für jede Eventualität noch im Zaume, was es dann unter anderem gegen Preußen (siehe oben) ausgenutzt hat. Man kann es auch so sehen, daß Willem sich dadurch, daß er sich an England wandte, Indien erzwungen hat. Wenn nun England

¹⁾ Falck: Gedenkschriften (Missive Fagel), S. 143.

²⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 100.

trotzdem das Kapland einsteckte, so ist doch kaum anzunehmen, daß Belgien bloß der Ersatz dafür war¹). Denn hätte England den Anschluß nicht gewünscht und verhindert, so hätte es sich um des kleinen Hollands Empörung so viel weniger zu kümmern brauchen, wie Fagels Bericht uns zeigt (s.o.). Immerhin bleibt es verwunderlicher, daß England Indien wiedergab, als daß es das Kapland behielt. Wenn nun auch die Wiedergabe Indiens auf den ersten Blick damit begründet scheint, daß England den Anschluß so sehr begehrte, daß es bereit war, Indien dafür herzugeben, so ist es doch zu auffällig, wenn es Holland Indien vorzuenthalten drohte, um das zu erreichen, was Holland auch freiwillig wollte. Die Durchführung des Anschlusses hing doch mehr von England selbst ab, als von Holland, und wenn trotzdem die Wiedergabe Indiens als Druckmittel oder Belohnung erscheinen sollte, daß Holland Belgien nähme, so dürfte das in erster Linie wiederum deshalb so gewesen sein, um der Erwerbung Belgiens — zum Ausgleich des Kap-Verhältnisses, durch welches sie als Besenkung, Tausch, Erwerbung erscheinen könnte — die Farbe eines Auftrags, eines Erzwungenen, eines Unfreiwilligen, einer Abhängigkeit, und so im Keim schon eines Undauerhaften zu geben.

Denkbar ist immer auch, daß England so zur Unterstützung des Prinzen einen Druck ausüben wollte auf die holländische Kaufmannschaft. Dem Oranier muß naturgemäß an Belgien mehr gelegen haben als an Indien, wohin der unmittelbare Einfluß seines Geschlechtes so viel weniger reichte, und auch Falck war ganz europäisch gerichtet. Endlich wäre die raffinierteste, doch darum nicht unwahrscheinlichste Auffassung des Satzes von Fagel, den wir zitierten, die, das England — indem es die Wiedergabe Indiens von einer Grenzerweiterung abhängig machte und die Kolonien erst allmählich herausgab — wo es schon angesichts der allgemeinen Verhältnisse gezwungen schien, den Anschluß zu begünstigen, doch, sollte es noch die Gelegenheit finden, diesen Anschluß zu verhindern, auch Indien noch hätte vorenthalten können. Wo es aber doch den Anschein haben sollte, als ob England den Anschluß in seine Hand nähme, wurde für den Fall, daß Holland Ablehnte diese Vorenthal-

¹) Hampe: Belgiens Vergangenheit, S. 42. „Es (England) legte auf dessen (Hollands) Ausstattung mit Belgien umsomehr Gewicht, als es den besten Teil der holländischen Kolonien, Ceylon und Kapland, in die eigene Tasche stecken wollte und gleichwohl auf die Ergebnisse dieser mittleren Macht und ihre Verknüpfung mit den britischen Interessen bestimmt rechnete“.

tung Indiens in die Form einer Bedrohung gekleidet, die zugleich möglichst Englands Unschuld am zu Verfehlenden darlegen mußte. Bedrohung und Belohnung sind hier fast identisch. Man mußte nun etwa so lesen: finden wir für Belgien eine andere Lösung, so sollt ihr auch Indien nicht wieder erhalten. Und hätte etwa die letzte von Castlereagh vorgeschlagene Oesterreich wahrscheinlich günstige Volksabstimmung stattgefunden, so hätte wohl Holland keines von beiden, höchstens einige wenige Inseln, erhalten. So wie es kam, hätte England, indem es mit dem geraubten Indien zahlte, nicht so sehr seine Beistimmung zu als vielmehr seine Furcht vor dem größeren Niederland kundgetan. Jetzt hatte England noch immerhin das Kap gewonnen; die Bedeutung Ost-Indiens war den Engländern damals noch nicht so klar wie später, und endlich mußte auch England dem Frieden, den es wollte, etwas opfern. Wie es auch sei, die meisten dieser Deutungen sind teilweise miteinander in Einklang zu bringen, und eine real- oder machtpolitische Garantie liegt auch in diesen Verhältnissen nicht, vielmehr mußte England es bald bereuen, daß es Holland außer Belgien auch noch die kostbaren indischen Inseln gegeben hatte. Colenbranders Formel eines „gezwungenen Tausches“ dafür jedoch¹⁾ reicht uns nicht aus, müßte es doch zumindestens heißen: ein unter Androhung mit weiterer Beraubung vom schwächeren Holland erzwungener Dienst, wenn nicht: teilweise Wiedergabe aus Furcht vor dem gestärkten Holland.

Am unwahrscheinlichsten klingt Englands Rechtfertigung, die bezeichnenderweise auch einmal bei Falck auftaucht: England müsse die Wiedergabe der Kolonien von Hollands größerer Widerstandskraft abhängig machen, damit nicht der ganze Komplex eines Tages in französische Hände falle, oder auch: es brauche das Kap, um Indien gegen Frankreich zu sichern. Wußte doch England genau, daß auch die ärgste Gefährdung des holländischen Mutterlandes nie die der holländischen Kolonien nach sich ziehen konnte, so lange England selbst bestand (s. S. 54).

Im ganzen liegt trotz allem in den Vorgängen jener Jahre, eine Art unbewußten Siegs der Holländer, wenn auch das Kap verloren ging. Dennoch ist Willem I. ein zu guter Beobachter, um die Lage zu verkennen und zu schlechter Diplomat, um sich ihr zu entziehen. Er vermochte den Knoten nicht anders zu lösen, war zu unsicher seines

¹⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 101.

Partners, um sich für seinen Dienst wirklich zahlen zu lassen, er mag sich gelähmt gefühlt haben.

Uns aber bleibt das Sicherste und das Eigentümlichste der von England erzwungene Schein der Unfreiwilligkeit Hollands bei der Übernahme Belgiens und die Möglichkeit, daß England durch die Vieldeutigkeit und Unklarheit in der Lösung dieser Fragen ein Provisorium hat schaffen wollen; es konnte seine Praeponderanz im Augenblick nicht im gewohnten Maße in Profit umsetzen und behielt sich so wohl die Möglichkeit vor, diese gegenwärtige Praeponderanz später besser auszuwerten.

Lord Castlereagh hielt es für nötig, dem Parlament gegenüber den Anschluß so zu rechtfertigen: „Die verbündeten Mächte sind nicht weniger als wir überzeugt, daß es von der größten Wichtigkeit ist, Frankreich die ganze Küste bis an die holländische Grenze nicht zu lassen, und das ist auch der Grund, weshalb sie einstimmig die Vereinigung beider Länder gutgeheißen haben, die eine der größten Verbesserungen ausmacht, die in Europa in den letzten Zeiten geschehen ist. Die Vereinigung wird nicht betrachtet als ein Nachgeben gegen England oder gegen den Prinzen von Oranien (sic!); man hat darin ein Mittel gesehen (sic!) um das Gleichgewicht in Europa wieder herzustellen“¹⁾. Die ursprüngliche Stimmung des englischen Publikums dürfte spontaner gewesen sein. So berichtet darüber Castlereagh selbst in der Zeit der Frankfurter Verhandlungen, auf die Befreiung Deutschlands und die Wiederherstellung Hollands anspielend: „Es hat hier wie ein Zaubermittel gewirkt; nichts ist mit der augenblicklichen Stimmung dieses Landes zu vergleichen“²⁾.

Doch Castlereagh betonte noch einmal wieder, daß er die Wiedergabe der holländischen Kolonien von der belgischen Frage abhängig machen würde. Auch vor dem Parlamente kümmerte er sich wenig um diese Stimmung. Er kleidete seine Ziele in angenehme Formeln, ging aber seinen eigenen Weg und wagte es auch, zu trotzen: „Es ist unsere Sache nicht, Trophäen zu sammeln, sondern die Welt wieder in ihren friedlichen Zustand zurückzusetzen“³⁾. „Wenn wir uns wirklich die dauernde Übergabe von einer oder zwei namhaften Festungen erzwingen, so bekämen unsere Bemühungen damit einen Anstrich, der sich in dem von uns erwünschten System nicht gut

¹⁾ Jossou: op. cit. S. 394. Note aus Lavallée: *Frontières*, S. 248.

²⁾ Cambridge Foreign History, I. S. 425.

³⁾ Cecil: op. cit. S. 31.

ausmachen würde¹⁾). Diesem friedlichen System, das das Gleichgewicht verlangt, entspricht es auch besser, wenn Holland seine Vergrößerung von oben herab aus der Patenschaft Europas und nicht durch eigenen Erwerb erhält.

Über Paris erzählt uns Falck dann, indem er an den bunten, triumphierenden Wirbel von Armeen, Feldherren, Königen und Diplomaten, von Interessen und Geschehnissen erinnert, daß niemand zur Beachtung der niederländischen Angelegenheit zu bringen war, und daß der König und er vergeblich vom einen zum anderen geschickt wurden, von Metternich zu Hardenberg und wieder zu Castlereagh. Daß damals die beiden ersten Wichtigeres zu tun hatten, ist begreiflich, bei Castlereagh ist es merkwürdig. Endlich aber nehmen sich doch die Engländer ihrer an, und Clancarty ist ihnen freundlich behilflich²⁾). Das Verhältnis Hollands zu England ist das des Klienten zu seinem Gönner. Nur als es vergessen zu werden droht oder doch den entscheidenden Moment fürchtet vorbeigehen zu sehen, trifft Holland die nötigen Bestimmungen selbst, die England vermitteln muß und die Mächte dann begutachten.

So geschah es, daß Falck jene berühmten „Acht Artikel“ redigierte, welche die Grundlinien und Bedingungen des Anschlusses enthielten; stolz und glücklich, wie er sagt, schrieb er jene ersten Worte hin: „Die Einheit wird eng und vollkommen sein“³⁾). Falck wollte keine halben Maßnahmen, als die ersehnte Wiedervereinigung endlich gediehen war. Wenn später die Belgier die Londoner Artikel ironisch die Haager genannt haben, so fällt ihnen Colenbrander bei⁴⁾ wegen dieser furchtbaren Unbescheidenheit seiner Landsleute von 1814, die in eigener Sache bestimmen wollten. Doch Falck war nicht nur Idealist, er war auch praktischer Staatsmann. Er ahnte, daß feindliche Tendenzen am Werke waren: „Ein starkes, selbständiges Königreich sollte zwischen Deutschland und Frankreich errichtet werden, keine lockere Union, die französische List bei der nächsten Krisis zum Fall bringen könnte“⁵⁾).

Wenn die Verfassung der Niederlande schon vor dem Anschluß festgesetzt wurde, so ist das daraus zu verstehen, daß Willem sein holländisches Königreich sichern wollte, daß Belgien sich dem älte-

¹⁾ Cecil; op. cit. S. 31.

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 138 ff.

³⁾ — *L'union sera intime et complète* —

⁴⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 116.

⁵⁾ Falck: Gedenkschriften.

ren Staat anschließen sollte und dieser nicht von einer Vereinigung, in der die Beschlüsse von beiden in gleichem Maße bestimmt würden, abhinge. Kein harter Eroberungswille, sondern eine Notwendigkeit spricht daraus: der König weiß, daß er die Nordniederländer erst allmählich und schwer genug an die Verbrüderung gewöhnen wird. Das bis dahin unmündige Volk sollte sich dem alten Staate anschließen. So erkennt man auch in den gerügten Worten Falcks, es wäre sonst zu langwierig geworden, (s. S. 109) — damit kürzte er die Prüfung der belgischen Stimmung ab und entschied von sich aus —, einen tieferen Grund als nur den, daß es ihm oblag, auszuführen, was die Mächte planten.

Was jene Männer unternahmen, war so schwer, daß sie besseres verdienen, als daß ihr Werk, das zwar zerstört, aber nicht vergeblich oder vergessen ist, von den Nachkommen so abgetan würde, wie es heute gewöhnlich geschieht. Was sie taten, taten sie bewußt und oft in besserer Kenntnis der Schwierigkeiten, als wir ahnen dürften.

Während die Wallonen damals, nach dem Empire, sich gesinnungsmäßig kaum in irgendwelchen wesentlichen Punkten von den Franzosen unterschieden, stand zwischen Holland und Flandern trennend die katholische Kirche. Falck hat sie nicht übersehen. Er hat sie nicht knechten wollen, aber den unvermeidlichen Kampf aufgenommen. Er freut sich darüber, welchen Anteil die südlichen Provinzen an Hollands Märkten und Kolonien haben werden. Er schreibt: „Es blieb zu bedenken, daß es dort eine zugleich sehr betriebsame, doch unglücklicherweise sehr rückständige und beschränkte Geistlichkeit gibt. Erinnereten wir uns aber der Verfolgung, der die flämischen und brabantischen Priester ausgesetzt waren unter dem Directoire, und der Quälereien, die sie hatten erleiden müssen, als Bonaparte mit der Kurie in Streit lag, so durften wir die Hoffnung hegen, daß sie die Ruhe und Freiheit zu schätzen wissen würden, die unter der toleranten Regierung eines Nassauers auf sie wartete“¹⁾). Die Tatsachen, die er nennt, sind wahr. Er ist tolerant, doch er wagt es, die Dinge beim Namen zu nennen. Diesem klassisch geformten Geist aber ging die Nation über die Religion. Leider sollte sich jene „rückständige Geistlichkeit“, nicht bewähren. Falck aber schreibt weiter: „Es gibt keine Einführung eines neuen Staatssystems, bei der man nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 142/143.

hätte. Unbedachtsam und zu tadeln ist, wer sie von vornherein alle negieren will oder sie für andere oder sich selbst wegtäuschen will. Doch sie dürfen uns auch nicht abschrecken, wenn der gesuchte Vorteil groß und die günstigen Aussichten die widrigen überwiegen. Und an der doppelten Bedingung festhaltend, würde ich ganz und unbekümmert für den großartigen Versuch der Vereinigung von Holland und Belgien gestimmt haben, wäre auch meine Stimme entscheidend gewesen. Doch man beachte wohl: es hat weder bei dem Prinzen noch bei irgend einem anderen Holländer und sicher nicht bei mir gelegen. Die Mächte hatten ihren Entschluß gefaßt, und besonders von der Seite Englands wurde uns bedeutet, daß, um unsere Kolonien zurückzuerhalten, wir vorher in Europa eine territoriale Festigkeit haben müßten, als Gewähr dafür, daß wir sie nicht eines Tages in die Hände der Franzosen würden fallen lassen''. Und dann weiter: „Den Wert dieser Ueberlegung lasse ich wiederum dahingestellt, doch die Insinuation sollte anscheinend dazu führen und führte denn auch in der Tat dazu, daß anfängliche Zaudern des Prinzen und seiner Berater zu vermindern''¹⁾).

Dies hat denn den Prinzen ermutigt, der nach Falck, — im Gegensatz zu ihm selbst, der „con amore, mit fröhlichen Mute, ans Werk ging, — nur aus Pflichtbewußtsein und nicht ohne vieles Kopfschütteln''¹⁾ handelte, auch in dieser unliebsamen Form eines europäischen Auftrags seinen neuen, vergrößerten Staat zu beherrschen.

Von den großen Spannungen des Kongresses blieb dann Niederland fast unberührt, und nur die Frage der Königswürde war noch in der Schwebe. Die „Hundert Tage'' (und die Schlacht von Waterloo, die Wellington, der Freund Castlereaghs, mit englischem Geld, doch mit deutschen und niederländischen Blut gewann²⁾), haben dann das Vereinigte Königreich nützlich erwiesen, befreit und bestätigt.

England hatte getan, was es nimmer zuvor tat, es hatte Holland größer werden lassen. Dennoch hatte es alles erreicht, was es erreichen konnte. Die Bedingungen waren von Anfang an so gestellt gewesen, daß das kleine Holland von allem beraubt worden wäre, das große aber in seine völlige Abhängigkeit geriet.

Was aber England die Vereinigten Niederlande erwünscht machte,

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 143.

²⁾ Hampe, Belgiens Vergangenheit, S. 43.

war und konnte allein sein die momentane Angst vor Frankreich, das Bedürfnis nach einer Barrière es einzuschränken, die Verlegenheit um eine andere Lösung. Eine Erweiterung aber über das Notwendige hinaus, die Holland wirklich nach der damaligen Meinung zu einem starken, unabhängigen Komplex hätte machen können, hat Castlereagh gefürchtet und aufgegeben: die Idee der Vergrößerung durch das Rheinland. Wenn er in seiner Begründung vor dem Parlament denn auch hinzufügt: „Kunst und Natur müssen zusammenarbeiten, um es (Niederland) zu befähigen, Widerstand zu leisten gegen Angriffe, die von Norden(?) oder Westen kommen könnten, mindestens bis andere Mächte zu Hilfe eilen können“¹⁾, so heißt das, daß Holland nur die notdürftigste Existenzfähigkeit haben sollte, daß England lieber einen Kriegszug von Preußen unternehmen lassen wollte, als an der Nordsee einen wirklich starken Staat sich entwickeln lassen. Wehe aber Niederland, sollte auch diese schwache Barrière nicht mehr notwendig sein.

Es war ausbedungen worden, daß eine kleine Entschädigung, die Holland noch außerdem für das Kapland erhielt, für die Festungsbauten auf der französischen Grenze verwendet werden sollte. Diese Festungen sollten unter Wellingtons Leitung zu einem gewaltigen Wall gegen Frankreich ausgebaut werden²⁾. Mit wem außer mit Holland hätte England so frei schalten können?

Nicht umsonst, und so weit er England beachtet, mit Recht, hat Pirenne das kleine Schmähkapitel in seinem großen Buch, worin er den Anschluß an Holland behandelt, „la nouvelle barrière“ genannt, in bezeichnendem Gegensatz zu dem langen, in dem er den früheren Anschluß an Frankreich bespricht, und das dieser Belgier „la réunion“ betitelt³⁾. In Wahrheit aber und so weit es Holland anging, hätte vielmehr das Belgien, das 1830 entstand, eine erneute Barrière heißen müssen. Das Vereinigte Königreich war nicht nur stärker, doch es war mehr als eine „Barrière“. Der Geist der Männer von 1815 war ein anderer als der der Lenker der belgischen Revolution, die mit einer Neutralitätsgarantie vorlieb nahmen. Und wenn England mit dem Geiste eines Holland rechnete, wie es im 18. Jahrhundert gewesen war, und wie es nach 1830 wieder werden sollte, so hat es vergessen, daß jenem in seiner Ganzheit und mit dem neuen

¹⁾ Jossion: op. cit. S. 394.

²⁾ Hampe: Das belgische Bollwerk, S. 29.

³⁾ Pirenne: op. cit. VI, S. 72 und S. 219.

kontinentalen Streben auch eine andere Seele wachsen mußte. Ganz außer Acht hat es der große Castlereagh nicht gelassen. Falck mag sich innerlich gefreut haben, wenn trotz aller Abhängigkeit von England in den Londoner Artikeln die Form einer Garantie fehlte, er hat dabei vielleicht übersehen, daß damit auch England seine Absicht und seinen Willen hatte.

DER VIERBUND UND DIE HEILIGE ALLIANCE

Wenn die Heilige Alliance, die bald nach dem Wiener Kongresse und auf dessen Grundlage zu dessen Befestigung entstand, auch in manchem Zuge an den Völkerbund erinnert und als eine Vorerscheinung zu diesem erscheinen könnte, so weicht sie doch wesentlich von ihm ab. Fußen auch beide auf dem Siege vieler über einen einzigen Feind, den man weiterhin gefesselt halten wollte, so war zwar die Kampfstellung des früheren Bundes viel ausgesprochener, aber der Feind selbst wurde eher und freundlicher aufgenommen. Beide Bünde vertreten mehr oder weniger gewisse Grundsätze, die sich gegen die des Geschlagenen wenden: aber während die des damals Unterlegenen bald weiter um sich griffen und heute einen viel größeren Sieg davon getragen haben als die Nation selbst, der sie entsprangen, sind die Grundsätze und staatlichen Prinzipien der damaligen Sieger, der heute Geschlagenen, zerstört und erledigt, viel mehr als die Völker, die von ihnen beherrscht waren.

Das Nationalitätenprinzip jedoch, daß sich als das vielleicht stärkste durchrang, wurde beide Male von beiden Gruppen in Anspruch genommen, vertreten und verletzt: so ließ die Heilige Alliance unbewußt und der Dreibund bewusst die Flamen zu ihrem Recht kommen, so zertraten Frankreich unter Napoleon und die Entente sie, während den Wallonen die Heilige Alliance nicht gerecht wurde, Frankreich ihnen aber immer das ihrige gab. Doch hat Mitteleuropa von 1815 bis zum Weltkrieg auch für seine zentralsten nationalen Lösungen, wie die Reichseinheit, die im Westen längst von den revolutionären Elementen entschieden wurden, noch der altgewordenen Formen bedurft. Das Niederland hat in dieser Beziehung durch die nähere Verwandtschaft meist mit den Mittelmächten Gleichschritt gehalten, wie es auch nur durch die Interessengemeinschaft mit ihnen jeweils fähig sein konnte, seinen wahren nationalen Erfüllungen nachzustreben.

Indessen konnten und durften die Monarchen von 1815 und ihre Berater nicht so sehen. Dennoch hat Alexander von Rußland empfunden, da nach aller Meinung der Wiener Kongress mehr sein

sollte als ein einfacher Friedensschluß und seine Akten dauernder als ein status quo, daß ein solcher Bund nicht auf eine Negation allein zu gründen war, daß ihm dann die Seele fehlen würde. Den liberalen Tendenzen seiner Zeit war er zugetan, doch um so mehr brauchte er ein anderes, wie es hieß, höheres Prinzip für seine Weltordnung. Er nahm dazu die Reste alter, allgemeiner und mittelalterlich-christlicher Ueberordnung, die er in sich und seiner Zeit noch vorfand, und trachtete vergeblich, indem er sich damit schon in Gegensatz zur römischen Kirche und zu Oesterreich begab, seine Verbündeten zu überzeugen. Metternich hat ihn ausgenutzt und gelenkt, England hat seinen Einsichten von vornherein verständnislos gegenübergestanden. Bereits auf dem Wiener Kongress tief enttäuscht, im Stich gelassen von seinen Verbündeten, besaß er dennoch durch persönliche Verpflichtungen, namentlich durch Preußen und vor allem durch die gewaltige Macht, als welche sich Rußland jetzt zum ersten Male auch für Westeuropa gezeigt hatte, einen starken Einfluß auf die meisten anderen Länder. Bald erschüttert und immer wieder gereizt durch die revolutionären Unruhen, die immer wieder in den verschiedenen Staaten ausbrachen, ließ er sich dann von Metternich in die konservative Linie mitziehen.

Neben der Heiligen Alliance stand der Vierbund, und zwar so, daß sich beide teilweise deckten, teilweise übereinander, doch nach verschiedenen Seiten, hinausragten, teilweise auch in direktem Gegensatz zu einander standen. Das kam durch die verschiedenen Teilnehmer, und das galt durch sie auch von den Prinzipien.

Gleich zu Anfang in Paris hatte sich Castlereagh bereits gegen die weitgreifenden Pläne Alexanders erklärt, erschrocken darüber, daß jene, wie er meinte, seine eigenen Absichten übertrieben und weiter führten, als nötig war. War er es doch ursprünglich gerade gewesen, der sich bereits in Prag bemüht hatte, die Verbündeten auch für später aneinander zu binden, eben in jenem Vierbund zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England, der denn auch gegründet wurde. Später, als Alexander nun doch seinen Bund gründete, war England neben der unchristlichen Türkei und dem Papst, der dem Schismatiker gegenüber zu römisch war, das einzige Land, das ihm schließlich nicht angehörte. England hatte mit der Zerschlagung des „größeren Frankreich“, mit dem Sturze Napoleons seinen Zweck erreicht, es hatte kein Interesse daran, nun im Osten eine andere, größere Macht aufkommen zu lassen. Die Furcht vor

Rußland ist von Anfang an so groß, daß Castlereagh schon aus dem Grunde die mittleren Mächte, Oesterreich, Preußen und auch Holland, zu stärken suchte¹⁾. Wie im Völkerbund Amerika, so ist damals, entsprechend dem beschränkteren europäischen Maße der Vorgänge, England als der am meisten abseits stehende auch derjenige, der die endgültige Konsolidierung des Sieges nicht mitmacht und am ehesten den Besiegten wieder losläßt. Schon drei Jahre später zu Aachen betrieb England die Befreiung französischen Bodens, wie es schon früher nicht zugab, daß sich Holland über Artesien ausbreitete.

Eine der ersten Streitfragen zwischen dem englischen und dem russischen Regime betrifft gerade die kleinen Staaten und geht daher unseren Gegenstand sehr nahe an. Rußland musste gemäß der Ganzheit und Allgemeinheit seines Systems auch sie einbeziehen, England schloß sie aus. Rußland wollte eine dauernde, vielleicht zu starre Ordnung, zu der auch die kleinen Staaten gehören, und wäre es nur als Bindung zwischen den großen. England wollte eine Balance, d.h. zwar eine Ruhe, doch eine labile, in dem es, wo die Gewichte sich von innen heraus nach jeder kleineren oder größeren Erschütterung ändern, durch einen kleineren oder größeren Eingriff von außen die Formen oder Lagen verschieben kann, um sie zu erhalten.

Die kleinen Staaten aber sind für England die Tariergewichte auf seiner Wage, mit denen es am leichtesten die kleinen Übergewichte der Kolosse links oder rechts ausgleicht, so lange es den gefährlichen und teuren Stoß gegen diese selbst vermeiden kann. Nimmer konnte es erlauben, daß die Kleinen einseitig festgelegt wurden, wollte sie deshalb auch nicht durch eine Bundesgenossenschaft mit ihnen in ihrer Form garantieren, auch wenn es schon unvermeidlich gewesen war, sich mit den großen Mächten der einen Seite in eine lockere Verbindung einzulassen: diese gibt es auf, sobald das Übergewicht der anderen Seite nachläßt.

Niederland aber ist England von den kleinen Mächten das wichtigste: nicht nur durch ihre besonderen Beziehungen, sondern vor allem dadurch, daß es auf dem Drehpunkt der europäischen Wage liegt. Am schnellsten und leichtesten kann England von hier aus, begünstigt durch seine Lage, die Gewichtsverhältnisse ändern, indem es diesen Drehpunkt am Wagebalken selbst verschiebt. Das tut es,

¹⁾ Cecil: op. cit. S. 14.

indem es die niederländisch-französische Grenze verlagert: durch den Anschluß von Belgien an Holland wurde der linke Arm länger als der rechte. Denn ebenso sehr wie sich das Hauptland Niederlands, seit die europäische Staatenwelt sich gestaltete, seiner Natur nach immer der östlichen Hälfte bei einer Zweiteilung anschloß, ebenso sehr reicht der äußerste Süden seiner südlichen Provinzen in die Westhälfte hinein. Und durch dieses Übergreifen wird Niederland im Gegensatz zum englischen Interesse nur immer näher auf den Osten angewiesen.

So mußte es England, so bald Frankreichs Übergewicht endgültig behoben sein würde, unerträglich, ja, seinem ganzen System zuwider werden, Belgien nach Osten hinübergeschoben zu sehen. Es ist garnicht zu bezweifeln, daß der wichtigste Punkt der Bundeszugehörigkeit der kleinen Staaten sich auf Niederland als Wichtigstes bezog. Und wenn dies schon nicht die Ursache des großen Konfliktes wurde, so wurde es doch am schwersten von seiner Lösung betroffen. Denn Niederland war der Heiligen Alliance beigetreten, obwohl England seine Hand darauf hielt: England, das mit dem Vierbund außerdem genügend in die Alliance hineinreichte, um auf die ihm so verbundenen Hauptmächte seine lähmende Wirkung zu üben.

Von allen Ablehnungen der Heiligen Alliance in Alexanders Fassung ist denn auch die Castlereaghs als ein „höchster Mystizismus und Unsinn“¹⁾ die härteste. Doch hatte er eigene Gründe, seine Hand nicht ganz aus dem Osten zurückzuziehen. Englands Fühler und Interessen reichten weit über den eigentlich europäischen Bereich hinaus, und dort war es wieder Rußland, das England entgegentrat: es war in der Behringstraße erschienen und hatte immer schon sein Augenmerk auf die Türkei gerichtet, die es aus seinen christlichen Tendenzen heraus von dem Garantiebereich der Alliance ausgeschlossen hatte; Preußen und den meisten anderen europäischen Staaten konnte dies zunächst gleichgültig sein. Doch war noch ein anderer, dem dies nahe ging: Oesterreich²⁾. So mußte Castlereagh mit Metternich zusammenspielen, um, ohne den Frieden und damit alles vorzeitig wieder in Frage zu stellen, durch den Vierbund Rußland freundlich zu leiten. Er warnt seinen Vertreter,

¹⁾ Hayes: *Modern Europe*, S. 12. London.

²⁾ Cambridge foreign history II, S. 11: „Great Britain and Austria were equally interested in maintaining the Ottoman Power as a barrier to any undue Russian expansion; therefore they could and must act in concert“.

daß es nicht aussehen solle, als ob man feindlich gegen Rußland vorgehe „oder als ob sie getrennt von den französischen und preußischen Ministern handelten, welche ein ebenso starkes Interesse daran haben müßten, daß die türkische Frage die gegenwärtige Politik Europas nicht verwirre“¹⁾). Es durfte nicht so aussehen, doch es war bereits so, daß Rußland der Hauptgegner Englands war.

An dem Frieden aber lag damals England alles. Es hatte zu deutlich an Napoleon und auch an den Befreiungskriegen gesehen, wie leicht es im Krieg das Ruder verlieren konnte. Englands militärische Kraft war eben so gering in Vergleich zu anderen Großmächten, wie seine politische Überlegenheit groß war, und wenn Preußen auf alle Politik verzichtete, wie Canning es später verhöhnte: „Ein aufrechter Grenadier, mit Trommelstock und Strickpeitsche aber ohne Politik“²⁾), so liegt darin eben so sehr ein Zeugnis militärischer Kraft und politischer Schwäche, wie in Englands Haltung das Bekenntnis des umgekehrten. Lange über die dreißiger Jahre hinaus währt Englands Friedenspolitik. Und wenn es auch später hin und wieder im äußersten Falle einen Krieg zuläßt oder gar führt, so weiß es doch zu wohl, daß jeder Sieg zunächst eine Erschütterung seines Gleichgewichtssystems bedeutet. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn Castlereagh meint, daß seine insulare, wenig angreifbare Lage es erlaubt, eine „großmütigere und mehr Zutrauen erweckende Politik“³⁾ zu führen. In jenen Tagen jedoch hätte eine Erschütterung allzuleicht entweder ein endgültiges Überhandnehmen der östlichen Mächte oder einen Bruch zwischen den Vierbundmächten bedeutet, der das gegen Frankreich getane Werk wieder in Frage gestellt hätte. Es ist die klassische Zeit der englischen Politik und Castlereagh ihr großer Meister.

So aber hat England nicht umhin gekonnt, Oesterreichs Intervention in den italienischen Wirren schließlich geschehen zu lassen. Metternich hat von der Lage Gebrauch gemacht, Alexander, der bereits durch die andauernden revolutionären Unruhen gereizt war, ganz zu seiner konservativen Politik hinüberzuziehen, d.h. von jetzt an gilt die liberale Revolution selbst als Gefahr und zu bekämpfender Feind der Heiligen Alliance. Es ist ein doppelter Sieg

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 11 (Castlereagh).

²⁾ Ebenda, S. 54 (Canning).

³⁾ Ebenda, S. 8. „to turn the confidence she Great Britain inspired to the account of peace, by exercising a conciliatory influence between the powers, rather than put herself at the head of any combination of courts to keep others in check“ (Castlereagh).

Metternichs, der sich damit auch erst der Führung der Alliance bemächtigte. Für das Niederland aber bleiben gegenüber Castlereagh, Canning und Wellington auf der anderen Seite die Gestalten der beiden Zaren, Alexander und Nikolaus bedeutsamer.

Von der Troppauer Konferenz datierte auch die allmähliche Abwendung Englands von seinen Bundesgenossen¹⁾. Der umstrittene Punkt bleibt die Garantiefrage im weitesten Sinne. An sich hat England wenig einzuwerfen gehabt gegen Oesterreichs Vorherrschaft in Italien. Ja, angesichts der bald hervorbrechenden Aufstände in Griechenland mußte Castlereagh sich selbst noch einmal zusammen mit Oesterreich auf die Solidarität Europas gegen Alexanders Einzelvorgehen zugunsten Griechenlands berufen. Oesterreich bleibt diejenige östliche Macht, mit der Englands Interessen am wenigsten zusammenstoßen.

Wenn denn auch England jetzt auf Grund allgemeiner Prinzipien der Politik, wenn auch nicht der Weltanschauung, sich von der Alliance abwendet, so darf man nicht vergessen, daß jetzt dazu der erste Anlaß war seit Napoleons Tod, seit das bonapartistische Frankreich endgültig dahin und nicht mehr zu fürchten war, seit in Frankreich die Vorherrschaft der Ultras beendet und dieses Land auf gemäßigten und mäßigen Gleisen sich weiter konsolidierte. Nicht Liberalismus und Revolutionslust fürchtet England, im Gegenteil, sie konnten nur die europäischen Staaten England zugänglicher und sie für seine Politik biegsamer machen, zerspalten, auseinanderbringen. Es fördert diese Bestrebungen, wo es kann. Was es fürchtet, ist das Umgekehrte, der geschlossene kontinentale Despotismus, die Harmonie, in welcher Form es auch sei. Auch Napoleon hatte für England doch im wesentlichen nicht die Revolution, sondern deren Bezwingung durch die starke Hand, die Expansion, das gegen England selbst gerichtete kontinentale System bedeutet. Die liberale Gesetzgebung hatte es niemals gehindert. Jetzt drohte die Gefahr von der anderen Seite und von der umgekehrten Politik. Bald sprach Castlereagh es aus. Die französische Revolution war ihm nur ein Ausnahmefall „wegen ihres herrischen und erobernden Charakters“²⁾, und die britische Regierung, so sagte er, „wollte den Mächten davon abraten, zu versuchen, Möglichkeiten, in die inneren Angelegenheiten selbständiger Staaten einzugreifen, nach

¹⁾ Stern: Geschichte Europas, 1815/1871, II. S. 131/132.

²⁾ Cambridge foreign history, II. S. 38. „from its overbearing and conquering character“.

einer abstrakten Regel des Betragens zu beurteilen¹⁾). Ob abstrakt oder real, es ist immer dieselbe durchlaufende und gemeinsame Kraft, zunächst in der Form des Areopags, den England ablehnt und ganz besonders wird ablehnen müssen, wo sie gegen Englands eigene kleine Vasallen vorgreifen sollte. Sehr deutlich hatte schon früher Lord Castlereagh die Unmöglichkeit dargetan, die England engere Bündnisse verbietet. Jetzt umgrenzt er sehr klar Englands Bereitschaft zu einer allgemeinen europäischen Solidarität: „Man (die Kontinentalmächte) wünscht“ so sagte er dem österreichischen Gesandten „die Alliance so weit auszudehnen, daß sie alle gegenwärtigen und künftigen, vorhergesehenen und unvorhergesehenen Gegenstände umfassen möge; es würde ihren Charakter soweit verändern, daß wir darin einen Grund sehen müßten, nach dem unser Kurs sich neu bestimmen könnte, auf die Gefahr hin, daß sich die Alliance von uns wegbewegen würde, ohne daß wir sie verlassen hätten“²⁾). Wie immer und in allem bleibt England empirisch-opportunistisch. Faktisch hat Englands bereits zu Troppau den Vierbund verlassen und so sich „die Heilige Alliance immer weiter von ihm fortbewegt“. Während Oesterreich dennoch seinen Strafzug in Italien vollzieht, bahnen sich auch in Spanien gefährliche Konflikte an, für die Castlereagh sein berühmt gewordenes Memorandum, das die Leitlinien seiner Politik enthält, aufstellt. Diesmal ist es England noch wichtiger, eine prinzipielle Haltung anzunehmen, als in die Lösung der Verwicklungen einzugreifen, da ihm diese nicht direkt machtpolitisch zuwider sind: es muß damals eine Stärkung Frankreichs gewünscht haben. Schon das kann uns beweisen, daß nicht die inneren Zustände der Länder und ihre Vergewaltigung von außen, sondern ausschließlich die auswärtigen Beziehungen, die daraus folgen, England unmittelbar angehen. Es wird seine Prinzipien erst anwenden, sobald es an seinen eigenen Einflußkreis herangeht, oder wenn eine allgemeine Koalition droht. Wie im Falle der Türkei Castlereagh gestand, unterscheidet er sehr wohl zwischen den praktischen Fällen und den übrigen.

Das genannte Memorandum aber ist nicht nur der letzte wichtige Akt Castlereaghs, es ist auch auf Jahre hinaus gleichsam sein Vermächtnis an die englische Politik, auf dem auch Canning, sein persönlicher Gegner, gleichwohl fußt, wie er selbst hervorhebt: wieviel

¹⁾ Cambridge foreign history.

²⁾ Ebenda, II. S. 37.

mehr erst Wellington, der sein naher Freund war. Für uns ist es daher unumgänglich, den wesentlichen Inhalt dieses Stückes kurz zu untersuchen¹⁾. Wie weit die verschiedenen Aussagen des Stückes zeitlich gerade reichen, inwiefern sie Übergänge zu einer neuen Konstellation und zu welcher darstellen, wie weit sich Castlereagh dessen bewußt war, müssen wir zunächst dahingestellt sein lassen.

Nachdem er zunächst den Vorteil gemeinsamer Besprechungen erörtert, warnt er davor, es mit dem eigensinnigen spanischen Volk nicht dadurch, daß man ihm helfe, zu verderben, und er stellt die Maxime auf, daß nur, wenn eine Revolution andere Staaten anzugreifen droht, eine Intervention von außen gerechtfertigt sei. Doch „in keinem Teil Europas von gleicher Ausdehnung hätte eine Umwälzung geschehen können, die weniger andere Staaten bedrohte“. . . . „Indessen sollen die unabhängigen alliierten Mächte darüber wachen, daß keine feindlichen Maßnahmen gegen das portugiesische Territoir in Europa getroffen werden“, zu welchem Schutz England durch einen besonderen Traktat gebunden ist. Jener tiefe und natürliche Wunsch aller spanischen Revolutionäre des 19. Jahrhunderts, Portugal mit Spanien zu vereinigen, wird also nicht berücksichtigt. Auch dagegen sollten die alliierten Mächte, möglichst jeder für sich, vorgehen. „Nichts“, so fährt Castlereagh fort, „ist in diesem Bündnis wie in allen anderen menschlichen Beziehungen so gefährlich und so geeignet, den ursprünglichen nützlichen Zweck zu zerstören, als sich über die Sphäre dieses Zweckes hinaus zu verpflichten. . . . Es ist ein Bund für die Wiedereroberung und Befreiung großer Teile Europas von französischer Übermacht gewesen; als der Eroberer unterworfen war, stellte dieser Bund, wie der Frieden festsetzte, den neuen Besitzstand unter seinen Schutz. Er war nie als ein Bund zur Regierung der Welt oder zur Beaufsichtigung der inneren Angelegenheiten anderer Staaten gedacht“. Gegen revolutionäre Macht wandte er sich nur, so weit sie militärischen Charakter hatte, nicht als Feind demokratischer Grundsätze. Er wehrt sich nicht gegen ein vorsichtiges, gemeinsames Vorgehen in bestimmten Fällen, wo es der Vorteil erheischt: doch ohne Verpflichtung, Konsequenz und Verantwortung. Er bekennt sich nur zu den „großen und einfachen konservativen Grundsätzen der Alliance“ und wendet sich gegen „alle spekulative Vorwegnahme entfernter Gefahren“. Endlich weist er auf Englands spezielle Ge-

¹⁾ Cambridge foreign history, II. Appendix A, S. 623 ff. (Abdruck)

bundenheit dem Parlament gegenüber hin, welche es diesem Lande nie erlauben könnte, auf ferne Frist unpopuläre Maßnahmen zu treffen, wie es ein Eingreifen in Spanien, anders als in Portugal, wäre.

So weit könnten Castlereaghs Wünsche einfach als Forderungen des gesunden Verstandes erscheinen. Doch ist es nur der liberale Verstand, der hier spricht, oder vielmehr: es ist die liberale Politik, die der konservative englische Staatsmann vom Kontinent verlangt. Wir dürfen nie vergessen, daß in denselben Jahren, wo er in Europa die kleinen Völker vertritt, in seiner Heimat der Kampf um Irland wütete. Wenn es für unsere nachträgliche Betrachtung auch selbstverständlich erscheint, daß die damalige konservative Strömung viel zu alt und eng, die liberale viel zu jung und weit war, um einen dauernden, sich gleich bleibenden Zustand, wie ihn die Alliance wollte, zu ermöglichen, so muß man doch wohl bedenken, daß es sich auch in der Alliance in erster Linie um die auswärtigen Verhältnisse handelte, daß ihre konservativen Formen, hätten sie sich durchgesetzt, ein Anfang zu einer anderen Entwicklung der Beziehungen gewesen wären, daß es aber gerade England gewesen ist, das diese Entwicklung unmöglich gemacht und sie eingeengt hat, wie es auch das liberale Kaiserreich niedergekämpft hatte. Der jeweiligen Radikalität des Kontinents steht England an sich unbetieilt und verständnislos gegenüber, und nur die Folgen fürchtet es.

Castlereagh selbst sucht denn auch kaum zu verhehlen, daß es nicht darum geht, wie ein Land regiert wird, als vielmehr, daß es sich selbst regiere. Er gibt eben die verschiedenen Zustände, Willen und Stimmungen, die er anerkennt, an als Gründe dafür, daß ein eingehenderes Zusammengehen der Mächte weder erwünscht noch auch möglich sei, wenn er fragt, ob denn „die äußerste Einigkeit und Zusammenarbeit in allen politischen Fragen praktisch sei?“ Er will möglichste Inaktivität der Staaten, höchstens Einzelbeziehungen und Einzelvorgehen, und nur als letzten und lockersten Halt den Bund für die größten Züge, die er allein nicht mehr meistern könnte. Auf Englands Sonderinteressen, wie auf der Türkei und Portugal, hält er unbedingt die Hand, und mit diesen Ausnahmen ist es bereits jetzt das Prinzip der „Non-Intervention“, das England vertritt.

Wenn sich Castlereagh hinter dem Parlamente verbirgt, ist es sehr die Frage, gerade bei ihm, inwiefern das eine Scheinbewegung war. An sich spielen jedenfalls prinzipielle Sympathien hier nie eine

entscheidende Rolle. Am deutlichsten hat dieser britischen Toleranz Canning Ausdruck gegeben, wenn er einmal sagt: „Wir selbst haben in unserer Verfassung genug Demokratie, um die Monarchie zu mäßigen, und genug Monarchie, um die Ausschreitungen der Demokratie zu bändigen“¹⁾). Dennoch mag gerade Canning eine gewisse Vorliebe für die Demokratie gehabt haben, wenn auch er weniger aus Sympathie, vielmehr, weil die Gefahr von der anderen Seite größer war²⁾). Auch er war in erster Linie gegen Einmischung überhaupt. Und wenn wir beachten, wie sehr Englands politische Haltung gegenüber Griechenland gerade der Gesinnung des englischen Publikums entgegen war, wie England die französische reaktionäre Intervention in Spanien bei allen Protesten am Ende zugelassen hat, unter Bedingung, daß es Frankreich allein tat, wie es Portugals liberaler Gesetzgebung zur Hilfe kommt, gerade als spanische Einmischung zu befürchten ist, so ist es nicht mehr zu bezweifeln, daß nicht die besondere Färbung, sondern ausschließlich die Tatsache kontinentaler Bünde dem britischen Staat maßgebend ist. Wenn es jedoch die Intervention Oesterreichs in Italien und Frankreichs in Spanien zuließ, so deshalb, weil dabei jeder in dem Ressort blieb, das ihm das Gleichgewicht bei der Teilung in Ost und West zugewiesen hatte. Ja, fast konnte der spätere französische Zug als ein dem Gleichgewicht entsprechendes, notwendiges Gegenstück zu dem früheren Oesterreichischen erscheinen. Verderblich wäre jener nur geworden, wenn sich die Ostmächte beteiligt hätten, wie es einen Augenblick geplant war, bedenklich war er England abgesehen vom Prinzip nur dadurch, daß er immerhin vom gleichen allgemeinen Grundsatz ausging, denn Frankreich gehörte selbst zur Heiligen Alliance. Seit Troppau³⁾ neigte die konservative Regierung Frankreichs — bald Englands große Sorge — allzudeutlich zu Oesterreich hin, teils unter dem Druck von Metternichs Übermacht, gegen die es sich nicht wehren konnte, wollte es seine Interessen wahren, teils aus ähnlichen Eigeninteressen heraus⁴⁾).

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 53.

²⁾ Cambridge foreign history, II. S. 57. — For the latter danger was more immediate, more pressing and more detrimental both to British interests and to his ideas of the balance of European Power. —

³⁾ Stern: op. cit. II. S. 135.

⁴⁾ Stern: op. cit. II. S. 152. „Haben wir in Neapel eine gerechte Ordnung hergestellt, so kommt vielleicht der Augenblick für Frankreich, in Spanien die Rolle zu spielen, die Oesterreich heute gegenüber Neapel auf sich nimmt“. (Metternich) Berichte Laferronnay's 14/27, Januar 21.

In dem letzten Teile seines Memorandums spricht denn auch Castlereagh jene Ost-West-Teilung offen aus. Er äussert seine Zufriedenheit mit Richelieu, der verlangt hatte, daß man Frankreich sich selbst überlasse, und nochmals seine Angst vor jenen Armeen der Alliance, die von Rußland bis Spanien die Länder überrennen würden. Er tut dann Frankreichs Ungefährlichkeit dar, da es in inneren Sorgen befangen und seine Rüstung gering im Vergleich zu der gewaltigen Macht Rußlands sei. Wenn er endlich das britische Nationalgefühl so gut wie jedes andere für fähig erklärt, den Staat gegen eine wirkliche Gefahr zu mobilisieren, doch zugleich behauptet, seine Regierung sei die letzte, die es wagen könnte, auf eine Frage abstrakten Charakters hin zu handeln, so heißt das soviel, daß er England mitsamt Volk und Parlament außerhalb der prinzipiellen inneren Fragen auf rein opportunistischen, in seiner Weise auf machtpolitischen Boden stellt.

Zum Schlusse seines letzten wichtigen Staatsstücks endlich spricht Castlereagh, bedeutsam für uns, von den Niederlanden. Er nennt sie nur „das militärische Bollwerk Europas“, für dessen Bestand, sei er durch Aufstand oder durch fremde Eroberung gefährdet, sich die englische Regierung am ehesten einsetzen würde, um zu verhüten, daß es verloren ginge — bezeichnender Weise — „an die allgemeine Masse französischer Macht“, deren Kraft und Gefährlichkeit er eben geleugnet hat.

Für uns ist es wichtig, daß die grundlegende Wendung der britischen Politik und das grundlegende Programm für die Folgezeit, die beide für das Schicksal der Niederlande 1830 mitentscheidend wurden, noch von demselben Manne ausgingen, der auch das Vereinigte Königreich zu Stande brachte. Es enthebt uns der Aufgabe, zu zeigen, daß es keine verschiedene britische Parteipolitik, auf innere Rücksichten begründet, sondern dasselbe England war, das beide Male, nur scheinbar sich widersprechend, im selben Sinne handelte.

Zu Verona, wo dann über Spanien verhandelt werden sollte, hat Wellington England vertreten, Castlereaghs einziger Freund, ihm nach seinem Bruder und seiner Frau der nächste, der dennoch, wie Cecil meint¹⁾, so wenig wie diese ihn ganz zu verstehen vermochte. In dem Weltkampf gegen Frankreich hatte Castlereagh den

¹⁾ Cecil: op. cit. S. 49.

Freund entdeckt und neben sich zum Führer der englischen Heere erhoben. Und ebenso ruhig und selbstverständlich hatte er ihn später, als der Krieg zu Ende war, auf seiner politischen Bahn mitgenommen; nach dem Canning'schen Interregnum sollte Wellington selbst noch mit der Wiederaufnahme der niederländischen Fragen, dem Erbe Castlereaghs, seine politische Laufbahn beschließen.

Und dieser sein Freund war es, der empfand und ihm nicht verschwie, daß er auf dem Gipfelpunkt seiner Macht nicht mehr der alte sei¹⁾. Wenige Zeit danach schied Lord Castlereagh still und geheimnisvoll wie alles, was er tat, aller Welt bekannt und dennoch unverstanden, darum viel umraten und geschmäht, freiwillig aus dem Leben. Und was bis dahin in den Händen des schönen Lords²⁾ das Werk geborenen Adels gewesen war, hoch über Freund und Feind erhaben, nur um seiner selbst willen getan, das wurde jetzt dem Volke zu Füßen gelegt und in alle Winde hinaus posaunt. Castlereagh, der darauf für sich hätte verzichten können, hatte regiert und zu regieren vermocht in den Jahren, da dies am meisten hieß, weil er den Partner nicht haßte: Canning aber hatte warten müssen, die besten Mannesjahre hindurch, weil er für sich zu viel verlangte. Nach dem Urteil Wellingtons konnte Lord Castlereagh weder gut reden noch schreiben, doch war er vollendeter Meister über alle auswärtigen Beziehungen³⁾.

Canning nun konnte sehr wohl reden und schreiben, doch seine Politik blieb dieselbe, nur hat er sie mehr akzentuiert. Er hat jener englischen Isolierung, der ersten „Splendid Isolation“, die stolze Haltung zugefügt. Hatte Castlereagh die europäischen Kongresse und Konferenzen geliebt, so verachtet sie Canning und vergeblich warnt ihn Wellington, daß die anderen Mächte darin keinen Nachteil für sich sähen⁴⁾.

Canning rechnet mit der öffentlichen Meinung. Seine Aussprüche sind darum wichtig, weil sie mit den Volksinstinkten übereinstimmen. — „Wo liegt denn für uns die Notwendigkeit, uns dieser Gefahr um anderer Länder willen, welche nicht im Besitz einer so mäßigenden Verfassung sind, auszusetzen?“⁵⁾ Der Brite wünscht nicht, sich die Welt anzugleichen, im Gegenteil. Er betont nur das

¹⁾ Cecil: op cit. S. 48.

²⁾ Cambridge foreign history, II. S. 49.

³⁾ Cambridge foreign history, II. S. 49.

⁴⁾ Ebenda, S. 53.

⁵⁾ Ebenda, S. 53.

genaue Gleichgewicht: „Der Weg, den wir gehen mußten, ging quer über einen wirbelnden Strom hinüber; ob man auch versuchen mochte, uns nach der einen oder nach der anderen Seite nieder zu ziehen“. Dennoch ist es keine gänzlich gewollte Isolierung, man behält sich vor, zu gegebener Zeit einzugreifen und dazu seine Kräfte zu sparen: „Bis die Zeit kommen wird unser einziges wirkliches Interventionsrecht auszuüben, dann nämlich, wenn wir gerufen werden, die ragenden Fluten zu stauen, welche das Gleichgewicht Europas zu zerstören drohen“¹⁾. — Das Gleichgewicht Europas — d.h. immer abgesehen von England, das sich selbst in all diesen Betrachtungen außerhalb stellt, — ist hier bereits zu einer poetisch inspirierenden *Idée fixe* geworden, wie wenn es etwas anderes bedeutete als der Zustand Europas, der am meisten nach dem britischen Interesse ist; wie wenn dieses rein relativ-auswärtige Prinzip in seiner Höhe und Fruchtbarkeit vergleichbar wäre mit den tieferen Maximen, die damals den Kontinent, Ost wie West, beherrschten.

Die allgemeine Intervention in Spanien, gegen die Oesterreich und Preußen ebenso eingenommen waren wie Frankreich, und die außerdem ganz unnötig war, verlief dann im Sande Die Mächte sagten Frankreich die verlangte Rückendeckung zu, außer England, das es aber bei Protesten und vergeblichen Vermittlungsversuchen beruhen ließ. Canning sah nicht nur eine Intervention lieber durch eine Macht als durch vier, er sah darin auch einen Weg, möglicherweise das europäische Einverständnis zu brechen.²⁾ Doch so lange auf dem ganzen Kontinent das gleiche Prinzip noch vorwaltete, konnte England weiter nichts machen, obgleich es zwar, das ist deutlich, nicht diese Art der Isolierung wünschte. Es brauchte immer erstens Uneinheitlichkeit in Europa, zweitens einen näheren Anhaltspunkt zumindestens an einer der Gruppen, und zwar möglichst so, daß diese Englands bedurfte, damit es seinen Einfluß überhaupt geltend machen könnte. Denn die Forderung des reinen Gleichgewichts, sein Zweck dabei, war doch für die kontinentalen Mächte selbst ein bedeutungsloser Klang und für den jeweils stärksten ein Unerwünschtes. Schon deshalb hält sich England notwendigerweise an den jeweils schwächeren, mit dem seine Interessen sich bis zum Gleichgewicht, doch nicht weiter, decken. Jetzt, wo das ganze maßgebende Europa unter einer Flagge stand, blieb dem

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 53/54.

²⁾ Ebenda, S. 56.

Briten nichts übrig als sich zurückzuziehen, um jene nicht noch mehr zu stärken, und zu warten. Um das legitimistische Einvernehmen zu brechen, brauchte es Revolutionen, die es, indem es die Alliance bereits verlassen hatte, durch seine Haltung allein schon ermutigte. Doch Spanien war für England nicht genug und zu aussichtslos. Canning nannte beide spanische Gruppen gleich schlecht und töricht¹⁾. Außerdem hätte eine Hilfe an Spanien Frankreich, von dem England doch am meisten zu erwarten hatte, nur um so fester an die Alliance geschmiedet. Wie wir sahen, war schon Castlereagh im Grunde mit Frankreichs selbständigem Vorgehen innerhalb der Alliance recht befriedigt gewesen. Doch wenn nun Châteaubriand seine eigene Politik als zugleich „ganz französisch und ganz europäisch“ bezeichnet, erklärt Canning bezeichnenderweise, dies nicht zu verstehen²⁾.

Erst als die französischen Truppen unter dem Herzog von Angoulême in Spanien aufrückten, Frankreich gebunden und zugleich gesichert war, da schlug Canning andere Töne an. Er bekannte, daß er „eine Neigung zum Krieg hatte“³⁾ und erklärte, „ernsthaft zu hoffen, daß Spanien siegreich aus diesem Kampfe kommen würde“. Das war nicht wahrscheinlich, brachte aber Preußen und Rußland sehr gegen ihn auf.

Dem englischen Volke gegenüber mag diese Haltung Cannings ein gewisses Entgegenkommen bedeutet haben. War seine Zeit doch ein Übergang zu den späteren Whig-Ministerien. Er nannte sich selbst einen liberalen, sogar radikalen Minister⁴⁾. Europa konnte in seiner Haltung nur sehen, daß er die Heilige Alliance herausforderte, aber freundlich mit weit geöffneten Armen jede Revolution aufnehmen würde. Nur in Portugal nahm Canning die liberale Verfassung in wirklichen Schutz gegen Spanien und ließ er Truppen landen, d.h. in seiner bildreichen Sprache: „Wenn schon die Pyrenäen gefallen wären, so wolle er wenigstens den Atlantik halten“⁵⁾. Noch in einem anderen Sinne hielt er den Ozean. Gleich im Anfang hatte Canning Frankreich erklärt, daß eine Ausdehnung der Reaktion auf die spanischen Kolonien in Amerika ein casus belli sein würde. Jetzt aber gab die Verschiedenheit des Systems in Mutterland und

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 57.

²⁾ Ebenda, S. 61.

³⁾ Ebenda, S. 62.

⁴⁾ Cambridge foreign history, II. S. 63.

⁵⁾ Ebenda, S. 62.

Kolonien, die doch tatsächlich die Trennung bedeutete, England die Gelegenheit, fernerhin durch Anerkennung der Unabhängigkeit dieser Kolonien in scheinbar anständiger Weise das befreundete, vergewaltigte Volk seines besten Erbteils berauben zu helfen. Doch dürfte Canning kaum diese künftige Heldentat im Auge gehabt haben, als er in seiner berühmt gewordenen Rede zu Plymouth England dem Meere verglich: „Wie es so rasch seine Schönheit und Tapferkeit entfalten konnte, seine zerstreuten Elemente sammeln und seinen schlafenden Donner wecken“¹⁾.

Canning fürchtete indessen die Alliance so sehr, daß er daran dachte, ihr gegenüber eine überseeische Alliance von Republiken entstehen zu lassen²⁾. Hatte doch Rußland sich damals gerade im äußersten Norden Amerikas breiter gemacht.

Und dasselbe Rußland mußte Canning auch in Europa die größten Schwierigkeiten bereiten. Eben als Konflikt mit Rußland und als Präzedenzfall zu dem der Niederlande in Jahre 1830 kann uns die griechische Frage interessieren. Wir wissen, daß England trotz der weitgehenden Sympathien des Volkes Griechenland nicht tatkräftig unterstützt hat, ja, daß es alles tat, Rußland davon abzuhalten. Es war Englands Glück, daß Oesterreich wieder dieselben Interessen hatte, und daß Alexander unerhörter Weise den Neigungen seiner Untertanen zum Trotz sich von seiner Alliance binden ließ.

Erst als die ägyptischen Scharen Ibrahims in Morea einfielen, vom Sultan zur Hilfe herangerufen, sieht England die Unmöglichkeit ein, die türkische Herrschaft dort wiederherzustellen und wählt von zwei Übeln das geringere, die bedingte Anerkennung. Nur so vermag es Rußland vom Krieg gegen die Türkei abzuhalten. Im entscheidenden Augenblick starb Alexander plötzlich. Canning suchte mit Rußland zusammenzuarbeiten, doch die Vorgänge selbst griffen vor. Da er Oesterreich und Preußen nicht trauen konnte, reiste Canning nach Paris, versicherte sich Frankreichs und suchte in dem Lande das Gegengewicht. Vielleicht war sein letzter Schritt vor seinem Tode der kühnste, daß er Frankreich dies Entgegenkommen machte, wozu ihn Oesterreich und Preußen brachten. Doch nun erst recht war kein Halten mehr. Die Franzosen landeten im Wettlauf mit den Russen auf Morea, während England vorher doch nur durch die Blockade vorsichtig Unerläßliches hatte erzwin-

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 64.

²⁾ Ebenda, S. 65.

gen wollen und die Schlacht von Navarino fast gegen seinen Willen geschlagen hatte. Wellington, der Canning folgte, der selbst die Türkei, „einen alten Bundesgenossen“, nicht so weit hätte aufgeben wollen, verlor die Zügel aus der Hand. Die russischen Heere unter Diebitsch rückten ein und erzwangen zu Adrianopel den Frieden, wobei alles geschah, was Rußland gewünscht hatte und England hätte vermeiden wollen.

Dennoch datiert seit 1827, seit dem Londoner Traktat mit Rußland über Griechenland, ein kurzes Einvernehmen zwischen England und Frankreich. In diesem Einzelfalle der Türkei, die für Alexander in seiner christlichen Vision außerhalb des europäischen Gemeinwesens stand, wurde Rußland seinem konservativen Prinzip untreu und schleppte England, das gerade hier entgegengesetzte Interessen hatte, mit. Wellington hatte kein Glück mit dem doppelten Erbe, das ihm seine letzten politischen Jahre zu verwalten gegeben hatten, mit den lang aufgespeicherten Problemen, die er lösen sollte. Dennoch geht in großen Zügen die Politik seines Landes auch mit ihm seinen Gang weiter.

In Frankreich hatten die reaktionären Strömungen einen Mann ans Ruder geführt, von dem Wellington selbst sagte, daß es „nie einen erbitterteren Feind Englands gegeben habe“¹⁾: den Fürsten von Polignac, der Rußland England vorzog und so Gebrauch machte von jener anderen Möglichkeit, die Frankreich damals noch hatte. So dachte er England mit einer kontinentalen Koalition zur Einwilligung in das, was ihm als Franzosen für eine Normalisierung der Karte Europas nötig schien, zu zwingen. Belgien war sein Hauptobjekt, und er sah richtig ein, daß hierin England nur schwer nachgeben würde. Es sollte dafür den Rest der holländischen Kolonien erhalten; aber auch gegen Englands Willen dachte er seinen Plan durchzuführen. König Willem sollte die neue „Großgriechische Türkei“ mit Adrianopel zum Hauptsitz erhalten, die Niederlande aber sollten nach der Flußgrenze zwischen Frankreich und Preußen geteilt werden. Talleyrand soll dann diesen oft phantastisch gescholtenen, doch keineswegs unmöglichen oder ganz törichtigen Plan dahin abgeändert haben, daß, um es England annehmbar zu machen, statt Belgien die Rheinprovinzen für Frankreich in Vorschlag gebracht wurden.

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 122.

Der plötzlich abgeschlossene Friede zu Adrianopel hat dann die weiteren auf den Plan bezüglichen Verhandlungen abgebrochen und Rußland der Notwendigkeit enthoben, zu ihm Stellung zu nehmen. Doch Frankreich war erwacht und Polignac ruhte nicht. Während die Franzosen an der Nordküste Afrikas operierten, sammelte er als Kriegsminister Truppen an der niederländischen Grenze. Französische Agenten und Privatleute jeder Art und Richtung wirkten in Brüssel, wo die Einigkeit unter den Unzufriedenen gewachsen und die Regierung seit langem zu harten Maßnahmen gezwungen worden war.

Da plötzlich brach in Paris selbst die Revolution aus und die von Truppen entblößte Regierung vermochte sich nicht zu halten. Der Jubel in England war groß und unverhohlen, und Wellingtons Regierung wußte auch nichts eiliger zu tun, als Frankreichs neuen König anzuerkennen.

Endlich war geschehen, worauf England so lange gewartet hatte, worauf es hatte warten müssen, um der Heiligen Alliance widerstehen zu können. Seine Isolierung war gebrochen und es nahm Frankreich mit offenen Armen auf. Im selben Augenblick, wo der Festlandsbund durch Frankreichs Haltung und Rußlands Sieg am gefährlichsten zu werden drohte, brach Frankreich selbst aus dem System heraus. Wohl gehen die Expansionsbestrebungen von den Reaktionären auf die Revolutionäre über, wohl tragen diese sie weiter, als es vielleicht jene getan hätten, doch diese Bestrebungen haben eine ganz andere Bedeutung gewonnen und richteten sich nun gegen die Alliance. Endlich war Frankreich Cannings Lockstimme gefolgt.

Wahrscheinlich ist Polignac der erste gewesen, der von französischer Seite entscheidender auf die belgische Revolution hinwirkte, wie Sircourt meinte¹⁾. Jedenfalls aber hat Wellington ihn dafür gehalten, wenn er sagt: „Sie brach zwar erst aus, nachdem er und alles, was zu ihm gehörte, ihrer eigenen dreitägigen Revolution zum Opfer gefallen waren: sein gerechter Lohn am Ende“²⁾.

Das genauere Machtverhältnis zwischen England und Frankreich, soweit es auf die niederländische Entwicklung von Einfluß sein oder die Art dieser Entwicklung erklären könnte, werden wir in

¹⁾ Cambridge foreign history, II. S. 123.

²⁾ Ebenda, S. 123.

einem späteren Kapitel betrachten. Zunächst müssen wir uns aber den englisch-niederländischen Beziehungen und den Niederlanden selbst wieder zuwenden.

Wir haben aber in diesem folgendes zeigen wollen: daß England von einer Politik des peinlichsten Gleichgewichtes beherrscht wurde, daß ihm die internationalen Prinzipien in erster Linie nationale Machtgruppierungen bedeuten, daß es nicht duldet, daß die kleineren Staaten einseitig festgelegt werden, daß es seiner politischen Auffassung der Prinzipien gemäß von seinen eigenen Prinzipien in den sogenannten praktischen Fragen abweicht, daß es immer die Seite der schwächeren Gruppe wählt und der jeweils stärkeren, in diesem Falle der Heiligen Alliance, feindlich ist, daß nicht England zu Frankreich kam, wie es durch die schnelle Anerkennung Louis Philipps erscheinen könnte, daß vielmehr England selbständig zuwartete, bis umgekehrt Frankreich zu England kam, was aus Louis Philipps anfänglich bescheidener Haltung zum Überflusse deutlich hervorgeht, wie wir später sehen werden.

WELLINGTONS HALTUNG

Aus dem, was wir aus dem vorangegangenen Kapitel schlossen, geht, was Englands Wünsche in Bezug auf die Niederlande betrifft, mit einiger Wahrscheinlichkeit hervor, daß es an sich wenig dagegen gehabt haben kann, durch die Verkleinerung der Niederlande die Heilige Alliance, von der diese doch Teil waren, zu schwächen, und zugleich durch eine Verlegung der Grenze zwischen Ost- und Westeuropa die augenblickliche Verteilung der Kräfte, die ihm nachteilig war, wieder in das alte Gleichgewicht überzuführen. Doch stand dem gegenüber, daß England eben so wenig eine wesentliche Änderung der Lage zu Gunsten Frankreichs wünschen konnte, um so weniger, als dieses Land kurz vorher selbständige, kraftvolle Anschläge gegen den großniederländischen Staat vorbereitet hatte. Sowie sich die Dinge schließlich entwickelten, daß das Gebiet der Alliancestaaten geschmälert und die bis dahin ausgesprochene Kampfstellung Hollands gegen Frankreich durch die Errichtung des dazwischen liegenden Belgien aufgehoben wurde, ohne daß Frankreich Sieg oder Land gewonnen hätte, ist es für England anscheinend am vorteilhaftesten gewesen. Wenn man dabei bedenkt, daß die Verhandlungen in der belgischen Frage von Anfang an unter englischer Leitung stattfanden, so liegt schon darin ein fast unüberwindbares Verdachtsmoment. Doch abgesehen von der kaum bestrittenen Gewichtsverschiebung Englands im Verlaufe des Londoner Kongresses 1830/31 zu Ungunsten Nederlands fehlt der Beweis dafür, daß England die Trennung von Holland und Belgien aktiv und mit Willen betrieben habe.

Wenn England auch daran gelegen sein mußte, wie wir sahen, Frankreich, das die Trennung unleugbar betrieb, im allgemeinen eher zu begünstigen als abzuschrecken nach der liberalen Wendung, die es zwangsweise mit der Alliance entzweien mußte, so heißt das noch keineswegs, daß England dafür das Niederland zum Opfer bringen mußte. Denn wenn eines der kleineren Länder für England einen Eigenwert, sei es zum Guten oder zum Bösen, besaß, so ist es immer das Niederland gewesen.

Da nun so viele Motive und Notwendigkeiten der allgemeinen Politik auch für England hier durcheinanderspielen, werden wir erst versuchen müssen, das direkte Verhältnis des offiziellen Englands zum Trennungsproblem möglichst rein herauszustellen, um erst danach die verschiedenen Faktoren, die hier hineinspielten, einzeln nach ihrem Wert prüfen zu können und endlich die verschiedenen Motive aneinander abzuwägen.

Nur zweierlei müssen wir, um einen Maßstab zu gewinnen, gleich heranziehen, das eine um Englands, das andere um Hollands Schuld zu erschweren: den Vergleich mit den Umständen der Vereinigung und die Tatsache, daß Hollands Haltung in den ersten Revolutionstagen einer weiteren Vereinigung abgeneigt schien.

Besonders das letzte macht die Beurteilung anderer ausländischer Einflüsse, die zur Trennung trieben, sehr schwer, war doch damit der Vorwand und die Möglichkeit, die Angelegenheit in friedlicher Form zu lösen, gegeben. Von dieser anscheinend schwankenden Haltung ist König Willem nicht ausgeschlossen, im Gegenteil, er hat sie zuerst angenommen.

Das Volk aber ist auch, wo gegen seinen Willen verfügt wird, so fügsam, so loyal, wo es aufs Handeln ankommt, daß wir eigentlich bei Betrachtung der politischen Initiative nur vom König zu sprechen brauchen. Die seinen Willen in erster Linie auszuführen hatten, mögen ihn durch eigene Meinungen und mangelhafte Durchführung seiner Aufträge manchmal behindert haben, aber entscheidend wirkten auch sie nie, wie u. a. aus Falcks Briefen hervorgeht, in denen er zwar dauernd seine eigene, abweichende Meinung verkündigt, doch ihre faktische Unmaßgeblichkeit ebenso oft bedauernd hervorhebt¹⁾. Ähnliches gilt im letzten auch für den Kronprinzen. Und man kann ruhig behaupten, daß das Ausland, wo es auf die Stimmungen in Holland anspielte, sich hinter dem breit machte, was von sich aus schmal war und allein nie bestimmend geworden wäre. Das alles belegt uns wie so vieles andere der „zehntägige Feldzug“ und die Art, wie das Volk Hollands daran teilnahm, als später die Gesinnungen des Königs eindeutiger geworden waren, auch die immerhin nur latente Unzufriedenheit, mit der das Volk der späteren Politik des Königs, die es für falsch und aussichtslos hielt, dennoch gefolgt ist. (s. S. 217).

¹⁾ Falck: Brieven, S. 294/297. S. u. a. 307/8.

Wir wissen, daß schon gleich nach dem Ausbruch des Aufruhrs in Brüssel, den die schwache Besatzung nicht hatte bezwingen können, der König es versäumt hat, persönlich einzugreifen und statt dessen die Verhandlungen mit den Aufständigen von seinen Söhnen, die dabei von gewaltsamen Maßnahmen absahen, führen ließ. Zugleich rief er im Norden die Generalstaaten zusammen, um über „eine Aenderung des Gesetzes über die Vereinigung beider Reichsteile“, d.h. eine mehr oder weniger weit reichende Trennung zu beraten. Bald empfing er auch inoffizielle Brüsseler Deputationen im Haag, die allerdings weder den Aufstand selbst noch die vollständige Trennung vertraten. So sieht es auf den ersten Blick zweifelsohne so aus, als habe der König selbst zur Trennung getrieben, ehe noch die vermittelnde provisorische Regierung in Brüssel daran dachte¹⁾; als habe er zu mindestens nach dem spontanen Aufstande belgischer Volkshaufen es diesen außerordentlich leicht gemacht und tatsächlich den Aufstand sanktioniert und damit einen Eigenwillen, eine Souveränität des Südens, eine gewisse Trennung schon vorbereitet.

Es liegt nahe, seine damalige Haltung einer gewissen Schwäche, wenn nicht Verwirrung zuzuschreiben, wenn man bedenkt, wie er sich später ganz entschlossenen inneren Willens gezeigt hat, wie immer er auch durch den Mangel an politischem Reaktionsvermögen gehemmt wurde. Er ist wenig regsam, gelingen ihm nicht die sachlichen Entwürfe, wie er sie sich gedacht hat, so findet er keinen anderen Weg, wie etwa bei der Vereinigung 1814; dann greift er noch eher zur Gewalt, gelingt es damit nicht, so resigniert er schmolend, wie nach der Trennung Belgiens 1831. Doch ist er immer sehr vorsichtig, wenn er etwa sich 1813 Englands Hilfe beizeiten sichert, und auch 1830 erst spät Gewalt anwandte. Man nimmt gewöhnlich an, daß dies nicht geschah, weil der König die Sache leicht nahm und an keine ernsthafte Revolution glauben, vielmehr die Sache sich im Sande verlaufen lassen wollte. Doch wahrscheinlicher ist es, wo er doch das französische Beispiel vor Augen hatte, daß er nur so handelte, weil er nicht glaubte, einer so mächtigen Gefahr mit eigener Gewalt die Stirn bieten zu können. War es der holländischen Regierung doch zur Genüge bekannt, wie die Fran-

¹⁾ Bartels: Les Flandres et la révolution belge: S. 1: „Nous ne savions pour la plupart où nous allions, et c'est pourquoi nous sommes tous allés si loin". Es sei jedoch gleich gesagt, daß daran die Mächte mit Ausnahme Frankreichs nicht in erster Linie die Schuld hatten, auch wenn sie nichts taten, es zu verhindern.

zosen in Brüssel seit langem wirkten. Die innere Entwicklung in Belgien war seit der großen Koalition von Liberalen und Katholiken bedenklich geworden und die Explosion kam nicht ganz unerwartet. So schreibt Falck bereits über den August des Jahres 1830: „Von Tag zu Tag erwartete ich, daß irgendwo an unseren Grenzen — zu Mons oder Namur — etwas geschähe, daß sicherlich die Puppen zum tanzen bringen würde“¹⁾. Falck aber befand sich in London in enger Fühlung u.a. mit Wellington, und was er wußte, mag auch dieser gewußt haben, wenn nicht viel mehr.

Wenn nun aber der König angesichts dieser großen Gefahr sogar die Generalstaaten zusammenrief, die Möglichkeit einer gewissen Trennung in Aussicht stellte, so liegen zwei Ausdeutungen auf der Hand: erstens kann er von dem Aufstand Gebrauch gemacht haben wollen, um etwas, das in seinen eigenen Wünschen lag, z.B. eine teilweise Trennung, ein anderes Gesetz, das er von sich aus wegen der Mächte und der „acht Artikel“, auf denen doch seine Macht gegründet war, nicht zu verändern wagte, zu bekommen: war er doch nach Falcks Zeugnis nie so unbedingt mit dieser Art der vollständigen Vereinigung einverstanden gewesen. Möglicherweise hat er auch größere oder kleinere Teile Belgiens abschütteln wollen. Zweitens aber ist denkbar, daß er, indem er von der Möglichkeit einer Trennung sprach, einen Druck auf die Mächte, besonders auf England hat ausüben wollen, damit sie ihm zur Hilfe eilten, um von diesem die Notwendigkeit des Vereinigten Königreichs fordern und betonen zu hören, gewißermaßen mit der Drohung: wir können sonst nicht weiter euren Auftrag ausführen, und es wird alles an Frankreich verloren gehen. Doch mußte er dabei von der Erwartung ausgegangen sein, daß England das Vereinigte Königreich noch weiterhin wünschte.

Vergleichen wir damit die Umstände der Vereinigung, die Art, wie sich seitdem der König an England gehalten hatte²⁾, die ausgesprochene Kampfstellung gegen Frankreich, so wäre die Haltung, die der König annahm, für den, der seinen Charakter in Betracht zieht, verständlich. Wenn er dennoch lange wartete, bis er offiziell Hilfe anrief, wenn er auch schon früher um eine Vermittlung ansuchte, so mag man das für einen verzweifelten Versuch ansehen, den Schein einer letzten Unabhängigkeit, jenes „aus eigener Kraft bestehen

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 305.

²⁾ Pirenne: op cit. S. 245.

könnens", das die Rechtfertigung der Vergrößerung seines Reiches hatte sein sollen, zu wahren¹⁾. Wir wissen auch durch Falck, wie längst vor dem Hilfe-, ja, vor dem Vermittlungsgesuch, die Stimmung und Haltung Englands als entscheidend von Holland mit bangen Augen beobachtet wurde.

Daß England sich nun weiterhin dem Feinde Hollands, Frankreich, zuwandte und sogar die einfachsten Vorsichtsmaßnahmen vermied²⁾, warum es das nötig hatte, wollen wir zum Gegenstand eines eigenen Kapitels machen. Was den König angeht, so darf man annehmen, daß keine unserer Ausdeutungen seiner Haltung ganz allein gelten, sondern daß alle seine Haltung mit bestimmt haben. Aber wir dürfen weitgehend von seinen Absichten absehen, denn in den Tatsachen selbst war für England mit den neuen Möglichkeiten die Notwendigkeit zu antworten und zu zeigen, ob es eine Trennung fürchtete oder wünschte, gegeben, und nur das geht uns hier an. Es hatte vorher die Vereinigung aufgezwungen, absichtlich Hollands eigenen Willen ignorierend. Wir wollen jetzt sehen, wie der Mann, der neben Castlereagh vielleicht am meisten zu dem Zustandekommen des Königreiches beigetragen hatte, sich angesichts all der genannten Momente zu dessen Weiterbestehen verhielt.

Der Herzog von Wellington war konservativ und sträubte sich krampfhaft gegen die Wahlrechtsreformen in seiner eigenen Heimat. Von einer Sympathie für das neue Frankreich konnte bei ihm nicht die Rede sein, das Vereinigte Königreich aber hatte er einmal „das wichtigste Werk seines Lebens“³⁾ genannt. Nachdem er der politischen Verantwortung später enthoben war, hat er den König Willem immer gerühmt und kopfschüttelnd und resigniert die weiteren Schritte seiner Nachfolger betrachtet (siehe unten). Immerhin mußte er im September und Oktober des Jahres 1830 die große englische Politik durchführen, und, wie wir annehmen müssen, in engem Anschluß an das, was Castlereagh getan hätte; doch obwohl er sicher mehr als dieser persönlich in seinen Äußerungen von seinen Sympathien abhängt, so reißen ihn mehr als jenen die Strömungen der großen Politik mit sich. Und seine Äußerungen, vielfach aus diesem Zwiespalt geboren, zeigen oft deutlicher jene Politik, als es Castle-reaghs sachliche Meisterschaft oder die später üblichen phrasen-

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 351.

²⁾ Ebenda: S. 306.

³⁾ Lannoy: Op. cit. S. 24: „the chief work of his lifetime“.

haften Bemäntelungen getan haben. Doch ist er dabei zu sehr ein Sohn seines Landes, um je seine eigentlichen Gründe zu nennen. Mehr Soldat als Diplomat, hatte er wenig politischen Ehrgeiz¹⁾ und sogar hier, wo er als höchster Gewalthaber über die Barrière eigentlich von allen Fremden in die Angelegenheiten der südlichen Niederlande am engsten einbezogen war, blieb er in der Hauptsache passiv, was schon sehr bezeichnend ist. Doch seine Briefe und Memoranden sind klare Feststellungen der Lage, wie sie erscheinen soll, Rechtfertigungen vor sich und den Gegnern. Aus dem, was sie von der Wahrheit nicht nennen, läßt sich manches entnehmen. Lord Aberdeen, der auswärtige Minister aus Castlereaghs Schule, zweifelt und schwankt, weil er das für und wider der einzelnen Wirklichkeiten zu gut kennt, und ist auch zu sehr wahrheitsliebend, als daß er sich wirklicher Fälschungen bedient hätte.

Der Ausbruch des belgischen Aufstandes selbst trifft, wie alle Welt, so auch England in seiner plötzlichen und harten Form im ersten Augenblick anscheinend überraschend. Die englischen Regenten sind unvorbereitet, und sie reagieren langsamer als die Franzosen, wie es ihnen ihre insulare Ruhe erlaubt, wie es das Parlament in ihrem Rücken verlangt und ihr Temperament es ihnen ermöglicht.

In seinen ersten Äußerungen der letzten Augusttage 1830 erwägt Wellington, nachdem ihn die ersten noch ungenauen Nachrichten über die Vorgänge in Brüssel erreicht haben, kühl, was die „Garde communale“ und der Rückzug der holländischen Truppen aus Brüssel bedeuten mag²⁾. Doch seine Worte: „Wenn sie (die garde communale) dasselbe ist wie die „garde nationale“ von Frankreich, so ist der Rückzug der Truppen entscheidend“, und dann: „Ich muß fürchten, daß dies eine neue Revolution wird“ zeigen uns, daß er es für eine ernsthafte Sache hält. Er fürchtet die Revolution, doch nimmt er eine abwartende Haltung an: „Jedoch die nächsten Berichte werden uns zeigen, worauf wir zählen können“. Es kann dies das Abwarten, um später handeln zu können, bedeuten. Doch eher fühlt man in den zitierten Worten eine große Gemütsruhe, eine Skepsis beinahe. Jedenfalls ersieht man aus ihnen keine Gebundenheit an eine der Parteien, eher den Vorbehalt einer Freiheit, je nach den

¹⁾ So hat er sein früheres Versagen in der griechischen Politik unumwunden zugegeben.

²⁾ Gedenkstücken, 1830/40. I. S. 5. 30 Aug. 1830.

Umständen zu handeln. Jedenfalls blickt hier schon nichts mehr der Art Entsprechendes durch, wie England 15 Jahre früher die Vergrößerung und Verstärkung des von sich abhängigen Königreiches erzwungen und zur Bedingung alles weiteren gemacht hätte. Wir wissen, daß sich der Prinz von Oranien und Verstolck, der niederländische Außenminister, am 28. August sofort an den englischen Gesandten um Hilfe gewandt hatten. Bevor dieser sich an seine Regierung wandte, gab er aber bereits die merkwürdige Antwort, daß nach seiner Meinung nur im äußersten Falle, wenn alles in Feuer und Flammen stehen würde, eingegriffen werden dürfe. Das vermittelt uns bezeichnenderweise der preußische Gesandte¹⁾.

Doch in der Tat liessen die Nachrichten, die Wellington durch seinen Gesandten im Haag und durch vereinzelt Engländer in den Niederlanden erhielt, noch keine genauere Beurteilung zu. Er haßt die Revolution, spricht in den freundlichsten Worten von König Willem, begutachtet alles, was dieser getan hat, äußert seine Hoffnung, daß die Aufständigen bald zum Gehorsam zurückkehren mögen; so schreibt er an den niederländischen Gesandten Falck: „Der König hat großartig gehandelt, indem er die Kammer zusammenrief“²⁾). Man staunt, warum jetzt auf einmal, wo das Land sich in Not befand, England sein selbständiges Handeln bejaht, denn es ging doch um dieselbe Sache, in der Holland, als es siegreich war, weil seine Verbündeten im Rücken standen, keinen freien Schritt tun dürfen. Immerhin war 1815 die ausgesprochene Absicht Englands gewesen, das Vereinigte Königreich zu der Möglichkeit einer solchen Selbständigkeit namentlich gegen Frankreich zu führen. Aber Wellingtons moralische Unterstützung König Willems bei der Einberufung der niederländischen Kammer ist zu mindestens zweideutig. Diese Einberufung war der Anfang jener Reihe von Unglücken, an denen Holland selbst mit Schuld trug. Es war ein erstes Nachgeben des Königs, womit er die Absolutheit seines Standpunktes aufgab. Wenn der Engländer auch damals alle Folgen davon noch nicht übersehen konnte oder wollte, so ist es doch klar, daß jene Handlung sicher weder eindeutig noch günstig für die großniederländische Einheit gedeutet werden konnte. Wenn Wellington sie „großartig“ findet, so wohl nur in Bezug auf England, das sich nun mit dieser Schweben, in die die Dinge gerieten, alles weitere vorbe-

¹⁾ Gedenkstukken, II. S. 4, 29. Aug. (Waldburg-Truchsess an Friedrich Wilhelm III).

²⁾ Gedenkstukken, I. S. 13, 2. Sept. 30.

hielt. England will die niederländische Einheit nicht mehr unbedingt. Man darf sich durch Wellingtons freundlichen Ton nicht beirren lassen. Es ist überhaupt sehr merkwürdig, daß England 1814, als es Holland größer machte, dies oft in feindlichem Tone tat, unter Bedrohung, wie wir sahen. Jetzt, als Niederland kleiner zu werden droht, ist England meist sehr freundlich. Wir wollen nicht wieder zu menschlichen Vergleichen greifen. Nur so viel ist klar, daß England, was es auch tat, noch ganz so wie im 17. Jahrhundert das kleine Holland liebte und das große Niederland haßte.

Wellington schreibt dann weiter über die Aufsässigen: „Diesem Aufruhr soll möglichst bald ein Ende gemacht werden. Tatsache ist, daß man versucht, eine Revolution daraus zu machen. Man will sehen, ob Frankreich sich beteiligen wird: jene Herren kennen die Verträge so gut wie wir; sie werden nicht riskieren, sich durch die alliierten Mächte überwinden und unterwerfen zu lassen. Doch der König darf ihnen nicht die Zeit lassen, daß sie einen guten Rückzug aus ihrer Lage finden. Man muß sie ein wenig stoßen und der Welt ebensowohl die Dummheit wie die Bosheit dieser Parteigänger zeigen“¹⁾. Wellington steht ausgesprochen genug mit seiner persönlichen Sympathie auf der Seite Hollands. Doch versucht er, um dieser, seiner eigenen Gesinnung gegenüber seine Inaktivität zu rechtfertigen, sich noch vor der Tatsache zu verschließen, daß man es bereits mit einer Revolution zu tun hat, und daß Frankreich sich von vorherein längst beteiligt hatte, was der gleichfalls in London weilende Falck ganz genau wußte²⁾. Nach der vorangegangenen Juli-Revolution und den Neigungen Polignacs, die Wellington kannte, mußte er längst genug gewußt und gefürchtet haben, daß er schärfere Reden führen müsse, wenn er wirklich daraufhin handeln wollte.

Immerhin stellt Wellington die Traktate von 1815 als noch gültig hin und sieht gefühlsmäßig die Revolution in Belgien als nicht im Einklang damit. Das Wort Traktate deutet darauf, hin, daß Wellington die ganze Angelegenheit zunächst außenpolitisch nimmt. Hätte er den Verstoß gegen die innere Legitimität vor Augen gehabt, so hätte er wohl kaum mit einem Eingreifen der Alliierten gedroht; es wäre zu sehr gegen alle Prinzipien der Castlereagh-Canningschen

¹⁾ Gedenkstukken, I. S. 13, 2. Sept. 30.

²⁾ u.a. Falck: Brieven, S. 293: „Während Celles c.s. geraden Wegs aus Paris gekommen, das Feuerstacheln . . . Bei wem sonst kann er sich Rat geholt haben, als bei seinem Schwager, Gérard?“

Politik der „Nonintervention“ gewesen, wie wir sie kennen lernten. Soweit dürfen wir Wellington als spontan und persönlich nehmen. Er konnte noch kaum weitere Rücksprache genommen haben, weder innerhalb Englands noch auch draußen. Übrigens bezeugt uns auch Falck die zunächst Holland freundliche Gesinnung in englischen Kreisen: „Man verurteilte das Benehmen der Belgier als lächerlich“¹⁾; und Madame de Lieven schrieb an ihren Bruder, über die Stimmung in London: „Jeder ohne Ausnahme ist dieser törichten Belgier überdrüssig und besorgt vor den möglichen Folgen“²⁾. Das alles war zur gleichen Zeit, als die Engländer der Revolution in Frankreich zujubelten! Sie mögen entweder den Belgiern jeden berechtigten Grund zu einer Revolution abgesprochen haben oder auch alles nur unter dem Gesichtspunkt auswärtiger Interessen verstanden haben. Sonst bliebe uns diese verschiedene Gesinnung unerklärlich. Dennoch mögen manche besondere Beziehungen, persönliche Verwandtschaft der Fürsten, gemeinsame Erinnerungen aus der Zeit der Befreiungskriege, englische Flüchtlinge aus Brüssel mit im Spiele gewesen sein. Und noch am 2. November 1830 verteidigt Wellington seine von den Whigs als zu hollandfreundlich verurteilte Politik u.a. mit den Worten: „Es war garnicht Klage erhoben worden gegen den König der Niederlande persönlich, gegen die Verwaltung der Regierung, oder (mit einer Ausnahme) gegen die, denen er die Ausführung der offiziellen Pflichten anvertraut hatte, bis die Aufständischen in gewissem Grade Erfolge erreicht hatten und nach Dingen zu streben anfangen, an die sie ursprünglich nicht gedacht hatten“³⁾.

Um so auffälliger ist es, dass Wellington schon in den ersten Septembertagen in seiner Haltung zu schwanken anfang. Es dürfte hier der entscheidende Augenblick gelegen haben, wo sich die englische Politik in Bezug auf die Niederlande tatsächlich bestimmt hat, wenn auch vielleicht noch unwillkürlich, an keiner maßgebenden Stelle ganz überblickt, dennoch überall mehr oder weniger bewußt. Wohl haben die Chancen noch öfter hin und her geschwankt, sind manchmal andere Lösungen möglich erschienen, doch im Prinzip schlug hier England den Weg ein, den es bis zuletzt gegangen ist. Was war inzwischen geschehen? Oder ist nur damals erst die ganze Angele-

¹⁾ Falck: Brieven, S. 293, 7. Sept. 30.

²⁾ Lieven: Correspondence (Robinson Letters) S. 239/40, 3. Sept. 30.

³⁾ John Henry Barrow: Mirror of Parliament, 1830. S. 17. Rede Wellingtons.

genheit in die Phase politischen englischen Verständnisses eingedrückt? Wir werden später sehen, wie gerade damals sehr Wesentliches in Bezug auf andere Faktoren, namentlich Frankreich, geschehen war. Wir verfolgen aber zunächst nur das offizielle Verhältnis zwischen England und Holland, soweit es aus den maßgebenden Depeschen erhellt, und werden dabei von selbst auf das eigentlich rechtliche Verhältnis geführt. Wir nehmen dabei nicht an, daß noch bestehende Verträge irgend einen Anspruch auf weitere Gültigkeit hätten oder auch nur haben sollten, daß aus ihrer Verletzung oder ihrer Verdrehung an sich eine Schuld oder ein Unrecht hervorginge. Wohl aber bedeuten die Traktate immer die Festlegung irgend eines Interessenverhältnisses und ihre Veränderung, ihre Nichtbefolgung, ihre Umstrittenheit, eine Abänderung in dieser Interessenlage oder ihre Auffassung bei den Beteiligten, und so ist jenen manches zu entnehmen. Schon am 2. September 1830 hat sich Lord Aberdeen, nicht Soldat wie Wellington, sondern reiner Diplomat, viel vorsichtiger geäußert: „Wie der König der Niederlande beraten werden soll, ist eine andere Frage, welche besonders von uns abhängen kann“¹⁾. Das war gegen französische Ansprüche auf Mitbestimmung gerichtet. Es zeigt zugleich, wie sehr sich England als Beschützer der Niederlande fühlte, wie sehr es die Vorgänge dort als seine eigene Sache ansah. Aberdeen schreibt weiter: „Wir sind gebunden, die Vereinigung von Belgien mit Holland unter gewissen Bedingungen zu sichern; wir haben deshalb das Recht, zu beobachten, ob diese Bedingungen erfüllt sind, und ob nicht unsere Garantie unnötig zum Eingreifen beansprucht wird. Unser Rat wurde nicht verlangt (Der Widerspruch oder vielmehr die wechselseitige Ergänzung zwischen Aberdeen und Wellington ist offenbar!); wie die wirkliche Art des Streites zwischen dem König und seinen flämischen Untertanen ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich besteht kein vernünftiger Grund zu klagen“. Das ist ein fast vormündlicher Ton. Noch läßt man die Garantie gelten, doch fremd mutet dazu dieses „unter gewissen Bedingungen“ an. Es sind schon die ersten Versuche, sich der Bürgschaft zu entledigen, die Verantwortung auf Holland zu schieben. Die 1814 vorbereiteten Trümpfe, entweder das „aus eigener Kraft“ oder der „Auftrag“, sollen jetzt ausgespielt werden. England behält sich noch immer jede Freiheit vor, indem es alle widersprüchigen Trümpfe zugleich auszuspielen

¹⁾ Gedenkstukken I., S. 13 (Aberdeen an Wellington).

droht. Es droht mit der Garantie, es empört sich über das selbständige Vorgehen, das „nicht um Rat fragen“ Hollands, obgleich es im Anfang dessen Selbständigkeit gewünscht und „die eigene Kraft Hollands“ und „die wirkliche Einheit“ als Bedingung einer Hilfe vorausgesetzt hat, einer Hilfe, die Holland dann nie brauchen würde. Ward vorher von Wellington noch die Garantie offen genug gegen Frankreich gewandt, so scheint man dies jetzt nicht mehr unbedingt für nötig zu halten und behält sich die Möglichkeit vor, beides noch zu tun, indem man sein eigenes Urteil von Weiterem abhängig macht. Es ist das Ganze ein geschicktes Gleichgewichtsspiel zwischen Frankreich und Holland oder zwischen Frankreich und der Alliance.

So überließ Aberdeen den König vorläufig wieder sich selbst und erweckt dabei den Eindruck seiner höchsten Gerechtigkeit und Unbetheiligkeit: „Mein Eindruck ist, daß wir nicht in der Lage sind, in diesem Augenblick irgend einen nützlichen Rat zu erteilen. Wir haben nicht genügende Kenntnis, um Maßnahmen zu empfehlen, und der König ist ein zu empfindlicher Mann, um bloß allgemeine Ratschläge nötig zu haben“¹⁾. Was hätte der König denn um Rat fragen sollen? Selbstverständlich ist das Umgekehrte wahr: die einzelnen Kenntnisse hatte der König selbst viel mehr und brauchte er nicht von dem Fremden, den die inneren Verhältnisse außerdem wenig interessierten. Doch die allgemeinen Grundlinien, wonach er sich hätte richten können, auf was er von außen her zählen konnte, wie sein „Auftrag“ weiter lautete, das alles zu wissen wäre ihm notwendig gewesen und hätte ihn vor weiteren Fehlschritten warnen können.

Schon einen Tag später kehrt auch Wellington in verdächtiger Weise zu den Buchstaben der Traktate von 1814 und 1815 zurück. Zugleich stellt er nun England auf eine Linie mit den anderen Mächten, die den Pariser Vertrag unterschrieben, sogar mit Frankreich: „Was mich angeht, so sehe ich nicht ein, was die vier Mächte mehr getan haben (als Frankreich), indem sie den Vertrag vom Mai 1815 unterschrieben. Auch kann ich in keinem dieser Verträge etwas finden, das einer Garantie ähnlich sieht“²⁾. Vorwegnehmend sei erwähnt, daß an diesem Tage Wellington die ersten positiven Vor-

¹⁾ Gedenkstukken, I., S. 13. 2. Sept. 30. (Aberdeen an Wellington).

²⁾ Ebenda: S. 14. 3. September 30. Damals ließ die öffentliche Meinung noch durchaus einen Garantievertrag gelten. So schrieb am 31. Aug. 30 Mad. de Lieven an Lord Grey: „Wie Sie wissen besteht der Vertrag noch, wonach England, Oesterreich, Preussen und Russland die Einheit von Belgien und Holland unter dem Hause Oranien garantiert haben“. Corresp. Le Strange II, S. 73.

schläge Frankreichs erreichten. Wir werden späterhin sehen, wie wenig die Art dieser Vorschläge Wellingtons Haltung Holland gegenüber notwendig machte, hätte er diesem Lande Gutes gewollt. Der König hatte sich sehr getäuscht, wenn er gehofft haben sollte, durch seine zweideutige Haltung eine freiwillige Unterstützung seitens Englands zu erzwingen. England wird zumindestens nicht zu Gunsten Hollands eingreifen. Dabei lauteten die Nachrichten aus Brüssel in derselben Zeit nicht günstiger, sonder immer bedrohlicher. Dann versteht man was die zunehmende Neigung der Engländer, nicht einzugreifen, angesichts des zu erwartenden Ausgangs bedeutete. Handelten sie doch, um den Zweck zu erreichen, den sie wollten.

In diese Zeit fallen auch die ersten Versuche des niederländischen Kronprinzen, die südlichen Provinzen in irgend einer Form für sich und damit für die Dynastie zu retten, welche voreilige, wenn auch gutgemeinten Versuche zu den Zwistigkeiten mit dem Vater und bald zu des Prinzen Verbannung nach England führen sollten. Der Kronprinz war nach Charakter, Neigung und Sitte mehr französisch als sein Vater und in Belgien auch beliebter als dieser. Aber noch Monate später erzählte Falck von ihm: „Doch von ihm muß ich bezeugen, daß er nie für sich selbst wirkte, sondern immer die Rechte des Königs in den Vordergrund gestellt hat“¹⁾. Nachdem er das Mißlingen der zwar mutigen und chevaleresken doch allzuwenig strengen Versuche des Prinzen, in Brüssel sich selbst einzusetzen, vernommen hatte, äußerte Wellington: „Ich bin sehr gespannt auf die Dinge, die der Prinz von Oranien unternimmt. In allem Handeln dieses Prinzen liegt ein Zug von Eitelkeit, Leichtigkeit und Durst nach gemeiner Popularität, der mir Sorge macht vor dem Erfolg dessen, was er unternommen wird. Wenn er der Errichtung einer Bürgerwehr zugestimmt haben sollte, so hat er die Monarchie verloren“²⁾. Es sind zunächst die Worte des konservativen Staatsmannes; ihr spezielles Gewicht ist wiederum zweideutig. Dennoch zeigt schon darin Wellington, wenn man sich die unbedeutende Regentschaft desselben Prinzen in späteren, reiferen Jahren vergegenwärtigt, eine große Menschenkenntnis und in der Wahl seiner Worte ein menschliches Niveau, das das seiner Nachfolger weit überragt und auch

¹⁾ Falck: Brieven, S. 311 an v. Lennep, 18. März 1831.

²⁾ Gedenkstukken 1830/1840, I. S. 28. 8. Sept. 30. (Aberdeen an Wellington).

seinen sonstigen Äußerungen für uns ein größeres Gewicht geben muß. Immerhin bleibt die Frage: wird der Versuch oder dessen wahrscheinliches Scheitern gemißbilligt? Doch ist kaum anzunehmen, daß die englischen Tories schon damals den Wunsch nach einer noch weitergehenden Trennung gehabt hätten, als sie etwa eine Sonderregentschaft des Kronprinzen in den südlichen Provinzen bedeutet hätte.

Der nächste Bericht Aberdeens scheint uns wieder zunächst Angst vor den Folgen einer Trennung in Bezug auf Frankreich zu zeigen: „Welche eigentlich die Natur des Vorschlages Hollands ist, läßt sich nicht überblicken. Doch es ist klar, daß, wenn die Trennung solchen Charakters sein wird, daß sie die Urheber des Aufstands befriedigt, sie gleichbedeutend sein muß mit einer Vereinigung mit Frankreich“; das eben fürchtet er, „eine bloß gesonderte Verwaltung für die flämischen Provinzen unter Aufsicht des Königs würde keine großen Folgen haben“¹⁾. Der Wunsch zur Trennung muß an sich schon sehr stark sein bei dem Engländer, wenn er angesichts dieser größten Gefahr eines Anschlusses an Frankreich sich nicht an die sicherste Möglichkeit, das zu verhüten, die Oranier zu unterstützen, hält. Oder will man jede Trennung doch verhindern: „Wenn die Finanzen verschiedene sind und auch die Armeen, was wird dann aus der Verpflichtung des Königs, die Grenze zu schützen? Das Interesse der großen Mächte, und besonders dieses Landes, an dem Zustand der Festungen und den angelegten Geldern muß beachtet werden“²⁾. Und weiter: „Ich halte es für sicher, daß keine Partei in England der Trennung der Niederlande zustimmen würde, wenn diese so sein würde, wie wir fürchten müssen“³⁾. So schrieb Lord Aberdeen. Zum ersten Male zeigt sich hier ganz deutlich, was das Vereinigte Königreich England noch wert sein konnte: Schutz gegen Frankreich. Aberdeen ist sich der Gefahr, die von dort aus droht, vollkommen bewußt. Nun wäre es allerdings von niederländischer Seite unsinnig, zu verlangen, daß England die Vereinigung der Niederlande um ihrer selbst willen unterstützen sollte. Dazu wäre bestenfalls die Heilige Alliance der Ostmächte einen Augenblick geneigt gewesen. Aber auch dort handelte es sich mehr um das Prinzip fortdauernder Interessen als um das fremde Land an sich. Das Prinzip aber reichte dennoch weiter als die praktischen Erwägungen der Engländer.

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I. S. 28. 8. Sept. 30. (Aberdeen an Wellington)

²⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I. S. 28.

³⁾ Ebenda: S. 29. 9. Sept. 30. (Aberdeen an Wellington)

Wellington beschränkte sich weiterhin stets mehr darauf, immer genauere Rechtsformeln auszuklauben, um zu dem Resultate zu gelangen, dass England unaktiv bleiben mußte. Wir finden kein Wort der Ermutigung für Holland, keinen Hinweis auf mögliche Hilfe. Dagegen erkennt er eine Garantie, die er bereits in ihrer Allgemeinheit geleugnet hatte, unter besonderen Umständen an, sobald er glaubt nachweisen zu können, daß diese Umstände nicht erfüllt waren. Er meint, nachdem er geschlossen, daß die Mächte im Fall eines Ungehorsams in den Niederlanden zur Hilfe verpflichtet gewesen wären¹⁾, daß man es hier aber mit keinem solchen Ungehorsam zu tun habe, weil der König nicht von Anfang an versucht hätte, die Rebellen wieder seiner Autorität zu unterwerfen, sondern sich überlegte, auf ihre Forderungen einzugehen und die Artikel der Vereinigung einer Veränderung zu unterziehen.²⁾ Und gerade hierin hatte er doch den König anfangs durch sein Lob bestärkt!

Dies ist ein widerstandsloses Eingehen Englands auf die scheinbaren Trennungsabsichten König Willems. Wir wissen aus dem später Folgenden genugsam, daß seitens des Königs diese Neigungen wenn überhaupt echt, so doch sehr schwankend gewesen sind. Uns aber kommt es nur auf Englands Wunsch an. Daß dieser von den eigenen Tendenzen der Niederlande abhängig wäre, ist, wir sagten es bereits, das letzte, was im Vergleich zu der Weise, wie die Vereinigung 1814 vor sich ging, glaubhaft erscheinen könnte.

Wellington argumentiert weiter: „Doch sie (die Mächte) können das Recht der Generalstaaten, die gesetzlich zusammengesetzt sind, wie in jenem Vertrage bestimmt ward, die Verfassung, wie sie zu jener Zeit und in jenem Vertrage festgesetzt wurde, zu verändern, nicht bestreiten“³⁾. Dann aber wieder heißt es entscheidend: „Wogegen aber die vier verbündeten Regierungen ein Recht haben zu protestieren, ist die Aufstellung eines neuen Vertrages, sei es durch Gewalt oder Bedrohung oder durch die Autorität des Königs selbst, und zwar, weil bei der gesetzlichen Zusammenberufung zu den Generalstaaten im Haag am 13. September eine zu große Anzahl Mitglieder aus den südlichen Teilen des Königreichs (freiwillig!) fehlte, als daß es möglich gewesen wäre, in Bezug auf irgend welche Frage gesetzlich vorzugehen“⁴⁾. Wellingtons Willen ist nicht mehr fraglich,

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40. I. S. 30. 10. Sept. 30. (Wellington an Aberdeen)

²⁾ Ebenda: S. 30. (Memorandum Wellington).

³⁾ Ebenda: 10. September 1830.

⁴⁾ Ebenda: S. 31. 10. September 30.

oder erwartete er von den südlichen Vertretern etwa mehr für die niederländische Einheit als von den nördlichen unter Einfluß des Königs? Die Ablehnung von „Gewalt und Bedrohung“ scheint diese Auffassung auszuschließen. Noch immer aber behält Wellington das letzte Entscheidungsrecht den Mächten vor. Doch wird nun die Rechtlichkeit des englischen Standpunktes mehr denn fraglich. Wenn Wellington doch keine Garantie anerkannte, wie er ausdrücklich sagte, so ist zu fragen, aus welcher Rechtsvollmacht er überhaupt den Niederländern dreinredet. Wenn die Pariser Traktate keine Art der Garantie bedeuten, was sind sie dann überhaupt? Oder muß man es gelten lassen, wenn Wellington die Garantie teilweise wieder aufnahm, nachdem er die besonderen vorliegenden Umstände, die eine Holland günstige Intervention hätten erzwingen können, ausgeschlossen, wie wir sahen. Warum auch wünschte Wellington erst die Berufung der Generalstaaten und erkennt sie jetzt nicht mehr an? Sollten sie nur zur Unterhaltung zusammentreten? Und endlich, hatten diejenigen, die gegen alle Gesetzlichkeit freiwillig nicht zur Generalversammlung kamen, welche Ungesetzlichkeit Wellington doch vorher so schwer rügte, jetzt auf einmal die Macht, durch ihre Abwesenheit Entschlüsse ungesetzlich zu machen? Warum aber in alten Traktaten suchen, wenn sie so verdreht werden müssen, daß ihr Sinn dabei ein neuer wird? Doch die Generalstaaten kamen zunächst zu keinem über den Rahmen innerer Angelegenheiten hinausgehenden Entschluß, und der König handelte nicht eigenmächtig, es sei denn zur Unterdrückung des Aufstandes als solchen, wozu er unbestritten das Recht und die Pflicht hatte gerade nach Wellington. Er bat die Mächte um Vermittlung.

In den letzten Septembertagen hatte der König sein Heer unter dem Prinzen Friedrich gegen Brüssel rücken lassen. Und eine Weile glaubte man in England wie in Frankreich ernsthaft, daß es mit dem Aufstand vorbei sei, und man war bereit, es dabei zu belassen¹⁾. Nach vier Tagen Kampf war das holländische Heer unbegreiflicherweise gescheitert. Wie bei dem ersten Ausbruch des Aufruhrs führte die zu große Sanftmut der holländischen Führung die Niederlage herbei. Nur Beschießung und Zerstörung großer Stadtteile hätten es einer Armee ermöglicht, eine große, von zahlreichen wütenden Volkshaufen verteidigte Stadt zu überwältigen. Doch waren schon damals

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I. S. 69. 27. Sept. 30. (Wellington an Peel).

humanitäre Tendenzen zu tief eingedrungen. Die Holländer zogen zurück, bald bis an ihre alten Grenzen. Nur die Zitadelle von Antwerpen hielt sich unter dem alten Marschall Chassé, dem „General Bajonett“. Der König hatte die Mächte um Vermittlung und sofort danach um Hilfe angerufen.

Bevor er die Aufforderungen erhielt, überlegte sich Wellington, was er bei deren voraussichtlichem Eintreffen zu tun haben würde: „Alle Mächte Europas sind an der Abtretung der belgischen Provinzen an das Haus Nassau und an der Verbindung dieser Provinzen mit den 7 vereinigten Provinzen von Niederland beteiligt“¹⁾. Das heißt, er bereitet das europäische Gericht, aber keine englische Hilfe vor. Aengstlich nennt er immer nur England mit den anderen Mächten zusammen. Dann aber beginnt Wellington, vorsichtig die Rechtfertigung Englands künftiger Stellung zu fundieren: „Niemand beschuldigt den König der Niederlande, die Artikel der Vereinigung gebrochen zu haben“. Er gibt dem König volles Recht; wie sollte er auch nicht, wo dieser, indem er die Trennungsfrage aufwarf, es ihm so leicht machte. Hätte Wellington die Trennung nicht gewünscht, so wäre er doch jetzt mit dem König sehr unzufrieden gewesen: „Der König der Niederlande hat also alles getan, was man von ihm verlangen konnte“. In der Tat. Dann erst wagt sich Wellington weiter vor. Er will in erster Linie die Anarchie beendet sehen, und er schließt: „Die Friedensverträge und die verschiedenen Transaktionen, die damit in Verbindung standen, waren begründet auf der Vereinigung Hollands und Belgiens. Man kann nicht erwarten, daß diejenigen Mächte, deren Sicherheit von den Verteidigungsmitteln in diesem Lande abhängt, sich damit zufrieden geben, daß sie jener Sicherheit durch den erfolgreichen Aufstand der niederen Bevölkerungsklassen in Brüssel beraubt werden“. Und indem er von der Wiederherstellung eines geordneten Zustandes in Belgien, der die Ruhe des Landes sichern würde, spricht: „Zugleich wird es die Mächte Europas, die ein Interesse an der Verteidigung der Südgrenze der Niederlande haben, befriedigen, wenn dafür gesorgt wird“. Hier nun erscheint ein ganz anderes Motiv, ob nun Wahrheit oder nur für den Schein, lassen wir noch dahingestellt: nicht weil er keine Barriere gegen Frankreich mehr will, sondern weil die Barriere sich als ungenügend erwiesen hätte, mußte eine andere Lösung gefunden werden.

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40. I. S. 80. 1. Okt. 30. (Memorandum Wellington).

Der König hatte keine Schuld, aber er hätte nicht genug vermocht. Die sachliche Gültigkeit dieser Version zu prüfen, wollen wir uns für andere Kapitel vorbehalten. Hier wollen wir nur beachten, wie kunstvoll diese Lösung vorbereitet wurde. Indem Wellington die Berufung der Generalstaaten anerkannte, erkannte er des Königs Geständnis des Unvermögens an, machte er ihm bald mit der Annahme des Vermittlungsgesuches das internationale Eingeständnis leicht. Der König, der ganz anderes beabsichtigte, ging ihm als ungeschickter Diplomat und schlechter Menschenkenner glatt auf den Leim. Indem Wellington nun wieder seinen Unwillen über die Anarchie betont, betont er des Königs verfehlten Versuch, die Ordnung wieder herzustellen, betont er des Königs Ohnmacht, seine Aufgabe zu erfüllen. Er stellt auf der einen Seite des Königs guten Willen heraus, auf der anderen Seite die Tatsache, daß die Absicht der Verträge, „die Einheit aus eigener Kraft“, nicht erfüllt sei, um Hollands Ohnmacht dartun zu können. Das Ganze ist dabei von Anfang an so folgerichtig aufgebaut — mit Ausnahme vielleicht einiger stimmungsmäßiger, persönlicher Aeußerungen — daß man das zielbewußte Planen Wellingtons deutlich erkennt.

Das Entscheidende bleibt bei alledem, daß England nicht die geringsten Anstalten machte, zu helfen. Doch auch, wenn das Frankreich gegenüber unmöglich war, — wir werden das später untersuchen — so wäre es England leicht gewesen, die Berufung der Generalstaaten abzuwinken. Ein Wink hätte genügt, so wie das Verhältnis beider Länder war. Hätte England noch aus irgend welchen Gründen das Vereinigte Königreich gewollt, so hätte es doch wohl einmal erst diesen Weg versucht. Doch nie geschah das Geringste der Art. Und so lähmte man Holland, indem man es in Unsicherheit ließ. In dem Sinne spricht sich auch Falck aus: „Die Gleichgültigkeit der britischen Nation in Bezug auf diejenigen Interessen, von denen man in früheren Zeiten glaubte, daß mit ihnen das Reich stehen und fallen mußte . . .“ Und viel deutlicher noch einige Tage später, als der Angriff auf Brüssel gescheitert war; „. . . die Enttäuschung aller guten Niederländer, die bis dahin geglaubt hatten, ihres nationalen Daseins durch das mächtige Wohlwollen Englands und Preuens versichert zu sein“¹⁾). Das zeigt, wie sehr man in Holland politisch noch im Geiste von 1814 lebte, wie vertrauensvoll, anhänglich

¹⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 300, 7. Oktober 30.

und folgsam Holland, wäre es nicht getäuscht worden, gegen England gewesen wäre.

Wenn nun aber England, nach dem verfehlten Versuch der Holländer, Brüssel wieder zu unterwerfen, wohl die Vermittlung — deren Initiative von Frankreich ausgegangen war (s. Kap. 8, S. 146) — ohne weiteres annahm, doch das Hilfesuch erst lange unbeantwortet ließ und dann ablehnte, so heißt das, daß es nach seiner jetzigen Einstellung, nach dem Maße der Kraft der Holländer, die Sache entschied. Denn so viel schien damals klar, daß die Holländer ohne Hilfe Belgien nicht mehr unterwerfen würden. Als es ihnen gegen alle Erwartung viel später doch noch gelang, war die englische Regierung längst in die Hände der Whigs übergegangen und wurde es diesen nicht mehr schwer, nach allem dazwischen Geschehenen dem ehemaligen Verbündeten in den Rücken fallen zu lassen.

Als am 5. Oktober 30 das Hilfesuch der Holländer wirklich eintraf, heuchelte Wellington Erstaunen: „Dieser Brief scheint mir nichts mehr noch weniger zu sein als ein Gesuch, Truppen nach Belgien zu senden, als Vorbedingung für alle weiteren Verhandlungen“²⁾ Die Wiederherstellung der Ordnung in Belgien war doch gerade auch Wellingtons eigene Forderung gewesen! Er findet nun den merkwürdigsten Ausweg. Das Gesuch wäre gestellt worden vor dem Rückzug der Holländer von Brüssel, um diesen zu vermeiden. Da sie nun aber sowieso schon abgezogen wären, sei der Zweck des Gesuches verfallen und dieser nicht mehr gültig. Als ob die Hilfe jetzt nicht um so nötiger gewesen wäre! So weit dieser Grund nicht überhaupt nur ein Vorwand ist, kann er wieder nur bedeuten: das Vereinigte Königreich soll entweder aus eigener Kraft oder garnicht bestehen. Da jetzt den Holländern die Besetzung Brüssels als Vorbedingung galt, dem Engländer nicht länger, ist es klar, daß schon damals auch den englischen Tories eine viel entschiedenere Trennung vorschwebte als den Holländern. England brauchte, um das zu erreichen, weiterhin nur abzuwarten, der Gang der Dinge selbst und andere Mächte würden das Werk nun billig besorgen. Wenn es nur den Frieden erhalten konnte, würde eine geringe, fast nur stimmungsmäßig angedeutete eigene Gewichtsverschiebung, von Osten nach Westen, die wir bereits verfolgten, genügen, um die Dinge zu seinem Vorteil werden zu lassen.

Wellington bekennt dann: „Es ist die Pflicht dieser Regierung,

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I. S. 97. 8. Okt. 30. (Wellington an Aberdeen).

den gegenwärtigen Stand der Dinge und die Aussichten, welche die Wiedereroberung von Brüssel hat, und, sollte es soweit kommen, den Vorteil, der davon zu haben ist, zu beobachten". Wir werden im Schlußkapitel sehen, welch vorteilhaften Gebrauch England von der Nichtwiedergewinnung Brüssels und ihrer Folgen gemacht hat. Wellington schließt dann: „Ich bekenne, daß ich der Meinung bin, daß das Gesuch am Ende dieser Note unredlich ist . . ." England hatte das Niederland aufgegeben.

Wenn Wellington noch späterhin bedauert, daß der König mit seinem Angriff auf Brüssel nicht gewartet habe, bis ihn die bessere Bürgerschaft dazu herbeigerufen hätte¹⁾, so mag das sachlich richtig sein; es ist aber nur der reflektierende Mensch und nicht der handelnde Staatsmann Wellington, der dann spricht.

Am 19. Oktober schreibt er noch an Aberdeen: „Wir werden von dem König der Niederlande und seiner Regierung sehr schlecht behandelt . . ." ²⁾. Wellington versuchte jetzt die Verantwortung von sich abzuschieben, er beklagt sich darüber, daß man ihn einer Apathie beschuldigte. In der Tat klagte Falck am 2. Oktober: „Wellingtons Sprache läßt nichts zu wünschen übrig . . . doch wir brauchen mehr als die Anerkennung von Recht und Verpflichtung, und zwar sofort. Seine Eröffnungen in Paris mögen zweckmäßig sein, doch ich hätte sie gerne von Vorbereitungen zu sofortiger Hilfe begleitet gesehen. Davon verspüre ich nirgends einen Schein oder Schatten" ³⁾. „. . . Hier wache ich und bemühe mich ständig, sowohl nach den Vorschriften, die mir aus Haag geschickt werden, als aus eigenem Antrieb. Doch bei jedem Versuche gewinne ich immer mehr die Überzeugung, daß wir uns sehr lange an den Spruch werden halten müssen. Wer sich selbst hilft, dem hilft auch Gott. Die Apathie der Engländer gegenüber ihren Interessen auf dem Kontinent ist unglaublich". Doch Falck muß sehr wohl gewußt haben, daß es sich bei dem Engländer nicht um Apathie handelte; so schreibt er einmal in Bezug auf Wellingtons schwere Stellung im Innern: „Unglückliches Schicksal der Tories, die ich immer habe irren sehen in der Suche nach einem Punkte, von dem aus sie hätten Stand halten und den Angriff ihrer Gegner abwarten können. Unserer Regierung aber hätten die Augen aufgehen sollen, als ihr meine Erfahrungen bekannt wurden, jedesmal nachdem ich in den Augenblicken der

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I. S. 104. Okt. 30. (Memorandum Wellingtons).

²⁾ Ebenda: S. 104. 19. Okt. 30. (Wellington an Aberdeen).

³⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 618.

größten Gefahr Auftrag erhalten hatte, die Hilfe des großen Verbündeten anzurufen¹⁾).

Nun ist es selbstverständlich, daß eine solche Hilfe in der Tat Frankreich vielleicht bis zum Eingreifen hätte reizen können, und es ist diese Möglichkeit eines allgemeinen Krieges den man am meisten zu fürchten vorgibt, der immer im Hintergrunde der Geschehnisse steht.

„Die schwere Lage im Innern“, die England lähmen sollte, ist einer der am häufigsten angewandten Vorwände. Abgesehen davon, daß im England jener Zeit die auswärtige Politik beider Parteien zwar nicht in den Worten, doch in den Taten durchaus die gleiche ist: was hätte die innere Lage gerade der Konservativen besser festigen können als der Krieg nach außen? Doch auch, wenn das nicht mehr möglich war, warum wurde nicht der Hinweis auf die Gefahr betont, die von Frankreich für Antwerpen drohte? Warum wurde umgekehrt die Gefahr des Krieges gegen Frankreich von dessen Besieger betont? Warum wurde kein Gebrauch gemacht von der hollandfreundlichen Begeisterung im englischen Volke, um ein wenn auch noch so kleines Hilfskorps gegen Brüssel zu schicken, daß entweder das Niederland gerettet oder Frankreich zum Angriff herausgefordert hätte? Wäre aber England in Belgien von Frankreich angegriffen worden, was noch sehr zweifelhaft ist, — die englische Handlung in den Niederlanden wäre eine durchaus legitime gewesen — so ist kaum anzunehmen, daß man in einem solchen Augenblick den Herzog von Wellington, den Sieger von Waterloo, entfernt hätte. Er hätte im Gegenteil die Sympathien für Frankreich — deren demokratische Neigung ihn zu Fall bringen sollte — abgelenkt und in Haß verwandelt. Er tat es nicht, weil es nicht in der Linie der englischen auswärtigen Politik lag. Er opferte dieser sein Ministerium — ob wegen der Verbindung mit Frankreich oder wegen der Verkleinerung Hollands, wird noch zu untersuchen sein. Im Prinzip aber sind diese beiden identisch.

Ob jener andere Weg möglich gewesen wäre, darüber hören wir noch einmal die Zeitgenossen, so Falck: „Außer Cobbett und wenigen anderen Radikalen gibt es hier nur eine Stimme: gegen den Pöbel von Brüssel und zum Lob der Weisheit des Königs²⁾“. D’Haussonville, Zeitgenosse und französischer Patriot, schreibt über

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 307.

²⁾ Falck: Brieven, S. 298.

Wellingtons erste Entschlüsse: „Nach der festen Meinung des Fürsten Talleyrand konnte nur die Tory-Regierung, damals unter dem Vorsitz des Herzogs von Wellington, die Verantwortung jener ersten Zustimmung (zur Trennung) auf sich nehmen und der englischen öffentlichen Meinung ein schmerzliches Opfer auferlegen, das um die Erhaltung des Friedens notwendig geworden war. Nach seiner Meinung würde die Whig-Regierung, die bald nach dieser schweren Entscheidung gebildet wurde, es nicht gewagt haben, so weit gehend ihre Popularität aufs Spiel zu setzen“¹⁾. Nicht um sich zu halten, müßte demnach Wellington Holland im Stich gelassen haben, vielmehr hätte er seine letzte Autorität geopfert, um die Niederlande zu Fall zu bringen.

Dem standen allerdings die Sympathien für Frankreich und die Abneigung gegen den Krieg im Volke und bei der Opposition gegenüber. Folglich wäre für die Regierung das einzige Mittel, beides zu beseitigen, gewesen: durch die Neigung für Holland die legitime Unterstützung dieses Landes zu ermöglichen und Frankreich von sich aus dadurch gegen England aktiv werden zu lassen. Das Ministerium Wellington hatte sonst sowieso ausgespielt und war sich dessen wohl bewußt. Wenn nun auch immer wieder der Friedenswille als Begründung der englischen Haltung erscheint und wir dies auch teils — immer in dem ganz besonderen Sinne, in dem wir bereits Englands Friedensliebe faßten — zu glauben geneigt sind, so ist es doch klar, daß angesichts der Volksstimmung in England und der Erwartungen in dem größeren Teile Europas der Krieg nicht so einseitig als Folge der Intervention allein dargestellt werden konnte, wie es Wellington manchmal tat. So schreibt Madame de Lieven, die Frau des russischen Botschafters in London, die Freundin Lord Greys, des Leiters der Opposition und mancher anderer führenden englischen Staatsmänner, am 24. September an ihren Bruder: „In England herrscht große Furcht wegen der Angelegenheit und jedermann wünscht den Erfolg der guten Sache, denn das Umgekehrte könnte ganz Europa in Flammen setzen“²⁾. Wenn es nun

¹⁾ Haussonville: op. cit. I. S. 24.

²⁾ Robinson: Letters, S. 246.

Mad. de Lieven schrieb auch an Lord Grey über die belgischen Geschehnisse: „What will be the result of all this? War, I much fear, and of your doing; for, whether the Belgians intend to assert their independence or whether they throw in their lot with France, in the one case as in the other, I repeat, you will be forced to make war. At any rate, such is said to be the language held by the people about the Ministers and they add, that this will be the best means of rallying the old Tory party round the Government“ (Corresp. Le Strange, II S. 77/78).

auch Wellington und Palmerston in wechselseitiger Ergänzung gelang sowohl den Frieden zu bewahren als die Intervention zu verhüten, so konnte doch zu mindestens der erste, Wellington, in Anbetracht der großen Kriegswahrscheinlichkeiten diese Möglichkeit kaum mit einiger Sicherheit voraussehen. Für ihn war seine Friedensaktion, wie er es selbst aussprach, (s.u.) zunächst nur eine Verzögerung des Krieges. Diese Verzögerung aber war offensichtlich, wie wir sahen, aus inneren Gründen für die niederländische Entwicklung ungünstig; wie wir später sehen werden, war sie es ebenso sehr aus auswärtigen Gründen.

Man bedenke, daß der Krieg nicht fern lag und trotz ihrer Bemühungen sogar von den Engländern erwartet wurde. Nicht der Krieg, die Wahrung des Friedens war damals die wendende, unerwartete Tat und mußte zunächst nur als eine Verzögerung des Notwendigen zum Nachteile Hollands erscheinen¹⁾. So schreibt Falck noch am 2. Oktober: „Die Frage, ob Krieg oder Frieden, war an der Tagesordnung“. Noch spät droht selbst Palmerston mit Krieg, und zwar gegen Frankreich, wo es mit Englands wirklichen Interessen in Belgien zusammenstößt, und rückschauend erklärt er Falck am 7. Dezember 30: „Wenn es Winter gewesen wäre, hätten alle Mächte den Frieden nicht bewahren können“²⁾. Falck betrachtet lange den allgemeinen Krieg als unvermeidlich und hofft nur, daß er nicht um Hollands willen ausbrechen wird³⁾. In Frankreich und Rußland ist dauernd von Krieg die Rede. Preußen bereitet sich vor loszuschlagen, der friedliche Friedrich Wilhelm hielt den Krieg für nahezu sicher, wollte ihn nur nicht allein auf dem Gewissen haben⁴⁾. Wellington selbst schrieb nach dem verfehlten holländischen Angriff auf Brüssel in den letzten Septembertagen und der darauf erfolgten Aufregung in Frankreich, am 10. Oktober: „Welche auch die Lösung sein mag, ich fürchte sehr, daß wir nicht mit der gleichen Ruhe in die Zukunft schauen dürfen, wie vor einigen Monaten“⁵⁾. Dann wieder klagt Falck am 5. Oktober: „Je unentschlossener die Mächte und besonders England in diesen Umständen sich zeigen um so kühner werden die Faktionen fortschreiten und das Ende wird dann doch ein allgemeiner Krieg sein, nachdem man die stärksten Bollwerke

¹⁾ „To me it seems that nothing short of a miracle can keep us out of war“. (Mad. de Lieven an Lord Grey, Corresp. Le Strange II. S. 84/86.

²⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I. S. 177.

³⁾ Falck: Brieven, S. 295/97.

⁴⁾ Treitschke: Op. cit. IV, S. 45.

⁵⁾ Gedenkstukken 1830/40, I. S. 103.

und alle Früchte der Schlacht bei Waterloo geopfert haben wird¹⁾). Doch Wellington geht den anderen Weg. Die Grundtatsache ist, daß für England die Voraussetzungen der anderen, die Falck mit dem Namen „Waterloo“ nennt, längst nicht mehr galten. Falck wagt vorsichtig die Vermutung: „. . . wenn England schon meinte — welche für dasselbe beleidigende Voraussetzung mir ferne liegt aufzuwerfen — sich auf die belgischen Angelegenheiten nicht ohne die Zustimmung von Frankreich einlassen zu können, so konnte nichts es doch daran hindern . . .“²⁾). Doch das war erst nachher und zur Sicherung des alten Hollands gegen weitere belgische Ausschreitungen gedacht, unnötigerweise, wie sich herausgestellt hat. Falck aber war sehr bescheiden: „Wenn man nicht bereit ist, mit einer Armee einzugreifen, so würde doch schon jedes Regiment mit solcher Bestimmung von größter Wichtigkeit sein“¹⁾). Die Besetzung der alt-holländischen Grenze durch England hätte für Frankreich nicht anstößig sein brauchen, fast im Gegenteil. Doch soweit — damit hätte er schon Belgien anerkannt — wollte Wellington noch nicht gehen.³⁾

Holland spielt weiterhin heimlich auf den Krieg hin, England sucht ihn weiterhin zu umgehen. Am 6. Oktober 30 schreibt Madame de Lieven an ihren Bruder: „Die Geschehnisse mögen Rußland in den Krieg ziehen. Doch besteht keine Hoffnung auf Unterstützung durch England. Die öffentliche Meinung beherrscht England vollkommen. (?) Das Volk wünscht keinen Krieg und will ihn nicht zulassen“⁴⁾). Wellington weiß es durchzudrücken, daß Frankreich an der Konferenz über die belgische Frage teilnimmt, und daß diese Konferenz in London stattfinden wird. Holland, nach anfänglichem Widerstreben, gab in beiden Punkten nach. Beide zusammen jedoch bedeuteten schon den äußeren Rahmen für den ganzen weiteren Verlauf der Dinge.

Wenn Wellington noch am 10. Oktober den Krieg „wenn möglich ganz, auf alle Fälle aber möglichst lange noch vermeiden“⁵⁾ will, so heißt das ungefähr nach dem letzt Geschehenen zu Brüssel: bis Belgien tatsächlich seine Unabhängigkeit gewonnen haben wird. Wenn Belgien von Holland los sein wird, kann man, wenn nötig, Frankreich

1) Falck: Gedenkschriften, S. 620 ff.

2) Falck: Gedenkschriften S. 621.

3) Falck: Brieven, S. 300.

4) Robinson: Letters, S. 252/54.

5) Gedenkstukken 1830/40, I. S. 103, 10. Okt. 30.

immer noch gewaltsam von Belgien abhalten. Für die Trennung von Holland wird Frankreich eingespannt, für die Abwehr Frankreichs auf Osteuropa gezählt. Es ist das Prinzip, nach welchem England weiterhin handelte. Es bedeutet nicht so sehr Angst vor dem Kriege als vielmehr, daß man für Niederland nicht, für das unter englischem Schutz stehende Belgien wohl einen Krieg zulassen wollte. Glückliche Umstände haben es England ermöglicht, mit einer „kleinen“ Ausnahme es bei Bedrohungen zu belassen. Die umgekehrte Gesinnung, welche Falck natürlicherweise vertrat, hieß: wenn der Krieg doch unvermeidlich erscheint, so soll man möglichst rasch losschlagen, bevor Belgien verloren ist; bestenfalls wird Frankreich sich noch bedenken, dagegen einzugreifen.

Wenn dagegen jetzt Wellington in tausend Tonarten darlegte, daß ein Einbeziehen Frankreichs in die Konferenz der Mächte über Belgien das einzige Mittel wäre, auf friedlichem Wege die belgische Frage zur Lösung zu bringen, so hieß das schon beinahe, das Vereinigte Königreich, das gegen Frankreich gegründet wurde, aufzuopfern. Jedenfalls hat England auf der Konferenz die Dinge in diesem Sinne geführt. Es hat sich jedesmal bis zu dem Punkte der Trennung an Frankreich, darüber hinaus, besonders später, wo es direkte Vorteile Frankreichs in Belgien betraf, an die Ostmächte gehalten. Der Vorwand, der vielleicht bei Wellington noch halb ernst gemeint war, lautete: „Es war uns klar, daß, wenn der französische König darin zustimmte, mit uns übereinzukommen, die Aufständischen in Belgien fühlen müßten, daß alle fremde Unterstützung ihnen entzogen wurde“¹⁾. Das hieß: den Neigungen sich Frankreich anzuschließen, wurde der Weg abgeschnitten, denn dieser war nur mit Gewalt gegen Englands Willen zu begehen. Dafür aber durfte und mußte bei den Verhandlungen den Ostmächten und Holland gegenüber Frankreichs volles Gewicht zu Gunsten der belgischen Unabhängigkeitsbewegung in die Schale fallen. Am 19. Oktober 30 äußert sich auch Nesselrode, der russische Minister, dessen Wohlwollen Holland gegenüber außer Frage steht, mißtrauisch und bedenklich all jenen Vorwänden gegenüber, die Wellington zu Gunsten der Niederlande vorbrachte, außer seiner Überzeugung, daß man am Ende doch zu den Waffen würde greifen müssen: „Aber, was in den Augen des Zaren wirkliches und ernsthaftes Bedenken erregt, ist, daß diese Verhandlungen, anstatt unmittelbar an die Lösung der

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I. S. 105, Okt. 30. (Memorandum Wellington).

Hauptfrage, nämlich der Unterwerfung der belgischen Aufständischen, heranzugehen, sie nur weiter verzögern, sodaß man viel kostbare Zeit daran verschwenden wird, die man wirksamer hätte verwenden sollen, und daß so die Rebellen inzwischen ihr verbrecherisches Unternehmen weiter festigen können¹⁾). Damit stimmt eine Depesche Falcks überein, die Verstolck am 16. Okt. in der Kammer im Haag vorlas, und in der es u. a. von Frankreich, das doch damals gewiß schon eine hollandfeindliche Politik betrieb, heißt: „Es schien die Eröffnung der Konferenz hinauszuschieben, unter dem Vorwand, durch den belgischen Aufstand bestünde ein solches Chaos, daß man nicht wüßte, an wen man sich um einer Verständigung willen wenden solle²⁾). An diese Verzögerungspolitik aber hat sich auch England gehalten, ja, wie wir sehen werden, hat es sie, vielmehr als Frankreich, recht eigentlich begründet.

Am 26. Oktober weiß sich Wellington gegenüber Falck, der nicht mehr hinzuhalten ist, nur noch durch einen rohen Ausfall zu helfen: er ist aufgebracht, nicht gegen Frankreich, doch gegen Holland. Auf die Frage, was Holland von den Alliierten zu erwarten hat, wird er bitter: „Ich weiß nicht einmal, was die Holländer selbst tun. Sie reden von Verhandlungen mit Frankreich, doch ist mir nicht der Boden, auf dem ich derartige Verhandlungen hätte anfangen können, durch die Proklamation, bei welcher der Prinz von Oranien die Unabhängigkeit der Belgier anerkennt hat, unter den Füßen weggezogen? Wer sagt mir, daß es gegen den Willen des Vaters geschah³⁾? Wie Falck selbst dazu bemerkt, war es durchaus gegen den Willen des Vaters geschehen, erst spät, als letzter Rettungsversuch, und hatte zu einem offenen Streit zwischen Vater und Sohn Anlaß gegeben. Es ist merkwürdig, wie leicht sich auf einmal Wellington den Boden, den er einmal so gut zu verteidigen wußte, unter den Füßen weg ziehen läßt, und wie schwer er den Prinzen nimmt, den er einmal als so leicht bezeichnete, obzwar er Quatre-Bras für ihn gewonnen hatte. Als Falck daraufhin bemerkt, daß doch Oesterreich zu viel kräftigeren Maßnahmen bereit war, entgegnete Wellington: „Das ist alles leicht gesagt, besonders aus der Ferne. Doch England befindet sich auf dem Vorposten. Der geringste Fehlschritt oder eine Voreiligkeit kann uns allen teuer zu stehen kommen³⁾). Das erste ist un-

¹⁾ Talleyrand: Mémoires III. S. 36. (Depesche Nesselrodes 19. Okt. 30 St. Petersburg.)

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, III. S. 29. 16. Okt. 30. (Waldburg-Truchsess an Friedrich Wilhelm).

³⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 307, 26. Oktober 30.

wahr; England steht immer im Hintertreffen, Preußen und Holland standen in der vorderen Linie, und gerade diese beiden Mächte wären zum Kampfe bereit gewesen, wenn England gewollt hätte, oder wenn sie Englands auch nur sicher gewesen wären.

Obwohl er sich selbst nicht vorwagt, ist Wellington sehr optimistisch in Bezug auf das Schicksal derjenigen niederländischen Festungen, die sich noch hielten: Antwerpen und Maestricht. Er traut mit Recht dem alten Chassé, den er kennt¹⁾. Und Falck suchte noch mühsam Gutes hinter Englands Inaktivität. „In der Zwischenzeit wird in Belgien die Verlegenheit der Aufwiegler und die Unzufriedenheit des Bürgertums wachsen. England wird wegen der Zukunft entschiedenere und bestimmtere Vereinbarungen mit seinen Bundesgenossen treffen können, und die französische Regierung wird Gelegenheit haben, ihren Mangel an Vertrauenswürdigkeit derart zu zeigen, daß man beim (englischen) Parlament und bei der Nation die Abneigung gegen den allgemeinen Krieg wird überwinden können, in welcher jetzt die große Hemmung für die Regierung beim Behandeln auswärtiger Beziehungen gelegen ist“²⁾. Doch Falck selbst stellt dann wieder die Richtigkeit dieser Folgerungen in Frage. Daß der alte Feldherr selbst keine Angst oder Abneigung vor dem Kriege empfunden haben mag, ist anzunehmen. Für uns aber ist das englische Volk und seine Vertretung — bei einem so sehr parlamentarischen und politisch denkendem Volke — durchaus als ein Teil der Regierung zu nehmen; es mag diese zwar für das Ausland unzuverlässiger sein, doch es ist einer der realen, inneren, politischen Regulatoren des englischen Staatsganzen. Für sich genannt ist es immer ungültig oder als Vorwand verwendet. Wellington beherrscht das Parlament nicht wie Castlereagh, steuert es nicht wie Canning, stimmt nicht damit überein wie Palmerston, sondern richtet sich danach.

Indessen hat die Konferenz der Mächte zu London begonnen, und zwar wurde zunächst über die Bedingungen des Waffenstillstandes verhandelt, um dessen Vermittlung der König angefragt hatte, über dessen genauere Bedingungen jedoch nie ein Einverständnis erreicht wurde. Es sind holländisch-belgische Streitigkeiten, und sie gehen uns hier an sich wenig an. England hatte keinen Grund, Holland hier ungünstig gesinnt zu sein.

¹⁾ Falck: Ambtsbrieven S. 310.

²⁾ Ebenda: S. 311.

Nach der Niederlage und dem Rückzug der Armee bestand in Holland eine Weile lang eine panische Furcht vor einer aggressiven Bewegung der Belgier gegen das alte holländische Gebiet. Unglücklicherweise hatte Wellington, bevor er die hierauf sich beziehenden erneuten Hilfesuche erhielt, bereits das Gesuch um Waffenstillstandsvermittlung in der Hand. Diese beiden können sich für den Vermittler auszuschließen scheinen, und Wellington versäumte es nicht, diesen Trumpf gegen Falck auszuspielen: „Wir hatten angefangen zu verhandeln, bevor wir das Gesuch S. Majestät erhielten. Wir sollten Hilfstruppen schicken, während wir doch zugleich aufgefordert waren, mit anderen die Mittel zu erwägen, um im Niederland die Ruhe wieder herzustellen“¹⁾. Und dabei ging es um Aufständische, deren Bezwingung Wellington selbst im Anfang als erste Notwendigkeit empfunden hatte. In dem Waffenstillstand aber lag eben, ohne es auszusprechen, bereits die Anerkennung der Aufständigen als einer kriegführenden Macht beschlossen. „Genau in der gleichen Weise hatte man vor drei Jahren die Errichtung des griechischen Staates eingeleitet“²⁾. Es ist klar, warum Wellington, wenn er sich dieser Konsequenz bewußt war, die Waffenstillstandsvermittlung sofort annahm, während er das frühere inoffizielle Hilfesuch abgelehnt hatte, und warum er gleich darauf diese Vermittlung ausspielte, um weitere Hilfesuche abzulehnen³⁾. Er spricht dann weiter über die Hilfe zu Falck: „Zu welchem Zwecke? Um die Festungen zu sichern? Sie waren verloren, und wir wären vertrieben worden durch die Kanonen, die wir selbst besorgt haben“. Durch wessen Schuld aber? Warum hatte England nicht seine eigenen Kanonen verteidigt? Bekannt ist Wellingtons Ausspruch: „Er hätte, an Stelle des Königs, sich lieber die Hand abhauen lassen, als die Mächte um einen Waffenstillstand anzugehen“⁴⁾. Das mag richtig sein, aber warum nimmt er ohne Widerstreben das Gesuch an und gebraucht es nur, um die Hilfe ablehnen zu können? Warum bemängelt er das Nachgeben der Holländer, wenn er selbst glaubt, von den belgischen Kanonen vertrieben zu werden? „Ich schäme mich wirklich, eine solche Frage (eines Waffenstillstandes, der Holland vor einem Einfall von Belgiern schützen

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I. S. 125, 19. Okt. 30.

²⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 52.

³⁾ Siehe Kapitel 8, S. 162. Handelt es sich doch besonders um die Abmachung mit Frankreich, die man dazu in größter Eile in den ersten Oktobertagen durchgetrieben hatte.

⁴⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 310, 28. Oktober 30.

sollte) zu diskutieren. Ich kann es nicht für möglich halten, daß die Notwendigkeit einer solchen Verteidigung besteht, daß — wenn man sich wohl überlegt — irgend einer, der Hollands Ehre achtet, behaupten könnte, daß sie bestehe¹⁾. Falck aber behauptete es. Vom König scheint es fraglich, ob die Angst echt war, oder ob er sich nur so die englische Hilfe und damit den allgemeinen Konflikt erzwingen wollte. Wenn es so war, so ist jedenfalls England nicht darauf hereingefallen: „Ich glaube nicht, daß der König der Niederlande sich selbst nicht lange genug gegen Mr. Potter verteidigen könnte, als daß wir diesen Kurs nicht wagen könnten, jedenfalls bin ich überzeugt, daß niemand in England oder anderswo für gerechtfertigt halten würde, solche äußerste Maßnahmen zu ergreifen, oder solche unterstützen würde, wenn wir es vorher nicht in Ruhe versucht haben“. Hier unterschlägt Wellington ohne weiteres sämtliche preußischen und russischen Vorschläge, die ihm solche äußersten Maßnahmen nahegelegt hatten. (siehe Kapitel 7). Die südlichen Provinzen zu erhalten, kommt ihm dabei nicht mehr in die Gedanken.

Auffällig ist, wie England sich anscheinend ganz passiv verhält und folgsam ist, wenn es gilt, Vorteile wahrzunehmen, wie es das Nachteilige unter irgend einer Pose zurückzuweisen versteht und damit doch fest die Zügel in der Hand hält und absolut darauf beharrt, daß die Konferenz in London stattfindet.

Bei den Waffenstillstandsverhandlungen besteht der erste Gegensatz zwischen Holland und England darin, daß der König sich auf den Standpunkt des „uti-possidetes“, also Antwerpen für Holland, Wellington auf den des „status-quo-ante“, Staatsflandern für Holland, stellte²⁾. Und doch hatte Wellington eben erklärt, daß er besonders auf Antwerpen für die Verteidigung Hollands zähle. Wichtiger aber ist, wie hieraus hervorgeht, daß England schon damals beschlossen haben muß, Antwerpen, die wichtigste und Holland nächste Stadt, von dem Königreiche zu trennen, das übrige wohl umsomehr. Antwerpen ist für England einer der absoluten Punkte. Antwerpen nicht länger mit Amsterdam und Vlissingen in einer Hand zu lassen, darum ging es. Über Antwerpen duldet England keine Klauseln. Es wehrt sich darum noch viel später bei den Grenzbestimmungen gegen Hollands Erweiterungsversuche. Der Grund,

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, 19. Okt. (Well. an Ab.)

²⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 311, 5. Nov. 30.

daß Staatsflandern für Holland wichtiger wäre, ist nichtig. Durch die Zerschneidung der Scheldemündung aber sollte schon jetzt genau die Lage wieder gefestigt werden, die England wohl nur für die Dauer am meisten erwünscht sein mußte (s. S. 175). Noch zwei Jahre später läßt England von seinem französischen Verbündeten die Kanonen gegen Chassé richten.

Als am 20. November das Tory-Ministerium gegangen war, suchte Falck nachträglich noch den alten Freund zu rechtfertigen: „Wellington hegte den Wunsch, die Dinge so zu fügen, daß einmal, in einer günstigeren Zeit, die Niederlande wieder zu einem Reich zusammengesetzt werden könnten. Doch die neuen Minister werden sich sicher keine Mühe geben, das Werk von 1814 wieder aufzunehmen und zu vervollkommen. Auch strebt man nach einer unwiderflichen Trennung“¹⁾). Jeder Zweifel ist ausgeschlossen, daß sich Wellington dessen nicht bewußt gewesen wäre, und welche auch seine persönlichen Neigungen gewesen sein mögen, so viel ist gewiß, daß er sie zurückgestellt, seinen Nachfolgern in die Hand gearbeitet und der großen Politik seiner Heimat gedient hat. So spricht auch Falck am 20. November gegen den holländischen Außenminister sich aus: „Für Ew. Excellenz wäre es nutzlos, sich der Tatsache zu verschließen, daß der Herzog von Wellington am Ende wenig erfüllt hat von den Dingen, die wir gerade von ihm erwartet haben. Seine Furcht vor dem Friedensbruch mit Frankreich hat ihn den Grundsätzen, von denen sein Dasein untrennbar schien, untreu gemacht. Vielleicht hätte er am Ende noch mehr in dieser Beziehung geopfert“²⁾).

Wir wissen, daß Falck, seit Beginn der Unruhen in Brüssel, persönlich pessimistisch und der Auffassung zugetan war, man solle die südlichen Provinzen ganz aufgeben. Nicht zufällig, wie er selbst zum Ausdruck bringt, war es gerade Hollands Vertreter in London, der an eine glückliche Lösung nicht mehr glaubte und damit sicher seiner Sache sehr geschadet hat: „Die Pläne zur Vergrößerung und Verstärkung, die wir 1814 und 1815 an die Tagesordnung hatten stellen dürfen, mußten jetzt für unbestimmte Zeit zur Seite gelegt werden. Doch man wird sagen: es war nicht um euretwillen, daß man das Königreich der Niederlande gründete. Man beabsichtigte die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreich und so das allgemeine

¹⁾ Falck: Amtsbriefen, S. 316 ff. 20. November 30.

²⁾ Ebenda.

Interesse ganz Europas; und wird sich nun Europa die plötzliche Zerstörung gefallen lassen? Ja, leider, und gerade auf der Überzeugung, die ich früher als andere darüber gewann, war das System (völliger Trennung) begründet, das ich, so oft es dazu eine Gelegenheit gab, empfahl¹⁾). Sogar Falck, der so manche andere Gründe hätte haben können, entmutigt zu sein, dessen beste Bemühungen mit dem Brüssler Aufstande gescheitert waren, gab trotzdem Belgien als eine Unmöglichkeit erst durch seine Londoner Erfahrungen in der englischen Politik auf.

Wir haben in diesem Kapitel gesehen, wie Wellington in der widerspruchsvollsten Weise die Verträge und seine Verpflichtungen den Niederlanden gegenüber auslegte, abwechselnd den König lobte und tadelte, sich auf das Nichtbestehen von Verpflichtungen und auf seine eigene Ohnmacht berief, doch immer das tat, was dem Weiterbestand des Vereinigten Königreiches schaden mußte. Aus dem ersten leiten wir ab, daß die Verträge von 1814 und die Rechtsfrage überhaupt keine wirksame Rolle mehr spielten, aus dem zweiten, daß England den Fortbestand des Königreiches kaum mehr wünschte. Wir fanden auch, daß der eigene Wille, die innere Berechtigung des Aufstandes, soweit es sie gegeben haben mag, keine Anerkennung, kaum Beachtung bei der Tory-Regierung fanden. Wenn auch die Whigs teilweise anders dachten, so vermag das doch nicht die Haltung zu motivieren, die England von Anfang an annahm. Auffallend ist, daß Wellington auf keinem eindeutigen Vorwurf gegen König Willem beharrte, denn dann hätte er Farbe bekennen müssen: der König hätte seine Haltung korrigieren und England verpflichten können, wenn nicht, so wäre England nach der anderen Seite gebunden gewesen. So weit aber hatte die Tory-Regierung, die dazu auch Frankreich noch nicht fest genug in der Hand hatte, nicht gehen wollen. Von dieser läßt sich bisher nur schließen, daß sie bewußt alles versäumte, was einer Trennung des von ihr vereinigten Reiches hätte vorbeugen mögen — nicht nur indem sie die erwartete Hilfe verweigerte —, und daß sie die Trennung durch ihre Maßnahmen vorbereitete und inszenierte. Daß auch sie bereits durch die Haltung, die sie den Ostmächten einerseits, Frankreich andererseits gegenüber annahm, noch mehr dafür getan hat, haben wir nur angedeutet, um es erst weiterhin einzeln zu belegen.

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 307.

Wir haben bisher bei der Betrachtung seines allmählichen Frontwechsels bereits mehrere Motive für die Haltung Englands zu erkennen geglaubt, Friedensliebe und Furcht vor Frankreich, die dem Vereinigten Königreich an sich nicht feindlich wären, und Freundschaft mit Frankreich, Abneigung gegen die Heilige Alliance, die indirekt Niederland entgegen waren. Es fragt sich, ob außerdem eine direkte Abneigung gegen ein stärkeres Niederland bestand, oder ob man entgegengesetzt die niederländische Landmacht als ungenügend gegen Frankreich befand. Im weiteren wird es unsere Aufgabe sein, zu untersuchen welche dieser Motive gültig, welche davon Vorwände und welche entscheidend waren, inwiefern England aus Notwendigkeit, aus Schwäche handelte, inwiefern aus freier Kraft, nach Vorzug und Wahl. Zugleich soll sich dabei zeigen, welche reellen Möglichkeiten es gab, durch welche Mittel England seine Isolierung und Teilung der Niederlande weiter in die Wege leitete, wie es mit den anderen Mächten verfuhr.

Zunächst aber wird es unumgänglich sein, noch kurz einen Blick auf den Gegenstand selbst, um den es ging, zu werfen: auf das Vereinigte Königreich im Jahre 1830. Wie weit hatte es in sich eine Möglichkeit erwiesen, wie weit hatte es die Aufgabe erfüllt, die ihm gesetzt worden war, wäre es wert gewesen, erhalten zu bleiben?

Es sei noch einmal betont, daß wir gerade von konservativer englischer Seite im Anfang kaum Vorwürfe gegen das Vereinigte Königreich selbst finden. Englands Begründungen sind fast rein politischer Natur. Wenn wir dennoch das Königreich verteidigen wollen, so ist es vielmehr gegen belgische und besonders leider gegen spätere klein-niederländische Äußerungen.

DAS VEREINIGTE KÖNIGREICH

Als England 1814 die Vergrößerung Hollands durch Belgien durchsetzte, muß es sich über das Schicksal von Millionen Menschen und über die künftige Ruhe Europas Gedanken gemacht haben, wenn es nicht bloß aus einer politischen Verlegenheit des Augenblicks gehandelt haben will. Wollte es, daß das Königreich gedieh, so muß es dessen innere Schwierigkeiten und wie weit es ihrer in kurzer Zeit Herr werden konnte, geahnt haben. So kurz nach Waterloo und den Revolutionskriegen war es selbstverständlich, daß sich das immer noch kleine Land gegen Frankreich, auch bei den denkbar günstigsten Erfolgen, nicht von alleine würde halten können, und noch weniger gegen eine französisch-liberale Revolution, wenn eine solche es noch einmal in Inneren antasten sollte. Fremde Mächte, ganz Europa hatten es geschaffen, durch ihren Sieg ermöglicht und als kleinen Posten gegen erste Angriffe oder zu erster Alarmierung auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, wie Castlereagh einmal sagte. Im Falle eines Angriffs durch einen der beiden großen Gegner sich selbst überlassen, konnte der Posten nur getötet werden.

Die Gefahren und Schwierigkeiten im Innern waren unermesslich. Belgien hatte die doppelte Einwohnerzahl von Holland und der vorwiegende Teil hatte gern zum französischen Kaiserreich gehört. Fast die Hälfte der Belgier waren Franzosen, damals die regsamste Nation der Welt. Sie waren fast so zahlreich wie die Alt-Holländer. Tatsächlich war mit Wallonien fast ein Teil Frankreichs an Holland in Obhut gegeben worden. Holland aber war vor dem Krieg eine untergehende Handelsrepublik gewesen. Daß es die südlichen Niederlande aufgenommen und die Kräfte gefunden hat, sie 15 Jahre lang zu halten, um sie erst durch den Aufstand, gegen zwei Großmächte und behindert vom Unwillen des eigenen Volkes zu verlieren, war mehr als zu erwarten war. Es zeigt damit, daß es wieder Teil des Kontinents geworden war, daß nach langer Zeit sich wieder mächtigere Triebe zu regen begonnen hatten. Nur der Oranier und eine Generation von Männern, die in ihrer Kindheit Zeuge der großen

Revolution und unter Napoleon jung gewesen, in den Befreiungskriegen gereift war, hatte das vermocht. Staatlich umfassen die 15 Jahre von 1815 bis 1830 das größte, was Holland seit den Unabhängigkeits-Kriegen gegen Spanien geleistet hat. Die Fehler, die es dabei gemacht hat, dürfen wir bedauern, aber nicht verdammen.

Colenbrander vergleicht die Erweiterung Hollands mit der gleichzeitigen Preußens um das Rheinland und schließt mit Recht, daß Hollands Aufgabe viel schwerer war¹⁾.

In beiden Erweiterungsgebieten war die Religion von der des Kernlandes verschieden, doch Preußen sollte über alten deutschen Reichsboden und verwandtes Volkstum herrschen, Holland teilweise über Fremde und über Land, dessen Herrschaft oft gewechselt hatte. Die Proportionen waren für Holland viel ungünstiger, die Lage viel ausgesetzter, die militärische Macht viel geringer. Holland hatte darum seine Aufgabe nicht zaghafter angetreten. Dennoch finden wir bei Colenbrander wie in der ganzen klein-holländischen Schule kein lobendes, kein freundliches Wort für das Werk, das ihre Landsmänner von 1814 auf sich nahmen. Es ist mißlungen, oder besser, es ist im Laufe von 15 kurzen Jahren nicht gelungen, das schwere Werk so weit zu vollbringen und zu festigen, daß es sich auch von zwei Großmächten nicht wieder hätte zerreißen lassen. Daß es schwer war und nicht gleich gelang, war nach ihnen Grund genug, es auch mit dem ihnen näheren Teil, mit Flandern, nur nicht wieder versuchen zu wollen. Colenbrander spricht von einem „monströsen Mißverständnis“ und einem „Verstoß gegen den gesunden Verstand“²⁾. Dieses Urteil ist ebenso unrichtig wie unhistorisch. Es gab damals in Europa noch zwei Arten „Verstand“, und wir wollen weder den französischen, sogenannten liberalen, noch den konservativen ohne weiteres für den gesunden erklären. Die Demokratie unserer Zeit hätte, wenn sie damals schon zu Worte gekommen wäre, sicher nicht eindeutig gegen Niederland, für Belgien, gesprochen. Colenbranders Worte sind aus Liebe teils für das „unterjochte“ Belgien, teils für das über die Tragkraft der heutigen hinaus belastete Holland gesprochen. Wie sah es damit aus?

Colenbrander tut dar, daß Holland, auch in der Zeit seiner höchsten Blüte, zu schwach begründet war, daß es seinen Handel nur dem von ihm künstlich herbeigeführten Untergang Antwerpens verdankte.

¹⁾ Colenbrander: Belgische Omwenteling, S. 79.

²⁾ Ebenda, s. u. A. S. 117.

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß das einzige gesunde Heilmittel für Holland wie für Antwerpen war, beide zu vereinigen. Nur dann brauchte das Wohlergehen des einen nicht auf Kosten des anderen zu gehen. Nur dann auch konnte der Süden das Bollwerk und Absatzgebiet des Nordens sein, ohne dadurch erniedrigt und ausgebeutet zu werden.

Was die geistige Kultur angeht, so versucht Colenbrander ganz im Sinne Pirenne's zu beweisen, daß die alte Kultur der südlichen Niederlande auf einer Verschmelzung niederländischer und wallonischer Elemente beruht habe. Wir halten das Wort Verschmelzung für viel zu stark. Die Berührung war fruchtbar, doch danach strebten beide Teile auseinander. Jahrhunderte lang blieben flämische und wallonische Elemente beisammen, zwar politisch nicht unabhängig, doch einheitlich verbunden und unter *e i n e m* sehr oft und lange durchaus nicht böswilligen Regimente. Trotz aller Möglichkeiten, die darin begründet lagen, stockte die „Verschmelzung“, und was da war, war unfruchtbar. Colenbrander schiebt die unleugbare Tatsache in einer verwickelten Konstruktion auf besondere zeitlich bedingte Umstände, auf französische Zentralisation, durch die Wallonien isoliert wurde, und auf Flanderns Verfall, durch sein Abgeschnitten-Sein vom Norden. Uns erscheint es fraglich, ob man es hier mit zeitlich Bedingtem zu tun hat, und wenn, ob die temporalen Verschiedenheiten nicht zu den wichtigsten und bleibendsten Unterschieden zwischen den Völkern gehören. Jedenfalls scheint uns hier Colenbrander die Waffen seiner Gegner zu führen, denn wenn Flandern sank durch die Trennung vom Norden, Wallonien durch die vom Süden, muß man da nicht annehmen, daß jedes jenseits der Grenze seine Bestimmung hatte, und nicht beide bei einander? Jene eigentümlich „belgische historische Funktion,“ die es eigentlich so nie gegeben hat, wurde mit der wachsenden Nationalisierung der Völker seit der Renaissance, nach dem Zerfall der höheren, europäischen, ritterlich-christlichen Gesellschaft und des wirklich vermittelnden burgundischen Reiches ein Unding. Auch heute besteht sie nicht, trotz des belgischen Staates, es sei denn als ganz flaches und verderbendes Agglomerat streitender Elemente¹⁾. Die menschliche Überlegenheit fehlte der herrschenden Gruppe zu sehr, als daß sie zu einer gesunden Schichtung hätte führen können,

¹⁾ Oder wie der Wallone Destrée sagte: „Il n'y a pas d'âme belge“.

und für ein reines Gemisch waren beide Teile einander zu fremd und beide bereits zu sehr geformt und in sich gefestigt. Die auswärtigen politischen Umstände, welche die Einheit erzwangen, vermochten keine innere, zentrale Kraft zu ersetzen. Das alles haben die 80 österreichischen Jahre ebensosehr wie die hundert belgischen Jahre seit 1830 bewiesen.

Nun sprechen dieselben Gründe zwar auch gegen das Vereinigte Königreich, soweit auch dort Niederländer und Wallonen vereinigt waren. Doch Holländer und Flamen vereinigt hätten auf die Dauer von den Wallonen wenig zu fürchten gehabt. Flandern und Holland waren zusammen, das geht uns am nächsten an. Es ist ein Merkmal der klein-holländischen Schule, daß sie Belgien achtet, um mit Flandern nichts zu tun zu haben. Sie versteckt sich hinter falscher Bescheidenheit und Menschenliebe, und wie bei allen liberal-internationalen Tendenzen ist diese Liebe wirklich das, was man fälschlich platonisch zu nennen pflegt. Sie ist eben wahllos und vermag ebenso wenig die Fremde als solche zu ehren, wie das Verwandte an sich heranzuziehen. Sie ist so weit, daß in ihr nur das Engste, Persönliche wirksam bleibt, bequem, und sie begnügt sich damit, das Gute von überall her unverbindlich einzusaugen und kein Besonderes zu tun. So ist es ihr gelungen, um ein verwässertes, doch saturiertes Klein-Holland seit 1831 eine absolute Trennungswand gegen alle Verpflichtungen, gegen Flandern im engeren, gegen die deutschen Länder im weiteren Sinne zu errichten.

Wir werden sehen, wie die Männer von 1814 ihre Aufgabe zu erfüllen strebten. Colenbrander wirft Falck vor, die Verfassung von 1814 abgeschlossen zu haben, bevor Belgien sich an deren Gestaltung hätte beteiligen können und zitiert entrüstet dessen Worte: „Es wäre zu umständlich gewesen“ (s. S. 53). Doch Falck wollte erst das Sichere bergen. Auch gab es in der Tat keine Zeit für lange Beratungen, die die ganze Annexion wieder ungewiß gemacht hätten. So war auch des Königs diktatorisches Verfahren bei der Interpretation der Abstimmung der Südlichen über die Verfassung notwendig, um das, was nun doch mal geschehen mußte, auch wirklich und in erwünschten Formen geschehen zu lassen. Hatte doch Belgien ein solches Gewicht, daß Holland sich von Anfang an hüten mußte, davon nicht gänzlich aus seiner Bahn gerissen zu werden. Und in Wahrheit waren trotz der Gleichheitsbestimmungen die südlichen Provinzen Holland anvertraut worden, nicht umgekehrt. Einer der

Hauptvorwürfe der Belgier, einer ihrer Hauptansprüche, der der proportionalen Vertretung, die diesem Landesteil das Übergewicht gegeben hätte, war daher von vornherein unmöglich. Belgien hatte sich in keiner Weise noch bewährt, wie sollte es da Ansprüche stellen dürfen? Nicht mehr als die Kinder dem Vater dürften sie fürs erste in staatlichen Dingen dem König und Holland dareinreden. Es war kein schlechteres Recht als das liberale wahlloser Gleichberechtigung und Menschlichkeit, es war das viel staatlichere der Anforderung und der Form.

Dennoch erhielten die neuen Provinzen als Gesamtheit das gleiche Recht. Wenn auch damit das staatlich-qualitative Prinzip über das menschlich-quantitative einen Sieg davontrug, war es doch gerade diese Trennungslinie, die verhinderte, daß im Süden das Bewußtsein einer eigenen Gesamtheit erlosch. Bei den Verhandlungen über die Abänderungen der Verfassung hatten sie die Gelegenheit, mit ihrem vollen Gewicht den bereits bestehenden Staat umzuformen. Sie haben es getan. Ihnen verdankte das Königreich sein Zweikammersystem. Wenn später bei den Verhandlungen der Volksvertretungen meistens der größere Teil der Holländer gegen Flamen und Wallons zusammenhielt, so mag das bei allen auf Fehler und Beschränkheiten hingewiesen haben, doch war es durchaus nicht immer und absolut so: manchmal standen einzelne Holländer auf Seite der Südlichen und umgekehrt. Im übrigen war es keineswegs unnatürlich, wenn die Vertreter des alten Staatskörpers lange den großen konservativen Block bildeten gegen oder zwischen Katholiken und Liberalen. Und wo, wie bei den Steuerungsfragen, die Interessen des Nordens und des Südens sich geschlossen gegenüberstanden, hat die Regierung in ihren Maßnahmen immer geschwankt, sodaß man sich später immer wohl noch für eine Vermittlung oder einen ganz anderen Weg hätte entscheiden können; auch die wirkliche Verschmelzung der Interessen selbst hätte eintreten können, sobald nur solche Wirkungen der Vereinigung zu erwarten waren. Jetzt noch saßen zwei oder auch drei geschlossene Menschengruppen, jede auf ihrem Territorium, nebeneinander. Daß bis dahin in der Hauptsache alt-holländische, wohlgeschulte Beamte die Verwaltung verrichten mußten, war selbstverständlich. Sonst wäre wirklich ein von außen her zusammengezwängtes, im Inneren willkürliches Gemisch herausgekommen. Nur so, von den Wurzeln Alt-Hollands aus, konnte ein organisches Gewächs entstehen. Gewisse Härten, ja, Ungerechtig-

keiten waren dabei kaum vermeidlich, und es war an sich nicht erschreckend, daß dadurch anfangs die Spannungen sich verschärften, daß man einer Krisis entgegenging. Die Tatsache, daß es über diese Anfangskrisis nicht hinausgekommen ist, hat den späteren Gesichtspunkt verwirrt. Man nahm unwillkürlich das, was ein erstes Stadium war, für eine ganze Entwicklung. Nicht alles, was mißlang, ist deshalb unmöglich.

Entscheidend ist, daß der wirtschaftliche Aufschwung besonders und gerade im Süden gewaltig war. Für Wallonien war das überhaupt der Beginn seiner industriellen Entwicklung, dank König Willem und den niederländischen Absatzmöglichkeiten, doch es hat nach der Trennung weitergeblüht, wenn es auch schöner ökonomischer Aussichten verlustig ging. Für Flandern möge der Vergleich zwischen den Bemühungen, die von Holland für seine Landwirtschaft in den kurzen 15 Jahren geschahen, mit dem, was Belgien über ein halbes Jahrhundert lang versäumte, die Erinnerung an die Notzeiten, die bald der Trennung folgten, genügen, um einzusehen, wie verhängnisvoll die Trennung für Flandern war. (s. Kap. 10/11).

Der ökonomische Aufschwung der südlichen Provinzen zwischen 1815 und 1830 wird kaum geleugnet. Wir brauchen hier deshalb nicht weiter darauf einzugehen. Das Zeugnis Pirennes soll uns genügen: „Unmittelbar vor der Revolution von 1830 scheint das Königreich der Niederlande der blühendste Staat des kontinentalen Europas gewesen zu sein, und diese Blüte tat sich in einer noch glänzenderen Weise in dem belgischen als in dem holländischen Teile kund. Von der Amalgamierung, die ihnen von den Mächten auferlegt wurde, hat Belgien ohne jeden Zweifel viel reichlicheren Vorteil gehabt als sein Nachbar“¹⁾. Nicht umsonst wird Pirenne ein großer Wirtschaftshistoriker genannt. Die geistigeren Gebiete kommen bei ihm schlecht genug davon. Das ganze Fundament seines Werkes bleibt wirtschaftlich. Was er auf diesem Fundament an Geistigem oder Politischem bauen will, fällt um. Die Ursachen der Unzufriedenheit, die zu der belgischen Revolte führten, leitet er aus den geistigen ab, weil er es aus den materiellen nicht kann²⁾. Machen wir Gebrauch von unserer Kenntnis der Folgezeit — die Pirenne nicht anwendet und die Damaligen nicht haben konnten — so fällt

¹⁾ Pirenne: op. cit. VI, S. 337.

²⁾ Ebenda: S. 349 ff. „A n'envisager que les intérêts, la révolution de 1830 apparaît inexplicable; sa cause profonde est essentiellement d'ordre psychologique“.

der Vergleich zwischen Holland, dem weiterbestehenden Teil des damaligen Königreichs, und dem Belgien, dem Werk jener Unzufriedenen, für alle Unparteiischen unzweideutig aus, sogar wenn wir nur nach dem Maße reiner Freiheit, ohne weiteres, urteilen wollten. Man denke nur an Flandern, daß sich in Belgien erst politisch regen durfte, nachdem ihm die Grundlagen dazu, eigene Sprache und Unterricht, untergraben worden waren! König Willems System war umgekehrt, mehr preußisch geartet, erzwungener Erziehung, die zu wirklicher Freiheit befähigen sollte. Wenn uns auch heute die noch bestehenden Formen solcher aufgeklärten Despotie als unzeitgemäß erscheinen, so war das doch damals noch anders. Und für Flandern bedeuten sie noch jetzt die Stufe, welche ihm gefehlt hat, um sich selbst jemals finden und durchsetzen zu können. Und damit gelangen wir wieder zu den Bemühungen der Holländer auf kulturellem Gebiet und zu den damals sichtbaren „psychologischen“ Gründen der Unzufriedenheit.

Beide betrafen vornehmlich Unterricht und Sprache. Für den Unterricht, der vorher — besonders in Flandern — eine kaum bekannte Sache gewesen war, hat König Willem Bedeutendes geleistet; aber der spätere belgische Staat hat es wieder eingehen lassen. Es galt weniger einen Zwang aufzuerlegen als vielmehr, den Zwang der Kirche zu brechen. Was ein Bismarck noch so viel später für möglich gehalten hat, wie sollte der Versuch dessen im Anfang des Jahrhunderts König Willem zum Vorwurf gereichen? Es galt außerdem, die Hauptlandessprache, die Sprache von über $\frac{2}{3}$ der Gesamtbevölkerung des Reiches, von Holländern und Flamen, in den eigentlichen niederländischen Gebieten des Südens als Sprache des eingesessenen Volks gegen das höhere Bürgertum zur Geltung zu bringen. Obwohl dem König die wirtschaftlichen Dinge persönlich näher lagen, hat er die geistigen kräftig und an den beiden zentralen Punkten angefaßt. Mehr konnte er damals vom Staat aus nicht tun. Doch hat er das beste, was ihm in Holland und Deutschland zur Verfügung stand, für den Süden verwendet¹⁾. Seine Gegner waren zwei im wesentlichen landesfremde Mächte: die ultramontane Kirche und die französische Sprache. In Unterricht und Sprache waren seine Gesetze gerecht und an sich richtig. In beiden aber ist er zu schnell und unvermittelt vorgestoßen. In beiden hat er sich fürs

¹⁾ Fris: t'jaar 30. Gent 1905 S. 22.

erste wieder etwas zurückgezogen, um die im Süden entstandene Unzufriedenheit zu mildern. Die Wirkung hätte erst da sein können, nach dem zu mindestens ein Geschlecht herangereift wäre, nachdem ein Resultat seiner Maßnahmen da gewesen wäre. Denn auf der oberflächlichen Tagespropaganda baute er nicht. Die Tagesstimmung mußte gegen ihn in Opposition geraten.

Verhängnisvoll ist sie geworden, sobald sich die Kirche und die Liberalen in der Opposition gefunden und geeinigt hatten. Den aktiven Stoß bei diesem Vorgang jedoch führten die Liberalen. Die Kirche war dauernd in Opposition gewesen, doch der härteste Kampf war bereits vorüber. Die Liberalen jedoch, das höhere französische Bürgertum, wurde seinen inneren Prinzipien untreu und schloß sich aus staatsfeindlichen Gründen 1828 der Kirche an.

Doch galt noch kurz vorher, ja, bis zuletzt das Vereinigte Königreich als das glücklichste Land Europas. So sagt de Bosch Kemper über die Zeit um 1825: „Die ausländischen Liberalen rühmten, in Vergleich mit anderen Fürsten und Ländern Willem I. als das Vorbild eines Königs, der für sein Volk lebte, das Niederland als einen vorzüglich regierten Staat“¹⁾. Und ein Fremdling, Venturini, beschrieb das Reich folgendermaßen: „Das Reich steht unter einem ganz neuen Scepter, gehalten durch eine Hand, die nur von einem der beiden Volksstämme, die sie beherrscht, geachtet und geliebt wird. Zwei Religionen trennen das Volk, und seine Wohlfahrt gründet sich auf zwei verschiedenen Interessen. Es hat zwei Sprachen, zwei Hauptstädte, und zu bestimmten Zeiten begibt sich die Regierung mit all ihren Ministerien von der einen Gegend nach der anderen. Trotzdem keine unruhig wühlende Bewegung von Volksführern; keine nutzlosen Deklamationen über wechselseitige Rechte und Pflichten der Regierung und der Regierten; keine Parteien die einander zu vernichten suchen; kein Wortschwall und keine kostspielige Zur-Schau-Stellung. Dies alles sind Auswirkungen der ruhigen Rede, der Bedachtsamkeit und Leidenschaftslosigkeit des Niederländers, der sehr gut berechnen kann, was seinen Interessen günstig ist, und der, wenn er seinen Entschluß gefaßt hat, wie bei der entworfenen freien Schifffahrt auf dem Rhein, standhaft und ohne zu schwanken in seiner einmal gewählten Stellung beharrt und nur vor der Gewalt weicht. Seine Staatsmänner tun, was zweck-

¹⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 605.
Steinmetz, Englands Anteil

mäßig ist, nicht nur ohne viel Lärm, auch so billig wie möglich, und deshalb sieht der neue, aus so vielen Teilen zusammengesetzte Staat in Kraft und Dauerhaftigkeit jetzt schon Staaten ähnlich, die bereits seit Jahrhunderten bestehen. Dies aber ist keineswegs der Weisheit derjenigen zu verdanken, die ihn hervorbrachten, es ist vielmehr eine Folge der erleuchteten Entschlossenheit derer, die die Rolle, die ihnen zufiel, gehörig durchdacht haben¹⁾). Und van der Palm rühmte noch 1828 das Niederland öffentlich „als den Gegenstand der Eifersucht seiner Nachbarn: beneidet um die Weisheit seiner Einrichtungen, um seine milde Regierung, um die Großzügigkeit seiner Grundsätze; Niederland, überall berühmt und gelobt als das glücklichste Land der Erde“²⁾).

Dabei war das übrige Europa fast in allen Teilen zur gleichen Zeit zerrüttet und befand sich sogar England auch ökonomisch in viel unglücklicherer Lage. Grobe Ungerechtigkeiten und direkte Zwangshärten wie in Irland und Italien kamen in den Niederlanden nicht vor. Nur das immer keckere Vorgehen einer direkt revolutionären französischen Presse wurde bestraft. Schwerlich ist man später der Gesinnung der festländischen Siegerstaaten von 1814 gerecht geworden, wie sie etwa aus dem Satze spricht: „... Der Fürst, dessen Absichten und Charakter auf die Dauer eine bessere Gewähr für ihr (der Untertanen) Glück als Übereinkünfte in einem solchen Augenblick zwischen diesen und einigen ihrer Landsleute ausmachen werden . . .“ König Willem hat darin nie versagt, er war für seine Zeit sogar fortschrittlich. Aber er glaubte, daß sein Gesetz gut war; sein Staat war ein bestimmter, kein Kompromiss verschiedener Strömungen unter seinen Untertanen. Und endlich war das Vereinigte Königreich keine Gründung für, sondern gegen französisch-liberalen Geist gewesen. Für König Willem ist das bis zuletzt so geblieben.

In seiner auswärtigen Politik war er äußerst vorsichtig und noch zuletzt fragte er bei dem Engländer an, wie er sich gegenüber den ersten französischen Revolutionswirren zu verhalten habe, nicht wissend, daß er schon damals innerlich verraten oder doch verlassen war (s. S. 123). Nur Preußen gegenüber hatte er seine Schroffen. Noch Treitschke beklagt sich empört über ihn: „Welche lange Reihe häßlicher Händel, von den ersten Grenzstreitigkeiten an bis zu der

¹⁾ Bosch Kemper: op. cit. S. 605.

²⁾ Ebenda: S. 604.

Sperrung der Rheinschiffahrt und dem dreisten Versuche, die Bundesfestung Luxemburg den deutschen Truppen zu verschließen¹⁾).

An England dagegen hatte er sich in der Tat treu gehalten, vorsichtiger und bescheidener vielleicht, als sich mit der Ehre seines Landes vereinigen ließ. Sein Widerstand, wo es galt, seine Selbständigkeit besonders in wirtschaftlichen Dingen auch England gegenüber zu wahren, (siehe Kap. 10 S. 244 ff.) steht dazu in keinem Widerspruch und ist ganz anderer Natur als seine brüske Haltung Preussen gegenüber. Wenn es in Brüssel hieß, als er zur englischen Botschaft fuhr: „Da geht der König unserem Präfekten einen Besuch abstaten“²⁾), so sagt das genug. Diese Politik ist trotzdem wahrscheinlich der wahre Grund seines Untergangs geworden. Vorwerfen kann man der niederländischen Regierung höchstens, daß die Armee zu schwach war. Doch hat sie sich zuletzt, allerdings sehr spät, stark genug gezeigt, Belgien, nachdem es die Zeit gehabt sich zu festigen, wieder zu unterwerfen. Nur gegen Frankreich konnte sich Holland allein nicht halten.

Im ganzen kann man sagen, daß die belgische Revolution ebenso wie die französische von 1789 nicht ausbrach, weil es das Volk zu schlecht, vielmehr weil es es sehr gut hatte, weil es verwöhnt und kräftig geworden war. Sehr lange blieb der Aufstand auf Brüssel und die wallonischen Städte beschränkt. Noch sehr lange wäre das flämische Volk, trotz der Kirche, gerne zu den Oranieren zurückgekehrt. Es waren lediglich französisierte und wallonische liberale Hetzer aus den besseren Kreisen, Journalisten und Juristen, daneben französische Agenten, die den Großstadtpöbel aufwiegelten. Die Revolution von 1789, das liberale Kaiserreich hatten vorbereitet. Die Julirevolution hatte das Vorbild gegeben, französische Agitation die Explosion verursacht. Nur direkte französische Hilfe unter Beistimmung der untreuen Mächte hat Belgien halten können. Die innere Entwicklung, für sich gedacht, wäre nie dahin und nie so weit gekommen. Auch das bessere Bürgertum hatte nicht gewollt, nie so weit. In Belgien selbst wußte überhaupt niemand außer einigen freien Politikern, was geschehen sollte³⁾). Nur scheinbar ging die Auflösung vom Inneren des Königreichs aus. In Wahrheit wurde sie von der Fremde aus hineingetragen und inszeniert, von Rom, von Paris, von London.

¹⁾ Treitschke: Deutsche Geschichte IV, S. 44.

²⁾ Pirenne: op. cit. VI, S. 245.

³⁾ Bartels: Les Flandres et la Révolution belge. S. 1.

Wohl waren auch die Holländer beim ungleichen Kampf müde geworden, jedoch nicht so müde, daß sie sich nicht weiterhin dem Ganzen gefügt hätten. So finden wir bei einem Mann wie Falck, der nicht nur als Kultusminister, bis in sein privates Leben, in seine Ehe hinein, der Vereinigung und der Verschmelzung gelebt hatte, trotz der Einsicht, daß es weiterhin nicht ginge, die Äußerungen des Bedauerns; so gegenüber van Lennep: „Amicissime! Es gibt wahrscheinlich nicht viele Menschen in Niederland, welche die herannahende Trennung von Nord und Süd mit so traurigen Augen sehen wie Du und ich. Es ist wenigstens schon 18 Jahre her, daß wir uns über das schöne Problema zum erstenmale unterhielten, und wie oft, seit jener Zeit, haben die Umstände den Anschein gehabt, als ob es in einer hinreichenden Weise und für immer gelöst worden wäre. Der Ausgang ist nun anders, doch weder durch Deine Schuld, noch durch die meine; — ein geringer Trost, erkenne ich wohl, im Vergleich zu dem Schmerz, den man empfinden muß, wenn man so vieler Mühe und Arbeit, Jahre hindurch, gedenkt, die, wenn auch nicht immer gleich zweckmäßig, so doch immer mit den besten Absichten dem Gedeihen jener Provinzen gewidmet waren. In den südlichen Provinzen soll nun die Frucht von alle dem zum großen Teile verloren gehen. Ich beklage es, doch . . . habent quod sibi imputent. Am meisten beklage ich den König. Meine Gedanken sind ständig bei ihm. Keiner aber kann ermessen, was er leidet und aus welchem Grunde . . .”¹⁾ Und indem er von der loyalen Haltung südlicher Soldaten zu Antwerpen spricht: „Daraus geht hervor daß man doch die 15 Jahre lang nicht vergeblich an der Verschmelzung gearbeitet hat, und wie schade, wenn das alles nun um einiger wallonischer Wirrköpfe willen fruchtlos würde —!” Dennoch finden wir sogar jetzt noch nicht die klare, bewußte Lösung des Problems: Trennung zwischen Flamen und Wallonen. Die Bemerkungen, die wir so auszudeuten geneigt sind, sind fast zufällig gemacht und nur beiläufig geäußert. Trotzdem finden wir bei Falck auch nicht einmal, daß er freiwillig, aus inneren, niederländischen Gründen, ganz Belgien aufgab. Alles darauf Bezügliche ist mit Bedauern und in Verklammerung, als Vorläufiges gesagt. Der best unterrichtete niederländische Beamte fühlte sich von außen her gezwungen, die südlichen Provinzen aufzugeben, doch er möchte nicht, und bei einer günstigen Wen-

¹⁾ Falck: Brieven, S. 293.

derung der auswärtigen Angelegenheiten hätte er mit Freude die schwere Aufgabe weiter zur Hand genommen.

Die politischen Urteile der fremden Zeitgenossen laufen weit auseinander. Eine Auswahl aus ihnen ist daher höchst willkürlich oder verwirrend. Im allgemeinen kann man sagen, daß sie ganz von der Partei abhängig sind, zu der der Betreffende gehörte, oder von der Absicht, der sie dienten, nicht anders denn bei den Stimmen aus den Niederlanden selbst. Nicht weniger tendenziös gefärbt sind die späteren klein-holländischen Aussprüche, von Colenbrander und anderen. Auch die groß-niederländische historische Schule dürfte theoretisch von einer gewissen Subjektivität nicht freizusprechen sein. Doch mögen ihre Urteile, wie wir sie bei Josson, Geyl u.a. finden, da sie zum großen Teile aus Kritik an der älteren Richtung geboren sind, der Wahrheit näher stehen. Wir selbst sind uns bewußt, bei diesen kurzen Betrachtungen, als Gegengewicht gegen das Uebliche eine einseitige Auswahl vorgenommen zu haben. Doch geschieht es in der Überzeugung, daß die Zitate von den kundigsten und sachlichsten Stellen herkommen, und der Wahrheit am meisten entsprechen. So sind z.B. die Aussprüche der Whig-Redner im englischen Parlament zwar politisch bezeichnend, doch sachlich tendenziös wie sie sind, (Siehe Kap. 10 S. 254) ohne jeden Wert, und ihre Betrachtung gehört nicht an diese Stelle. Immerhin ist es wertvoll daran zu erinnern, wie der Herzog von Wellington, trotz seiner Verlegenheit und seiner vielfachen Bemühungen, um eine Rechtfertigung für seine Haltung zu finden, niemals zu einer Beschuldigung der Regierung König Willems griff, auch nicht im Parlamente¹⁾. Peel aber, der große konservative Minister, erklärte aus langer Erfahrung im Unterhause, als er von den revolutionslustigen Elementen wegen seiner legitimen Haltung den Niederlanden gegenüber angegriffen wurde: „Ich muß sagen, daß, wenn man sich den Zustand der Niederlande in den letzten wenigen Jahren vergegenwärtigt, und ihn mit irgend einer früheren Periode vergleicht, ich nur feststellen kann, daß die Gegenüberstellung, was Wohlfahrt im Handel, nationale Freiheit und Unabhängigkeit angeht, zu Gunsten der Regierung des Königs der Niederlande ausfällt“²⁾.

¹⁾ Mirror of Parliament, S. 16, 2. November 30. Hier verteidigt sich Wellington allerdings gegen die andere Seite (Lord Grey), die ihn wegen zu großer Hollandfreundlichkeit angriff.

²⁾ Ebenda, S. 31, 2. November 30. Unterhaus Rede Peel.

DIE MACHTLAGE UND DIE OSTMÄCHTE

Wir haben gesehen, daß — wie immer — die Lösung der belgischen Frage im letzten von militärischen Momenten abhängig gewesen ist. Dreimal wird das besonders deutlich: zuerst als es den Holländern nicht gelang, den Brüsseler Aufstand im Anfang zu unterdrücken; dann, als ihnen nach dem erneuten, mißlungenen Versuch auf ihre Bitte hin keine fremde Hilfe ward, und endlich, als es ihnen doch noch selbst gelang und Europa sie durch Frankreich zurückwerfen ließ. Der dritte Fall ist so eindeutig wie nur möglich, weil da die latenten Kräfte teilweise wirklich aktiv wurden. Damals jedoch war schon alles entschieden und Belgien anerkannt. In den beiden ersten Fällen gilt es, die militärischen Hintergründe und die unwirksam gebliebenen Möglichkeiten, mit denen verglichen das wirklich Geschehene erst gewertet werden kann, aufzudecken. Dreierlei soll uns besonders daraus hervorgehen: ob Holland wirklich zu schwach war, um seinen Grenzdienst zu tun, ob man also mit Belgien aus Befürchtung ein stärkeres Bollwerk schaffen wollte, weiterhin ob es möglich war, daß England und Europa umgekehrt aus Furcht vor Frankreich unter dessen Druck das stärkere Bollwerk aufgaben, das heisst, wie stark Frankreich in Verhältnis zu den anderen Mächten war, und drittens, wer von den Alliance-Mächten die Entscheidung in diesem herbeiführte. Frankreich konnte nicht entscheiden, es sei denn durch das erhebliche Anwachsen seiner Kräfte selbst, wie unter Napoleon. Der Richtung seiner Kräfte nach aber war und ist es selbst das immerwährend eindeutig festgelegte Gegengewicht gegen Groß-Niederland. Es spielt immer seine natürlich Rolle gegen dieses, das sich, gleichfalls natürlicherweise, nie allein dagegen halten kann, und die entscheidenden, verändernden Momente liegen ausschließlich in dem Maße der Hilfe, die Holland von anderen erlangt, und in dem Punkte, wo diese Hilfe einsetzt. Es gibt einen Punkt, wo diese Hilfe auf jeden Fall kommt. Wenn etwa im August 1830 die französische Armee in Belgien einmarschiert wäre oder gar die alt-holländische Grenze bedroht hätte, so wäre keinen Augenblick Zweifel gewesen, daß Preußen und England

gewaltsam eingegriffen hätten. Viele Aussprüche gerade der Whig-Regierung belegen uns das, wie wir im übernächsten Kapitel sehen werden¹⁾). So war sogar Englands Kriegsabneigung durchaus relativ und darf in keiner Weise im pazifistischen Sinne verstanden werden. Es kam nur auf die Art und das Gewicht seiner Interessen an.

Wenn Frankreich im September 1830 nicht eingriff, so liegt darin das Geständnis einer Schwäche, denn hätte es die Kraft gehabt, so hätte alles dafür gesprochen einzugreifen. Auch wenn es die Belgier nicht nötig hatten, so hätte es die noch ungesicherte Revolutions-Dynastie Frankreichs gebraucht. Das französische Volk aller Parteien schrie nach Krieg. Und viele der einflußreichsten Männer wollten ihn im Sinne des beliebten Kammer-Redners, General Lamarques: „Der Krieg ist ein so mächtiges Bindemittel, er wirft einen so glänzenden Strahlenkranz um einen Thron, er gibt einer neuen Dynastie so tiefe Wurzeln, daß es politisch ist, ihn selbst ohne Beweggrund zu führen“²⁾). Louis Philipp war kein Feigling, und wenn er eine Aussicht gehabt hätte, zu siegen, so hätte er, sobald der Anlaß da war, sicher zugegriffen. Wir werden weiterhin sehen, daß bei einer gewissen Mäßigung der Krieg ihn nicht unbedingt die Freundschaft Englands hätte kosten müssen, etwa wenn er ihn provoziert hätte, ohne selbst in Belgien einzumarschieren.

Es ist bekannt, wie dagegen Louis Philipp von Anfang an seine Regierung auf den Frieden aufgebaut hatte, wie er durch die Betonung seines friedfertigen und bescheiden auf Frankreichs innere Angelegenheiten sich beschränkenden Sinnes die Anerkennung der Mächte erstrebt hatte, wie er alles tat, Rußland, Preußen und Oesterreich zu versöhnen und wie er dem friedliebenden Friedrich Wilhelm, der ihn nach England zuerst anerkannt hatte, „seine ewige Dankbarkeit für die Unterstützung, die er ihm in diesem schwierigen Augenblicke gegönnt hatte“, bezeugte³⁾). Die herausfordernde Haltung des Zaren nahm er hin, obwohl, wenn er gewollt hätte, dagegen Frankreich als ein Mann aufgestanden wäre, und England, so kurz nach dem Frieden von Adrianopel, sicher nicht Rußlands Partei gehalten hätte⁴⁾).

In Paris wurde die belgische Umwälzung, als das Erstlingskind

¹⁾ Hillebrandt: Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleon III. I, S. 176/182.

²⁾ Ebenda: S. 174.

³⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 26.

⁴⁾ Ebenda: S. 30.

der eigenen Juli-Revolution, mit Jubel begrüßt, und die, welche in der letzten „den Aufstand der Völker gegen die Könige“, wie Carrel sagte¹⁾, sahen, hielten es „für ihr Recht und ihre Aufgabe“, wenn es sein mußte, im geheimen dahinter zu stehen. Wie immer kamen die alten nationalen Forderungen dazu und die Mehrzahl der Franzosen, soweit sie schon nicht den sofortigen Anschluß der belgischen Provinzen verlangte, begrüßte doch den Zusammenbruch des gegen sie errichteten Bollwerks mit inniger Freude²⁾. Wie würde man es aufnehmen, sollten die Preußen oder andere in Belgien zu Gunsten des Königs Willem intervenieren?

Man weiß, daß der Ausbruch der belgischen Revolution trotz oder eben wegen des unverantwortlichen Kriegsgeschreis in Paris für Louis Philipp eine bange Überraschung war und er nach dem Herzog von Broglie geäußert haben soll, es habe ihm die Empfindung gegeben, als wäre ihm ein Ziegel auf den Kopf gefallen³⁾. Er saß zwischen zwei Feuern. In diesem und im nächsten Kapitel werden wir sehen wie er sich hielt, wie ängstlich er bemüht war, einerseits den Frieden zu bewahren, andererseits sein eigenes Volk nicht vor den Kopf zu stoßen, sein „Prestige“ zu bewahren, werden wir sehen, was ihm am meisten wert war und welche Gefahr er der anderen vorgezogen hätte. Daß seine beiden entgegengesetzten Tendenzen nur in einer für alle Mächte geltenden „Noninterventionsbestimmung“ ungefährlich werden konnten, ist klar, ebenso, daß seine Hoffnungen dazu sich an England klammern mußten, das immer diese Politik vertreten hatte (siehe Kapitel 4). Erst späterhin wurde Frankreichs Haltung immer kecker, doch dann war die belgische Frage schon fast entschieden. Es fragt sich nun, ob umgekehrt in der Haltung der Ostmächte keine Schwäche zu sehen ist.

Auf Europa hatte die Juli-Revolution wie ein Donnerschlag gewirkt. Die Erhebung der Massen, das liberale Kaiserreich, all das was man für ein einmaliges Intermezzo gehalten hatte, zeigte sich jetzt nachwirkend und wiederholbar⁴⁾. Dennoch hatten die Verträge von 1815 mit einer solchen Wiederholung gerechnet und waren bestimmt, die schlimmsten Folgen davon zu verhüten. Sofort zog die Pariser Revolution Wirren in vielen Teilen Deutschlands und Europas nach sich. Warum erkannte im selben Augenblick, gleich nach

¹⁾ Lannoy: op. cit. S. 12 und 14.

²⁾ Ebenda: S. 12.

³⁾ Lannoy: op. cit. S. 14.

⁴⁾ Hillebrandt: op. cit. S. 118.

England, Preußen den Bürgerkönig fast sofort an und versuchte es, auch die anderen Mächte dahin zu bringen? Wir sehen darin nicht unbedingt ein Schwächegefühl. Die Lage war so, daß auf England längst nicht mehr zu zählen war. Metternich hatte eine engere Alliance der drei Ostmächte vorgeschlagen, wozu besonders das beängstigste Piemont getrieben hatte. Rußland ging nicht darauf ein, und Preußen lehnte ab, allerdings neigte es damit schon England zu. Doch Preußen wußte sehr wohl, daß es auf englische Hilfe gegen Frankreich nicht zählen konnte¹⁾, und so bedeutet diese preußische Emanzipation in diesem Augenblick eher eine Stärke als eine Furcht. Im Innern wirklich bedroht fühlte sich Preußen durch die Revolution noch nicht. Von einem eigentlichen Nachgeben konnte somit keine Rede sein, und so muß man in seiner Kriegsenthaltung in Zusammenhang mit der Auflösung eines engeren Zusammenhaltens mit seinen wirklichen Genossen mehr Friedensliebe als Schwäche sehen. Im Gegensatz zu England, das bereits vor dem Zustandekommen der neuen französischen Monarchie sich mit dem bloßen „Beachtenwollen“ der bestehenden Verträge seitens Frankreichs begnügte²⁾, nahm Preußen mit den anderen Mächten Fühlung, erklärte sein Bedauern, sprach deutlicher von der Wahrung des bestehenden Besitzstandes, von Ordnung und Monarchie, welcher eine gemeinsame Anerkennung seitens der Mächte günstig sein müsse, und wünschte eine gemeinsame Bedrohung für den Fall, daß Frankreich auch nur an irgend einem Punkte ausschreiten sollte³⁾. Es sprach von der Wahrung des status quo und wollte keine revolutionäre Propaganda dulden⁴⁾. Aus Preußens ganzer Haltung geht hervor, daß es zwar nicht unnötig anstacheln wollte, doch wenn es das auch im Augenblick nicht nötig zu haben glaubte, nötigenfalls noch immer dazu bereit war.

In Preußens Haltung lag eine Begütigung, doch sie war unabhängiger als die Oesterreichs und Rußlands, zurückhaltender als die Englands und entschieden genug. Dabei war Preußen von den Großmächten am meisten ausgesetzt. Doch war es nicht unmittelbar bedroht. Es war nicht geneigt, für die anderen die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Am Berliner Hofe hielten sich später die Kriegs-

¹⁾ Droysen: Zur Geschichte der Preussischen Politik 1830/32. S. 596. Z. f. Pr. Gesch. und Landeskunde 11.

²⁾ Hillebrandt: op. cit. S. 20.

³⁾ Ebenda: S. 23.

⁴⁾ d'Haussonville: op. cit. I, S. 17.

und die Friedenspartei ungefähr die Wage. Der König war friedfertig, und die unzeitige Erkrankung des Ministers Bernstorff und seine Ersetzung durch den Theologen Ancillon mag den Ausschlag gegeben haben. In der ganzen belgischen Entwicklung haben die Dinge dauernd an einem Haare gehangen, und wenn eine Macht ähnlich wie England, aber übler, dem König von Holland mitgespielt hat, so ist es das Schicksal selbst gewesen.

Preußens Armee war in guter Ordnung und marschbereit, die französische erschüttert. Die meisten höheren Offiziere in der letzten waren gerade ersetzt worden, durch all zu junge und all zu alte aus der napoleonischen Zeit. Die Garde war aufgelöst worden, erhebliche Truppenteile lagen in Algier fest, und auch das Land selbst war wegen innerer Wirren, die noch immer drohten, nicht ganz von Truppen zu entblößen¹⁾. Zwar wurde stark gerüstet, aber erst allmählich gelang es die Disziplin wieder herzustellen. Man war im September 1830 in Frankreich nicht fertig. Das spricht am deutlichsten aus den bekannten Worten des Maréchal Trévisé an Dalberg: „Die Belgier haben 6 Monate zu früh angefangen“²⁾. Die französischen Drohungen berufen sich meist auf später, und es ist kaum die Frage, wie die Aussichten eines Krieges gewesen wären, trotz der Unruhen in Deutschland, wenn sofort angegriffen worden wäre. Eine russische Armee stand hilfsbereit. Oesterreich war im Hintergrund, Piemont und Spanien waren Frankreich so wenig freundlich gesinnt wie Niederland. In den Augen der Siegerstaaten von 1815 mag es trotz Furcht und Kriegsmüdigkeit noch anders ausgeschaut haben: ohne und vor Napoleon hatten die Revolutionsheere keinen entscheidenden Sieg zu erringen vermocht. Waterloo und Leipzig waren im näheren Gedächtnis als Austerlitz und Jena. Wenn im August oder September 1830 der Krieg ausgebrochen wäre, so hätte er bei der Neutralität Englands kaum anders als zu Gunsten der Ostmächte enden können, und nur wenn England auf die Seite Frankreichs getreten, wäre der Ausgang zweifelhaft gewesen. In den Formen der alten Quadruple-Alliance aber wäre der Sieg über Frankreich, trotz aller schwachen Umwälzungs-Bestrebungen in Europa, nahezu gewiß gewesen. Für Revolutionen, die die Staatsmächte wirklich erschüttern konnten, war in Ost- und Mitteleuropa die Zeit noch nicht gekommen. Noch nicht einmal im

¹⁾ Hillebrandt: op. cit. S. 47 ff.

²⁾ Talleyrand: Memoires III, S. 334/35.

Jahre 48 war es soweit. Dessen waren sich die Regierungen bewußt. Friedrich Wilhelm verließ sich unbedingt auf seine Armee, auch wenn er auf die alte Begeisterung der Befreiungskriege selbstverständlich nicht rechnen konnte¹⁾. Im Gegensatz zu Frankreich, das den Krieg wollte, aber ihn nicht führte, weil es die Niederlage fürchtete, wollte Preußen den Krieg nicht, war aber des Sieges gewiß, soweit es mit Englands Hilfe rechnete.

Noch war kein französischer Übergriff geschehen, kein direkter Anlaß zum Eingreifen gegeben. Doch man erwartete ihn täglich²⁾. Indessen war auch die niederländische Regierung sich dieser Lage bewußt, und getreu ihrer Politik und ihrem Bundesgenossen hatte sie in England anfragen lassen, was zu tun sei, und indessen kleinere Truppenteile für den Marsch in die südlichen Provinzen bereitgestellt. Da kam die englische Antwort, die nur besagte, daß man alles Anstoßerregende vermeiden solle³⁾. Diese kleine Tatsache sagt uns mehr als Bücher voller Beteuerungen Wellingtons. Falck sah bloß ein Mißverständnis in der Weise, in der nun Holland diese Antwort befolgte und keine Sicherheitsmaßnahmen traf, obwohl er die verhängnisvollen Folgen gerade dieses Versäumnisses einsieht. Wir glauben, daß die niederländische Regierung den Wunsch der Engländer sehr viel besser gefaßt hat, wenn auch nicht bis zum letzten durchschaut. Was die Anstößigkeit Frankreich gegenüber betrifft, so bedenke man, daß Preußen zur gleichen Zeit bereits Truppenteile an den Rhein schickte. Gänzlich hebt diese Antwort die Hypothese auf, daß England das Vereinigte Königreich nicht mehr gewünscht haben sollte, weil es sich nicht stark genug gezeigt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre der Aufstand im ersten Anfang niedergeworfen worden, wenn gehörige Maßnahmen zeitig getroffen worden wären. Und England selbst hatte so doch dem Niederland die Möglichkeit genommen, seine Kraft zu zeigen. Unwahrscheinlich wird es, daß England aus Furcht vor Frankreich handelte, wenn nicht — was ganz unwahrscheinlich ist — aus einer Furcht, die viel größer war als die Preußens und besonders Niederlands selbst, das doch viel gefährdeter war. Zu mindestens hätten diese „Rücksichten“ gegen Frankreich, wenn sie so gemeint waren, schon eine Flucht vor Frankreich, immer aber ein gänzlich im Stich lassen, ja, Aufgeben Niederlands bedeutet.

¹⁾ Treitschke: Op. cit. IV, S. 45.

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 306.

³⁾ Ebenda, S. 305.

Als einige Wochen danach der Aufstand in Brüssel wirklich ausbrach, geschahen die entscheidenden Schritte nicht dort, sondern in den Verhandlungen der Großmächte untereinander. Das erste, was Wellington zu tun hatte, war, Preußen aufzuhalten: „Ich sagte dem preußischen Beauftragten, daß es unmöglich sei, ihm irgend eine Antwort in Bezug auf den Marsch preußischer Truppen zu geben, bevor wir mehr wissen als im Augenblick. Diese Maßnahme jedenfalls darf nur in gemeinsamer Überlegung und ohne Übereilung getroffen werden¹⁾“. Was das für Preußen, daß sich gerade von Oesterreich und Rußland mehr emanzipiert hatte und zu England sich hinneigte, bedeutete, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Es zeigt uns zugleich, was Englands dauernde Betonung diesmal der „Gemeinsamkeit“ der Maßnahmen für die Niederlande bedeutete²⁾.

Dann handelt es sich zwischen Preußen und Frankreich in erster Linie um die berühmt gewordene Unterredung Molés mit dem preußischen Gesandten von Werther. Die Überlieferung eines polternden Ausbruchs des ersten, einer Bedrohung mit sofortigem Krieg für den Fall, daß die Preußen in Belgien einmarschieren würden, die d’Haussonville in die Welt gesetzt hat, ist längst und genugsam widerlegt worden³⁾. Sie wäre auch wenig in Übereinstimmung mit dem gerade begründeten französisch-preußischen Verhältnis gewesen. Nach Stuart hatte Molé Bülow gerade mitgeteilt, daß Frankreich nicht die Absicht habe zu intervenieren⁴⁾. In Wahrheit war Frankreich beängstigt, nicht Preußen. So berichtet Stuart nach London: „Die Furcht, die M. de Molé wegen der Wirren in den Niederlanden gezeigt hat, und die Befürchtung, wozu die Möglichkeit einer preußischen Intervention geführt hat, haben den preußischen Minister veranlaßt, sich durch direkte Verhandlungen um die Stellungnahme der französischen Regierung zu bemühen, die er, um seinen Hof zu informieren, kennen mußte. Das Resultat war zufriedenstellend; da nämlich M. de Molé die Absicht der französischen Regierung, nicht einzugreifen, deutlich zu verstehen gegeben hat, und da diese vertrauliche Mitteilung nicht unter Bedingung gegeben worden ist, daher auch nicht von den Beschlußfassungen anderer Mächte abhängig gemacht wird, gibt sie das Recht zu, Maßnahmen zu ergreifen,

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 7. 31. Aug. 30. (Aberdeen an Wellington)

²⁾ Vergl. den FALL Spaniens S. 65 ff.

³⁾ d’Haussonville: op. cit. I, S. 21/22. und Karl Hillebrand: op. cit. I, S. 144.

⁴⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 7. 31. Aug. 30. Auch Treitschke fasst die Bedeutung dieses Gespräches zu weit. Op. cit. IV, S. 46.

welche die Sicherheit der benachbarten Länder verlangt¹⁾). Das war keineswegs eine Bedrohung. Der Ton ist der einer ruhigen Zurückhaltung. Soweit kann Preußen in negativem Sinne nur noch von England beeinflußt worden sein, wenn es allerdings auch zugleich von den eigenen Unruhen in der Rheinprovinz behindert wurde. (Angesichts Preußens späterer Vorschläge kann diese letzte Tatsache aber kaum entscheidend gewesen sein). Mit jenem in Übereinstimmung ist der Bericht des sardinischen Botschafters. Der wahre Ausspruch Molés gegen Werther lautete nach Capectigue vielmehr: „Der Einfall preußischer Truppen in belgisches Gebiet würde von unserer Seite, da jene sich so unserer Grenze nähern würden, die Besetzung der gegenüberliegenden Seite der Grenze notwendig machen, aber durchaus nicht um Feindseligkeiten zu eröffnen, sondern nur, um die Situation Preußens und Frankreichs ganz gleich zu machen, wenn nicht etwa ein Kongreß die belgische Frage nach den bestehenden Verträgen regeln sollte²⁾). Dies paßt eben so sehr zu dem tatsächlichen Verhältnis der beiden Mächte wie zu den Verträgen selbst wonach schwerlich Preußen verhindert werden konnte, dem König der Niederlande zu helfen, um die Rebellen zur Ruhe zu bringen. Man beachte auch, daß Frankreich — fast unwillkürlich geht es aus dem oben Angeführten hervor — eine Besetzung Belgiens durch Preußen als eine für beide gleiche Situation ansah. Das heißt: es war bereit, sich ganz auf die Basis von 1815 zu stellen, Belgien als außerfranzösische, europäische Interessensphäre zu sehen, Bollwerk und Interventionsrecht anzuerkennen. Handelte es sich hier doch nicht um eine beiderseitige Besetzung der deutsch-französischen sondern um eine der belgisch-französischen Grenze. Allerdings bat Molé auch, auf Frankreichs schwierige Lage Rücksicht zu nehmen und erörterte die Kriegsgefahr, die mit Preußens Einrücken in Belgien verbunden sein könne. Kurz, es sah eher so aus, als wäre Frankreich in der bescheideneren Lage. Allerdings drohte Molé dem weitab liegenden Rußland viel entschiedener mit Krieg: wußte er doch gegen Rußland Englands sicher zu sein.

Schon einige Wochen später aber äußerte Louis Philipp dem russischen Botschafter gegenüber dieselbe Bedrohung gegen Preußen.

¹⁾ Wenn der konservative englische Gesandte diesen Holland günstigen Ausspruch Molés in den ersten Septembertagen freudig begrüßte, so sagt uns das für Englands Gesinnung natürlich nichts. Es mußte dem Engländer, der die Absichten seiner Regierung noch nicht genau kannte, als dem Frieden — an dem England doch jedenfalls am meisten liegen mußte — günstig, willkommen gewesen sein.

²⁾ Hillebrandt: op. cit. S. 144.

Doch das war schon spät im September, als es deutlich geworden war, daß England an Niederland kein Interesse mehr hatte und sich das englisch-französische Verhältnis bereits gefestigt hatte. Hätte im Anfang eine allgemeine friedliche Intervention geschehen können, so handelte es sich bald nur noch in der Tat um eine Frage von Krieg und Frieden: am 24. September berichtete Werther nach Berlin, daß Louis Philipp selbst zu ihm geäußert habe: „Wenn die Preußen in Belgien einrücken, so bedeutet das den Krieg, denn wir werden es nicht dulden“¹⁾). Wichtig ist, daß die französischen Drohungen auf alle Fälle auch erst bedeutend nach der ersten Fühlungnahme zwischen Preußen und England stattgefunden haben, daß sowohl Frankreichs Dreistheit wie Preußens Einschüchterung von Englands Haltung beeinflußt sein müssen.

Denn Preußen war indessen doch stutzig geworden, und Friedrich Wilhelm ließ an König Willem auf dessen Hilfesuch antworten, er möge versuchen, selber des Aufstandes Herr zu werden; erst wenn es ihm durchaus nicht gelingen sollte, würde er ihm zu Hilfe kommen²⁾). Auch dies war unter den bestehenden Umständen natürlich und anständig, besonders weil Friedrich Wilhelm zugleich ein drittes Armeekorps in die Rheinprovinz schickte, worauf sofort von französischer Seite ähnliche Maßnahmen ergriffen wurden. Man vergesse nicht, daß England weder in Wort noch in Tat jemals desgleichen tat. Am 6. September äußerte Stuart in anderem Zusammenhang: „Es ist außerordentlich glücklich, daß die preußische Regierung keine Neigung gezeigt hat, zu intervenieren“³⁾). Es ist deutlich, daß England Preußen, soweit dieses nicht allein handeln wollte, durch seine eigene Haltung von einer Intervention zurückzuhalten neigte. Es hat damit Erfolg gehabt. England hätte im Anfang Preußen gewähren lassen, doch nicht geholfen. Nicht einmal auf die Hilfe der englischen Flotte dürfe Preußen zählen, so antwortete Wellington, als Preußen anfragen ließ, wie es sich zu einer preußischen Intervention stellen würde⁴⁾). „Bereits Mitte September wusste man in Berlin genau, dass England auf keinen Fall für sein altes Bollwerk die Waffen ziehen würde“⁵⁾).

Die Zurückhaltung Englands bedeutete mehr und sprach deut-

¹⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 145/46.

²⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 143.

³⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 23.

⁴⁾ Lannoy: op. cit. S. 32.

⁵⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 44.

licher zu den übrigen Mächten als die Truppenmacht, die Preußen in das Rheinland sandte, und die zugleich die dortigen Unruhen in Zaum halten sollte. Am 9. Oktober äußerte Talleyrand seine Zufriedenheit Falck gegenüber, daß, wie er gehört habe, Preußen nicht intervenieren würde, ohne mit England Rücksprache genommen zu haben: das hieße, wie er selbst sagte, daß die niederländische Frage in genügender Weise durch England und Frankreich gelöst werden würde¹⁾. Und in den entscheidenden Oktobertagen schrieb Talleyrand an Molé: „Oesterreich wird sich nach Preußen richten, Preußen nach England. — Auf diese Art beginnen sich die europäischen Mächte hinter England zu stellen. In dieser Hinsicht haben sich die Dinge seit 18 Monaten sehr geändert“²⁾.

Es bleibt die große und entscheidende Frage: warum ist Preußen, als die Holländer wirklich scheiterten, nicht zu Hilfe gekommen? Zunächst war es der Londoner Kongreß, die Non-Intervention und die Einbeziehung Frankreichs, die indessen beschlossen waren. Denn, noch einmal sei es gesagt, daß England, indem es von den beiden gleichzeitigen Gesuchen Hollands die Kongreßforderung rasch aufgriff und die Hilfeforderung ebenso entschieden ablehnte, aber erst, nachdem es den König möglichst lange in Unsicherheit gelassen hatte, — Wissens und Wollens, wie wir annehmen müssen — so jede günstige Lösung ausschloß. Der Kongreß band auch Preußen. Zwar war auch Preußen selbst England gegenüber gern, Frankreich gegenüber mit Bedenken darauf eingegangen, ja, hatte somit den Zutritt Frankreichs selbst bejaht³⁾, doch war dies immer mehr in guter Absicht, um Frankreich zu binden, statt es zu lösen, wie England tat. Werther wollte vor keine Alternative gestellt sein, und sollte Frankreich gegen die Traktate vorgehen, so hatte er geäußert: „Die militärischen Vorbereitungen in Deutschland schreiten vorwärts, so daß Preußen innerhalb zweier Monate nach dem 1. Oktober eine Macht von 260 000 Mann an den Rhein bringen kann“⁴⁾, wie Stuart aus Paris an Aberdeen berichtet, während Bernstorff nach London deponierte: „Dies (die Verbindung mit Frankreich) erscheint mir sehr klug zu sein und müßten die anderen großen Höfe folgen, wenn die Gelegenheit günstig sein wird“⁵⁾.

¹⁾ Falck: Amtsbrieven, S. 302.

²⁾ Gedenkstukken, 1830/40, II, S. 43. 11. Oktober 30, (Talleyrand an Molé).

³⁾ Hillebrandt: op. cit. S. 147. 3. Oktober 30.

⁴⁾ Gedenkstukken, 1830/40, III, S. 99. 8. Okt. 30.

⁵⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 147. 3. Oktober 30.

Die Lücke, die hier immerhin in Preußens Haltung erscheint, indem es den Umschwung der Dinge leidlich mitmachte und die versprochene Hilfe in dem eingetretenen Fall nicht leistete, was nicht in seiner Natur lag, diese Lücke füllen in der glaubwürdigsten Weise die geheimen authentischen Depeschen Pralormo's, des sardinischen Botschafters, und Sale's aus: „Preußen habe England angeboten, gleichzeitig mit ihm in den Niederlanden einzuschreiten; Wellington aber habe erklärt, England könne sich auf nichts einlassen, aber es würde Preußen gewähren lassen; worauf Friedrich Wilhelm ihm hätte sagen lassen: da England nichts tun wolle, würde er sich nicht allein einem Kriege aussetzen für Interessen, die weit mehr England als seine eigenen Staaten angängen; und demgemäß würde kein preußischer Soldat in Belgien einrücken, so lange keine englische Flotte vor Antwerpen angekommen wäre und Truppen gelandet hätte¹⁾. Dies paßt zum Charakter Friedrich Wilhelms, nennt die Dinge deutlichst beim Namen und erklärt Preußens Gleichgültigkeit weiterhin. Man erinnere sich, wie England im ersten Anfang, als die Zeit zum intervenieren noch günstiger war, Preußens Eingriff aufgeschoben und von der Gemeinsamkeit abhängig gemacht hatte (S. 124 — 31. August 30). Die Wiener Staatsmänner haben später mit Recht geschimpft über den Verräter Wellington, „der die Trennung wohl hätte verhindern können, wenn er ein paar Schiffe nach Antwerpen geschickt hätte“, über Preußen, „das nicht viel mehr sittliche Kraft habe“. Doch England hätte so viel weniger tun brauchen, so viel weniger sich gefährden als Preußen, das dafür wohl weniger Hilfe als nur politischen Rückhalt von England verlangte, um sicher zu sein, daß es nicht am Ende ihm in den Rücken fiel. Und da dieses unnatürliche Zurückhalten Englands genügend auf Preußen wirkte, brauchte England fürs erste nicht mehr zu tun, tat es doch immer gerne möglichst wenig. Sehr zu Unrecht sieht Lannoy in Friedrich Wilhelms Rechtfertigung gegenüber Rußland, daß er England nicht durch ein militärisches Vorgehen einen Vorwand geben wollte, den Vierbund zu verlassen, einen Vorwand²⁾. Für uns ist es über jeden Zweifel erhaben, daß Preußen nicht aus mili-

¹⁾ Hillebrandt op. cit. S. 148. Note.

²⁾ Lannoy: op. cit. S. 35. Obzwar Lannoy einige Seiten vorher nach Anlaß der englischen Neutralität nur die Gefahr sieht, die darin für Frankreich lag: „Elle resterait seule pour resister aux formidables armées de la coalition“ (S. 32) so kann er doch der Verlockung nicht widerstehen, das Zurückweichen Preußens als eine Folge französischer Drohungen anzusehen. (S. 19/21)

tärischer Furcht vor Frankreich, wozu es wenig Grund hatte, aber soweit nicht aus allgemeiner Friedensliebe, so lediglich durch England bestimmt wurde, wenn nicht aus Furcht vor England, nachzugeben. Sogar in dem aller Wahrscheinlichkeit nach gefälschten Gespräch vom 31. August 30 soll Werther bezeichnender Weise Molé zugefügt haben: „Aber Ihre Armee ist ja ganz desorganisiert, sie könnten keine 4 Regimenter zusammenbringen“, worauf Molé mehr drohend als überzeugend geantwortet haben sollte: „Glauben Sie es nicht! Sie würden sich darin sehr irren können. Wir haben ausgezeichnete Regimenter, die sich in diesem Augenblick nach Norden bewegen“¹⁾. Und noch in den gefährlichsten Oktobertagen, als es die Verteidigung der Rechte des Oranierhauses galt, war Preußen Frankreich gegenüber von genügender Festigkeit: „Weder Preußen noch die anderen Mächte wollen den Krieg. Doch wenn Sie sie dazu zwingen, so werden sie ihn mit Kraft führen . . . wenn nicht, so erklären sie laut als Prinzip, daß ihre Regierung geneigt ist, Aufstände der Völker gegen ihre Regierungen überall, wo sie ausbrechen, moralisch zu unterstützen. Dann werden die fremden Regierungen nicht dulden, daß man so gegen die Sicherheit ihrer Staaten und die Ruhe Europas vorgehe!“²⁾ Doch auch diesen Drohungen hat sich England nie angeschlossen³⁾.

Diebitsch, der Held von Adrianopel, wirkte in Berlin für den Krieg und sollte einen Plan gemeinsamer Aktion Preußens und Rußlands vorbereiten⁴⁾. Die wachsenden Unruhen in Süddeutschland, in Italien, am Rhein schufen am Berliner Hofe eine mächtige Kriegspartei gegen die Revolution. England suchte nur zu bremsen. Die Nachrichten Diebitschs, wonach der Herzog von Wellington mit einer solchen Maßregel (allgemeiner Intervention) sich einverstanden erklärte, vorausgesetzt, daß sie im äußersten Falle und in Übereinstimmung mit den anderen garantierenden Mächten getroffen werde⁵⁾ — England war ja selbst eine von diesen und hätte noch alles in der Hand behalten —, mögen auf keinem wahren Tatbestande beruht haben und dazu gemacht worden sein, einen Krieg zu provozieren. Sie trafen aber den Geist der Lage, und provozierten wenn auch keinen Krieg, so doch eine deutliche Begründung Preußens

¹⁾ Lannoy: op. cit. S. 19.

²⁾ Haussenville: op. cit. App. S. 231, Brief Mortier an Molé. (Bernstorff gegen Mortier)

³⁾ Man vergleiche damit Englands schwache Proteste gegen direkte französische Unterstützung der Aufständigen.

⁴⁾ Lannoy: op. cit. S. 33.

⁵⁾ Droysen: op. cit. S. 595.

Steinmetz, Englands Anteil

für seine Haltung. England hätte sich in Wahrheit nie so weit in seiner Zustimmung gewagt; als das damals noch garnicht eingetroffene Hilfesuch Hollands sehr bald danach wirklich kam, schrieb Friedrich Wilhelm zu dem untergeschobenen russischen Plan: „In dem Falle würde es dringend nötig sein, daß die preußischen und englischen Truppen zu gleicher Zeit in Belgien einrückten; der Gedanke des Herzogs von Wellington scheint mir hinterlistig“. Mißtrauen gegen England verhinderte die Hilfe an Holland auch noch das einzige Mal, als England, ohne zu wissen und zu wollen, weiter vorzustoßen schien als die anderen. Und Bülow warnte: „Als habe Wellington die Absicht und die Hoffnung, Preußens Anstrengungen zu unterstützen und nötigenfalls gleichzeitig mit allen Kräften Englands gegen Frankreich in die Schranken zu treten; selbst wenn er dergleichen Absicht und Wunsch hege, so sei weder in seinem Charakter, noch in seiner parlamentarischen Stellung, noch in der Stimmung des englischen Volkes irgend eine Gewährleistung für die Erfüllung eines solchen Wunsches; das Unglück des Sultans, sowie das des Bey von Algier seien warnende Beispiele, wie von ihm Freunde in der Not verlassen würden“¹⁾. Wir sehen, daß die preußischen Staatsmänner die Situation und die Absichten Englands sehr wohl durchschauten. Damals bestand zwischen England und Frankreich tatsächlich schon das beste Einvernehmen²⁾, und wenn England sich nie direkt gegen Preußen wandte, so nur um damit Frankreich, sollte es zu weit aussprengen, in Schach zu halten. Frankreich und Preußen wurden weiterhin gegeneinander ausgespielt. Für uns ist entscheidend, daß Preußen nicht zur Erhaltung der Niederlande eingesetzt wurde; obzwar England die Annexion Belgiens durch Frankreich fürchtete, wurde die erstrebte Gleichgewichtslage bereits nicht mehr in jener Erhaltung gesucht. Durch sein Gleichgewichtsspiel führte England die Abwicklung der Angelegenheiten. Es hat sich mit der geringsten Mühe und ohne jede Leistung die günstigste und leichteste Stellung vorbehalten und in der Zeit einer schlechten politischen Führung geschaffen. Wenn

¹⁾ Droysen: op. cit. S. 595/96.

Bereits am 9. Sept. '30 hatte Lord Grey an Mad. de Lieven geschrieben: „ . . . I do hope no other power will interfere. For God's sake, urge this with all your power; for if Prussia sends a single man across the frontier, or threatens interference from an advanced position, it will be impossible for the French Government, to remain neutral. And than adieu to the peace of the world. But in the first instance if a war should arise under such circumstances, be assured, as I before told you that not a man or a ship, or a guinea will be sent in support of it from hence“. (Corresp. Lestrangle, II, S. 81/82). So wurde sogar von englischer Seite mit Frankreich gedroht!

²⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 146.

auch Wellington dabei dauernd erschüttert und gerührt war, wie bei dem berühmten Diner, während dessen die Nachricht des Rückzugs der Holländer vor Brüssel eintraf, so hat das wenig zu bedeuten¹⁾; Palmerston spielte später das gleiche Spiel mit leichter Hand und ohne Rührung.

Schon bevor sich Wellington entschieden zu haben schien, berichtete auch Falck, daß, „soweit er vorsichtig fragend in Erfahrung stellen konnte, England mehr auf die Hilfskräfte Preußens zählte, als auf eigene Mittel²⁾. Das wird zwar auch dadurch begreiflich, daß Wellington im Augenblick durch die Wirren in Irland nur eine sehr geringe Macht zur Verfügung hatte, wie er Falck vorhielt: „Sie wissen so gut wie ich, daß ich kein halbes Bataillon aus Irland wegnehmen kann, und daß ich hier mit Garden und allem keine tausend Mann zur Verfügung habe. Und wenn ich dreimal so viel hätte, glauben Sie, ich würde unsere Ehre daran wagen, mit einer so kleinen Macht anzufangen, ohne die Gewißheit, sie nötigenfalls genügend unterstützen zu können?“³⁾ An anderer Stelle sagte er dann wieder, England würde nicht mehr als 10 bis 12 000 Mann zur Verfügung haben⁴⁾. Doch verliert zugleich durch jene Zuversicht auf preußische Hilfe die Furcht Wellingtons für die geringen Kräfte, die er nach Belgien schicken könnte, jeden Grund. Zwei Regimenter hätten, wie Falck meinte, genügt⁵⁾, wenigstens gegen die Belgier. Preußen hätte das Gleiche und vielmehr getan, und hätte Frankreich angegriffen, so ist natürlich kein Zweifel, daß Preußen mit seiner ganzen Macht eingerückt wäre. „Wäre es (England) imstande A zu sagen, so würden Preußen und die anderen Mächte bald im Alphabet weiter gehen“⁶⁾, meinte Falck. Außerdem hatte England seine Flotte und Geld. Ist es doch nie gewohnt gewesen, seine Sache nur mit eigenen Soldaten auszufechten. Und das vermindert auch den Wert von Englands Friedensgesinnung. Die Hilfe für Holland war ein schlechtes Geschäft. Daß sie viel preußisches Blut gekostet hätte, fiel doch wohl kaum in die Wage.

Der große Fehler der niederländischer Politik war, daß sie sich bis zuletzt an England statt an Preußen hielt, in dem einen rivalisierenden Nachbar zu sehen sie sich gewöhnt hatte. Sowie auch

¹⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 146. Note (Mad. de Lieven).

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 618. 2. Oktober 30.

³⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 308.

⁴⁾ Falck: Amtsbrieven, S. 300, 7. Oktober 1830.

⁵⁾ Falck: Gedenkschriften.

⁶⁾ Falck: Brieven, S. 298/99.

Treitschke sein Land rechtfertigte: „Persönliche Teilnahme konnte der König der Niederlande von Deutschland nicht verlangen; denn unter den vielen unleidlichen Nachbarn Preußens war er sicherlich der böseste, und unter allen deutschen Fürsten hatte keiner seine Bundespflichten so schamlos mit Füßen getreten“. Und weiter: „Und wie hochmütig hatte er nach dem Aachener Kongresse den preußischen Nachbarn abgewiesen, als dieser sich erbot, zum Schutze Belgiens ein stehendes Beobachtungsheer am Niederrhein aufzustellen. Trotz alle dem war Friedrich Wilhelms Gutherzigkeit an den Oranieren nicht irre geworden, man behandelte sie in Berlin noch immer fast wie Glieder des königlichen Hauses“¹⁾. Bis zuletzt hat sich König Willem gehalten an seinen verhängnisvollen Wahlspruch: er wolle lieber eine Schildwache Englands auf dem Festlande als das Bollwerk Deutschlands sein²⁾. Das sollte sich jetzt rächen und niemand kann eine Ungerechtigkeit sehen in der Depesche des Grafen Bernstorff an seinen Londoner Gesandten, in der es heißt: Preußen habe in betreff Belgiens keine besondere, sondern nur die mit den übrigen Mächten gemeinsamen Verpflichtungen, und diese kämen erst zur Wirkung, wenn die belgische Frage eine europäische werde (d.h.: wenn Frankreich eingriffe); aber allerdings sei es für Preußen von Wichtigkeit, namentlich Englands Absichten zu kennen; man wünsche zu wissen, ob England glaube, noch länger warten zu können oder wie hoch das Übel steigen müsse, damit England eine Verpflichtung zum Einschreiten anerkenne? Ob England, um den Frieden mit Frankreich zu bewahren, dieser Macht einen direkten oder indirekten Anteil an den Unterhandlungen gewähren zu müssen glaube? Auch Preußen wünsche den Frieden zu erhalten³⁾. Das Wort „gewähren“ zeigt deutlich, daß Preußen wußte, welche Haltung England, wenn es mit ihm selbst zusammenstünde, Frankreich gegenüber annehmen konnte. England hat keinen Gebrauch davon gemacht: um das Übel möglichst groß werden zu lassen, hat es Frankreich den direkten Anteil vergönnt. Dann versteckte es sich hinter diesem „Einvernehmen“ mit Frankreich, Holland und auch den Ostmächten gegenüber, unter dem Vorwande, daß nur dieses den Frieden bewahren konnte. Mit Frankreich aber hatte sich England gerade auf der Basis der „Non-Intervention“ — dieser sogar als einziger Bedingung — geeinigt. Tatsächlich stand hier

¹⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 44.

²⁾ Lannoy: op. cit.

³⁾ Droysen: op. cit. S. 597.

Preußen bereits — zu mindestens für den Fall eines militärischen Eingriffs — gegen zwei. Ohne einen Krieg gegen England zu riskieren — und das für eine Sache, die es in erster Linie als im englischen Interesse gelegen ansah — konnte Preußen nichts mehr tun¹⁾. Mit dem französischen Einschreiten in Belgien hat England allerdings noch warten lassen, bis durch die Konferenz, durch den Waffenstillstand, durch die Anerkennung der belgischen Unabhängigkeit, durch eigene innere Unruhen die Ostmächte eingewickelt und gebunden worden waren.

Als Preußen Englands Gesinnung verspürte, gab es nach und wurde gleichgültig, um wenigstens den Frieden zu erhalten. Eigentlich übervorteilt wurde es nicht, wie wir sahen, im Gegenteil; es durchschaute zeitig Englands Absichten und war nicht gewillt, für ein Interesse allein einzutreten, daß so deutlich das des anderen wäre. Doch England sah anders, denn schließlich ließ es Frankreich statt Preußen eingreifen und gewähren, allerdings unter so strenger Beaufsichtigung durch die dritte Macht, Preußen, und durch sich selbst, wie es anderenfalls wahrscheinlich Preußen hätte erdulden müssen. Es ist diese letzten Endes lächerliche Rolle, die Preußen, das für sich direkt nichts zu gewinnen hatte, vermieden hat. Noch einige Monate später erklärte Palmerston noch einmal offen, daß England Preußen im Falle des allgemeinen Krieges nicht helfen würde²⁾.

Allerdings konnte in den letzten Septembertagen 1830 Preußen noch nicht so weit sehen, und es tat einen letzten Versuch, England zu drängen, die bestehenden Verpflichtungen gegenüber König Willem zu unterstreichen, Frankreich wirklich in legitimem, bewährendem, sicherndem Sinne zu binden. Zwei Depeschen an Bülow aus Berlin vom 22. und 28. September zeigen das³⁾: „Es liegt in der Natur der Sache und in feierlichen und aus unzweideutigen Verträgen hervorgegangenen Verpflichtungen, daß, wenn der König der Niederlande die belgischen Unruhen nicht durch eigene Kräfte dämpfen oder durch eine friedliche Ausgleichung beenden kann, diese Angelegenheit eine allgemeine europäische werden muß, und wir sind mit der englischen Regierung darin einverstanden, daß

¹⁾ Lannoy: op. cit. S. 31. „Après l'accueil fait aux ouvertures de M. de Talleyrand, il ne pouvait plus entrer dans les intentions du gouvernement anglais, d'intervenir militairement en Belgique”.

²⁾ Bulwer: Palmerston II, S. 76.

³⁾ Droysen: op. cit. S. 597/98.

eine fremde Einschreitung nur in diesem Fall und nach einer gemeinschaftlichen Abrede unter den sämtlichen Alliierten stattfinden kann". . . . Und, schon früher habe Preußen den Wunsch gehabt, Louis Philipp „zu einem genauen Bekenntnis zu allen Verträgen, durch seine Vorgänger geschlossen, aufzufordern; jetzt sei der Moment zu einem solchen Schritt da; er würde in deutlicher Weise die Kraft und die Unlösbarkeit des Bundes der Mächte dartun". Man sieht, wie der Vormund und wie der längst abgestoßene Freund die Verpflichtungen jetzt noch ansah. König Willem ist menschlich und politisch bis zuletzt blind gewesen, als er lieber ein verlorener „Posten Englands auf dem Festlande" als ein sicheres „Bollwerk Deutschlands" bleiben wollte.

Preußens Vorschläge waren in den Wind geredet. Wellington hatte bereits Frankreich als vollberechtigt zur Konferenz eingeladen¹⁾. Während Preußen sich fügte, ließ England allmählich Talleyrand die Führung der Trennungsbestrebungen gewinnen, und so folgten bald nach einander die Umgehung der Holländer bei der Anerkennung von Belgiens Unabhängigkeit, der Ausschluß der Oranier vom belgischen Thron, die Einsetzung der Coburger und endlich das französische Einschreiten in Belgien. Der polnische Aufstand war ausgebrochen und Rußland gefesselt. In Deutschland war es zur Explosion gekommen, und Preußen hatte nun genug zu tun, Frankreich gewann Zeit, seine tief erschütterte Armee wieder zu Kräften zu bringen²⁾.

Preußens Vorschlag aber, Frankreich vor dem Beitritt zur Konferenz zu den Verträgen zu verpflichten und damit zu binden, wurde von England begreiflicherweise zurückgewiesen, wie Ancillon nach Wien depeschierte: „England stellte sich zu der Zeit dem Vorschlag Preußens entgegen, der Herzog von Wellington verweigerte es und fügte hinzu, daß eine solche Erklärung überflüssig wäre, weil der König von Frankreich Versicherungen an alle Kabinette gegeben habe, wie man nur verlangen könne, sodaß sie unnützlich wäre, ja, selbst gefährlich werden könne"³⁾. Warum denn gefährlich, wenn Frankreich sich schon zu dem Inhalt der Erklärung bekannt hatte? Ob bewußt oder nicht, schon Wellington hat damals dem späteren Interventionszug der Franzosen das Tor geöffnet, Zeit und Dinge,

¹⁾ Droysen: op. cit. S. 598.

²⁾ Ebenda: S. 599.

³⁾ Ebenda: S. 599. Note.

die dazwischen lagen, bedeuten uns nur das Mittel, um so weit zu kommen. Hätte England in dem Augenblick starr auf einer solchen Erklärung beharrt, so hätte Frankreich am Ende zugeben oder sich ausschließen, und wenn es doch angegriffen hätte, sich einer überwältigenden Uebermacht aussetzen müssen. Doch das wünschte England ebenso wenig wie eine solche Erklärung, sein Spiel wird hier allzu durchsichtig.

Nur mit Mühe gelang es dem russischen Kabinettsrat, den Zaren zu mäßigen und sich in der Antwort an Holland gleichfalls auf eine gemeinsame Aktion zu berufen. Unwillig und unter Bedingungen ging Nesselrode darauf ein, als er bereits vor die vollendeten Tatsachen gestellt war. So heißt es in der Depesche vom 19. Oktober 1830 an seinen Botschafter in London, die ganz auf Wellington zugespitzt war, indem er sich auf frühere Aussprüche der englischen Minister vom 9. und 21. September berief: „Der Herzog von Wellington und Lord Aberdeen erkannten beide das Recht König Willem an, die Hilfe seiner Bundesgenossen anzurufen, um die Vereinigung von Belgien mit den holländischen Provinzen aufrecht zu erhalten. Beide schienen sie in gleichem Maße von der Notwendigkeit überzeugt, dem König der Niederlande Hilfe angedeihen zu lassen, wenn er gezwungen sein würde, sie zu reklamieren; damit dieses Werk, das eben so sehr im englischen als im europäischen Interesse errichtet worden war, nicht einstürzte. Der Eine wie der Andere erhoben sich endlich schroff gegen den französischen Anspruch, keine fremde Intervention in den belgischen Angelegenheiten dulden zu wollen“ Noch deutlicher als bei Preußen sieht man hier, wie die Alliancemächte von England umgarnt, in Reserve gehalten und dann plötzlich zur Seite geschoben wurden. Frankreichs Ansprüche erscheinen allerdings Rußland gegenüber, wie wir bereits sahen, verschärft gewesen zu sein. „Nach einer so freien und positiven Meinungserklärung des englischen Ministeriums waren wir berechtigt, entsprechende Entschlüsse für den Augenblick, daß der vorgesehene Fall eintreten würde, die offizielle Aufforderung seitens des Königs der Niederlande nämlich, zu erwarten, wenn auch noch auf der anderen Seite die französische Regierung auf ihrem eigentümlichen Anspruch beharrte. Dennoch ersehen wir aus den letzten Nachrichten Ew. Excellenz, daß in diesem entscheidenden Augenblick das Londoner Kabinett eine andere Handlungsweise annehmen zu müssen geglaubt hat;“ und weiter, noch im Glauben an Englands guten Wil-

len und daran, daß ein Krieg gegen die Rebellen dann doch noch folgen müßte: „Der Zar hätte lebhaft gewünscht, daß die Londoner Regierung sich dazu bereit gefunden hätte, sofort ansehnliche Kräfte aufzubringen, um seinen Alliierten usw. . . .“¹⁾). Er gab dann nach, doch unter der Bedingung, daß nur die Form der Union verändert, Oranien gehalten und Frankreichs Opposition, und sei es mit Waffengewalt, zurückgewiesen werde. Rußland und Oesterreich standen noch enger hinter Holland als Preußen, doch sie wußten, daß Preußen die hauptsächlichste, jedenfalls die nächste Arbeit hätte tun müssen. Eine russische Armee hat an der Westgrenze des Reiches bereitgestanden, bis sie für Polen eingesetzt werden mußte. Wir haben gesehen, daß Preußen bereit gewesen wäre einzugreifen, doch daß es damals keinen Bruch mit England wünschte. Preußen brauchte ein Gegengewicht an England, um nicht unter den beiden Verbündeten, dem russischen und österreichischen Koloß, begraben zu werden, denn es war noch immer, wie militärkräftig auch, die jüngste und kleinste unter den Großmächten.

So ist die gemeinsame Aktion, die durchaus keinen erneuten Angriff der Alliance bedeutet, vielmehr nur die Bewahrung des status quo wollte, nur an Englands Haltung gescheitert. Und auch noch, als Osteuropa in allen Teilen erschüttert und Frankreich immer kecker wurde, als durch die belgischen Königswahlen der Krieg aufs neue in Aussicht stand, und es auch für England nur mehr galt, Frankreich zurückzuhalten, auch dann tauchte kein Gedanke mehr auf, das Vereinigte Königreich der Niederlande wieder herzustellen.

Was Preußen betrifft, so muß man wohl bedenken, daß es noch nicht die Rolle des späteren Deutschen Reiches spielte, und die Verantwortungen des alten nicht trug. Preußens Groll war begreiflich, seine Haltung gerechtfertigt und vernünftig, auch wenn der politische Fernblick Englands und die ideale Kühnheit Frankreichs ihm fehlten. Die Männer der Befreiungskriege aber, Clausewitz, Gneisenau, Stein, hatten es „als eine Ehrenpflicht betrachtet, die wichtige Position an der Maas und Schelde dem befreundeten Fürstenhaus zu erhalten“²⁾).

Zweimal hat England Frankreich in der nächsten Folgezeit erlaubt, in Belgien mit Gewalt vorzugehen. Das erste Mal durfte es nicht zum Kampfe kommen. Das zweite Mal mußte es den alten

¹⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 363 ff. 19. Oktober 30. Petersburg (Depeschen Nesselrode).

²⁾ Treitschke: Op. cit. IV, S. 45.

napoleonischen Marschal Chassé mit Granaten aus Antwerpen vertreiben. Beide Male wurde Frankreich, um die Erlaubnis zu erhalten, eng in Uebereinkünfte gebunden und von Preußen überwacht. Weil es schwach und ungefährlich war, durfte Frankreich sich einer scheinbaren Genugtuung erfreuen, wurde es in Wahrheit gebraucht, um England von einem lästigen Konkurrenten zu befreien. Besonders das zweite Mal, als starke preußische Kräfte die Ostgrenze Belgiens besetzt hielten, während eine kleine französische Armee dem machtlosen Belgien half, den alten General mit seinen wenigen Mannschaften aus Niederlands letzter Zitadelle im wieder verlorenen Flandern zu verjagen, als die englischen Schiffe vor der Schelde kreuzten, spielte nur Preußen die ordentliche Rolle, Holland die tragische, Belgien die komische, Frankreich die naive, England allein die schmäbliche Rolle.

Wir haben in diesem Kapitel gesehen, daß Preußen als natürliche Vorhut der Ostmächte im September 1830 keinen Grund hatte, Frankreich zu fürchten, daß Louis Philipp sich dessen bewußt war und trotz der Gefahren, die ihm daraus durch sein eigenes Volk hätten erwachsen können, eine preußische Intervention in Belgien, so lange er allein stand, zugelassen hätte, und erst nachher, wenn auch sehr bald darauf, als er sich durch andere, noch näher zu betrachtende Faktoren, namentlich durch seine Stellung zu England, gestärkt fühlte, eine preußische Intervention als Kriegsursache ansehen wollte. Wir haben auch gesehen, daß England vom ersten Anfang an Preußen, das zur Intervention neigte, nicht nur durch sein Beispiel davon abzuhalten suchte, sondern sogar zu wiederholten Malen deutlich zeigte, es in dem Falle sich selbst überlassen zu wollen, daß dennoch Preußen nicht nur im Anfang, sondern auch noch später, als es klar geworden war, daß ein Krieg gegen Frankreich die Folge sein könnte, von sich aus kräftigere Maßnahmen gewünscht und vorgeschlagen hat, unter der Bedingung, daß England sie unterstützen würde, sei es um einen allgemeinen Krieg dadurch zu vermeiden, sei es um den Sieg gewiß zu machen. England hat diese gerechte Bedingung nicht erfüllt und damit Preußens Entschluß bestimmt, das, wie es ausgesprochen wurde, nur deswegen nicht intervenierte. Wenn England so durch sein Vorbild andere davon abhielt, dem Niederland zu helfen und soweit immer nur noch durch seine Passivität wirkte, so tat es doch bereits mehr, als es, wie wir im nächsten

Kapitel näher ausführen werden, Frankreich ohne Bedingungen zum Kongreß zog, die mißtrauischen Ostmächte damit matt setzte und festlegte, nachdem es sich schon vorher ganz eigenmächtig mit Frankreich auf dem Non-Interventions-Prinzip geeinigt hatte, wodurch — wie durch alles andere — es Frankreich erst in die Lage brachte, einen stärkeren Ton anzuschlagen.

Wenn diese Haltung Englands auch im wesentlichen die genaue Fortsetzung seiner Politik in den vorangehenden Jahren bedeutet, so bleibt noch die Frage, in wie ferne England selbst im einzelnen auch durch eine Furcht des Augenblicks getrieben wurde. Man hütete sich wohl, eine solche Furcht Frankreich gegenüber direkt zu äussern. Wohl wurde sie als Begründung dem Niederländer vorgehalten. Falck, der manchmal nur nach dem Scheinbaren, nach dem Theater urteilte, berichtete darüber an Thorbecke: „Man opfert Traktate, Grundsätze und alles, um das übermächtige Frankreich am explodieren zu verhindern“¹⁾. Das „übermächtige Frankreich“, wir haben gesehen, wie es sich damit verhielt! Wie sollte auch England mehr zu fürchten gehabt haben als Preußen, auf das es wie auf ganz Europa sicher zählen konnte? Die von Diebitsch berechneten Zahlen²⁾ mögen übertrieben gewesen sein, ganz phantastisch waren sie nicht, und ein Bruchteil davon hätte auch genügt. Noch spät im November 30 schätzte Talleyrand die Kräfte Oesterreichs und Rußlands ungefähr gleich mit denen Englands und Frankreichs, während er in Preußen das Gewicht sah, das es galt, zu den westlichen Prinzipien hinüberzuziehen, um das Übergewicht auf seine Seite zu bringen³⁾. Demnach braucht man kaum mehr zu beweisen, daß, wenn nicht nur Preußen, sondern auch England selbst im gegnerischen Lager gestanden, Frankreich auch beim besten Willen keinen Krieg hätte führen können. Glücklicherweise hat sich auch Wellington in jenen ersten Tagen, als sich die englischen Pläne noch nicht geklärt hatten und er die Möglichkeiten einer friedlichen Lösung noch nicht übersah — die ihm dann erst durch Frankreichs Bescheidenheit klar wurden — wie über die Rechtsfrage, so auch über die militärische Lage, offener ausgesprochen: „Man will

¹⁾ Falck: Briefen, S. 307, 24. Januar 31.

²⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 47.

³⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 414: „Les forces sont à peu près égales entre le principe qui fait mouvoir les armées russes et autrichiennes, et le principe qui agissant par l'opinion, est sûr de faire mouvoir des forces au moins égales“ und „S'il y a balance, il faut la faire pencher de notre côté et le moyen d'y arriver, c'est d'attirer la Prusse vers des idées qui sont moins éloignées d'elle que des autres pays du Nord“.

sehen, ob Frankreich sich beteiligen wird. (s. S. 82) Glücklicherweise ist der Schlag vorzeitig gekommen. Man ist in Frankreich nicht vorbereitet: man will nicht daran rühren¹⁾. Wir werden weiterhin sehen, wie England dann das schwache, gefügige Frankreich weiter groß päppelte, ohne dabei die Zügel zu verlieren. Immerhin hat England damit einen „gefährlichen“ Krieg erst selbst riskiert.

Wir betonten bereits, daß Englands Bemühungen, den Frieden zu bewahren, in erster Linie einen Kriegsaufschub bedeuteten, da es ihn nicht allein in Händen hatte und die Kriegsaussichten zunächst größer wurden²⁾.

Noch Anfang Oktober sprach Wellington es einmal gegen Talleyrand aus: „Alles ist eine Frage der Zeit“³⁾. In welchem Sinne, ließ er allerdings ungesagt. Aufschub aber begehrte Frankreich am meisten von allen. Vergeblich warnte man von der anderen Seite dagegen; so Madame de Lieven, gegen Lord Grey: „Frankreichs Interesse ist, Zeit zu gewinnen und die Verhandlungen fortzusetzen, bis es für angebracht halten wird zu handeln. Wartet nur ab, ob das nicht das Ergebnis der gegenwärtigen Verhandlungen sein wird. In wenigen Monaten wird es mit einem Handstreich von den Festungen Besitz ergreifen“⁴⁾. In Frankreich wurde es deutlich genug ausgesprochen, daß die Armee sich in wenigen Monaten verdoppeln sollte. Und wenn Wellington auch nicht vorher sehen konnte, daß der polnische Aufstand ausbrechen und Rußland auf lange Zeit schachmatt setzen würde, so wußte er doch, was alle Welt wußte, daß die Revolutionswirren im Osten leicht weiter um sich greifen könnten, daß im Inneren Frankreichs die Lage von Tag zu Tag günstiger werden mußte, Frankreich bald wohl „bereit sein“ würde. Durch Konferenz und Frieden hat England Frankreich in die günstigere Lage versetzen wollen, gegen den Willen aller, die es gut mit den Niederlanden meinten. Es brauchte eine stärkere Waffe gegen die Heilige Alliance, mußte dessen Gegner stark werden lassen, und damit den Krieg, wäre er gekommen, blutig. Daß dabei von einem „zu schwach befinden“ der niederländischen Barriere keine Rede sein konnte, würde uns hieraus offenbar sein, auch wenn wir es nicht sonst bereits gesehen hätten.

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 13, 2. Sept. 30. (Wellington an Falck)

²⁾ Mad. de Lieven: u.a. an Lord Grey „Events, my dear Lord, are hurrying on rapidly, and becoming more complicate than ever, and I think a crisis is at hand“. (Le Strange II, S. 100).

³⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 347.

⁴⁾ Mad. de Lieven: op. cit.

Holland forderte zum Kampfe auf. Erkundigungen, die es über Frankreich ermittelte, mögen verlässlich gewesen sein, soweit sie der Annehmbarkeit auch eines allgemeinen Kriegs zur Begründung dienen sollten, in dem es sonst noch ganz anderes zu fürchten hatte als nur die belgischen Scharen. Bagot erzählte aus Haag, wo man doch am meisten gefährdet war und in jener panischen Furcht vor den Belgiern lebte, die Wellington als so feig bezeichnete, über Verstolck, den niederländischen Außenminister: „Er sagte, daß nach seinem Wissen Frankreich in diesem Augenblick ohne die Mittel wäre, um seine Nachbarn angreifen zu können und daß, wenn es versuchen sollte eine bewaffnete Intervention der Alliierten in den Angelegenheiten der Niederlande zu verhindern, es den Krieg auf seinen eigenen Grund ziehen würde, dieses in einem Augenblick, wo seine eigenen Festungen in keinem verteidigungsfähigen Zustand waren; daß dies aber in 6 Monaten nicht mehr der Fall sein würde, daß im Monate Dezember Frankreich 150 000 Mann neuer Truppen haben würde . . . usw. — was ihn selbst (den König) angehe, so sagte er, habe er sich so völlig darauf verlassen, daß seine Verbündeten einem Lande zu Hilfe kommen würden, das sie zu ihren eigenen Zwecken gegründet und garantiert hatten, daß er das Land in solchem Maße mit Ausgaben belastet habe, wie es sie in seinem gegenwärtigen Zustand kaum lange aushalten könne . . . usw.¹⁾“

Und Falck erzählt dann zusammenfassend wieder, indem er von Oesterreichs und Preußens eigenen Sorgen wegen Italien und des Rheinlands spricht: „Was hätte die männliche Sprache des weit abliegenden Rußlands über die also gestimmten oder vielmehr mißgestimmten deutschen Höfe vermocht, auch wenn ihm nicht die Sorgen über den polnischen Aufstand dazwischen gekommen wären. In England endlich war die Abneigung gegen die kostspieligen Kriege auf dem Kontinent und gegen alles, was dazu hätte Anlaß geben können, dermaßen durch die Überzeugung, den Bourbonen habe kein unverdientes Los getroffen, verstärkt, daß man unter Vernachlässigung der früheren, unbestrittenen Lehren der belgischen Politik die Mündung der Schelde würde in französische Hände haben fallen lassen“²⁾). Späterhin werden wir sehen, wie sehr er sich im letzten hat irreführen lassen.

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 110, 13. Oktober 30. (Bagot an Aberdeen).

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 307.

ENGLAND UND FRANKREICH

Der Widerstand der Ostmächte gegen die Revolution scheiterte also an England und auch den Schlüssel zum preußisch-französischen Verhältnis besaß England. Jetzt obliegt es uns zu untersuchen, ob es sich bei dem positiven, aggressiven Teil, dem Einvernehmen zwischen England und Frankreich, ebenso verhielt, inwiefern Frankreichs Handeln England gegenüber in Englands Haltung seine Ursache hatte oder umgekehrt? In wiefern England nicht nur die Hilfe vom Niederland abhielt, sondern sogar den Gegenangriff förderte. Ermöglichte England nur Frankreichs Haltung, begünstigte es sie, bestimmte es sie, nahm es die Vorbedingungen vorweg?

Daß Frankreich an England unter den bestehenden Umständen einen Halt suchen mußte, kann uns nicht mehr wundern. Daß England an Frankreich einen Halt suchte, um aus seiner Einzelstellung der Heiligen Alliance gegenüber hinauszugeraten, war gleichfalls zu erwarten. Doch die Isolierung Englands war freiwillig, England hatte direkt nichts zu fürchten, es hatte aus politisch berechneten Gründen freiwillig die stärkere Macht (die Alliance) verlassen, der neue Anschluß mußte für England im Prinzip weniger dringlich sein als für Frankreich, sofern es nicht an dem besonderen Gegenstand, der der Anlaß der neuen Gruppierung wurde, ebenso sehr oder mehr interessiert war. Daß das Prinzip allein, sogar das der Non-Intervention, eben als Prinzip allein für England kaum entscheidend sein konnte, haben wir nahegelegt. Wie weit das Einvernehmen zwischen Frankreich und England über den besonderen Gegenstand reichte, was jedem, als man darüber hinaus war, später mehr wog, der Bund oder sein Sonderinteresse an der Neugestaltung der Niederlande, was somit Zweck, und was nur Mittel war, inwiefern England in der belgischen Frage wirklich nur Frankreich begünstigen wollte, wird im nächsten Kapitel erst zu untersuchen sein. Hier handelt es sich ausschließlich darum, zu sehen, wie dieser Bund zustande kam, wer die Initiative dazu ergriff, was für jeden von beiden die ver-

führenden Momente waren, wie er zunächst zur Trennung der Niederlande angewandt wurde, wer von beiden dabei der Treibende, wer der Getriebene war, wer den anderen zwingen konnte.

Wir sahen bereits, wie mit der Julirevolution das geschehen war, was England lange erwartet hatte, wie mit dem Sturze Polignacs eine große indirekte Gefahr für England verschwand, obwohl die Ausbreitungstendenzen, die dieser vertreten hatte, mit seinem konservativen Régime nicht vergingen, sondern nur die besondere, kontinentale, englandfeindliche Form verloren. Wellington hatte die Politik des Fürsten, dessen wichtigste Bestrebungen gegen Belgien und den Rhein gingen, nicht zu streng beurteilt¹⁾. Sowohl nach den Erinnerungen an 1789 als nach den besonderen Kenntnissen der französischen Gegenwart mußte England vermuten, daß jene Ausbreitungstendenzen, deren Radikalität und Umfang England schwerlich je billigen konnte, von den Revolutionären eher in gestärkterem als geringerem Maße weitergetragen werden würden. Doch jubelte das englische Volk der Revolution in Frankreich zu, d.h. es ermutigte sie. Dem englischen Volk dürften dabei allerdings die Ausdehnungstendenzen nicht in ersten Linie in die Gedanken gekommen sein. Doch die Staatsmänner, auch die der Whigs, haben das alles genau gewußt. So schrieb bereits 1829 Palmerston aus Paris: „Es ist ganz erstaunlich, wie jeder Franzose, dem man begegnet, von „unseren Grenzen“ schwärmt und erklärt ‚er würde seine beiden Hände abhauen, um den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen als Grenze zu erhalten‘“²⁾. Das einzige, was die voraussichtlichen Bestrebungen der neuen, revolutionären Regierung von der alten unterscheiden konnte, war, daß sie jetzt nicht nur unter anderen Fahnen und mit anderen Worten, sondern daß sie nie mehr in Übereinstimmung mit den Ostmächten geführt werden konnten.

Während nun Preußen angesichts dieser Stimmung in Frankreich noch ausgesprochener Garantien verlangte, war England voll Zutrauen. Schon während Louis Philipps Regentschaft hatte es die Anerkennung des neuen Königs in Aussicht gestellt, den alten bald danach nur als Privatmann auf seinem Boden empfangen wollen³⁾. Die Anerkennung Louis Philipps durch England geschah mit der auffälligen Betonung, daß man die Antwort der übrigen Mächte gar

¹⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 21.

²⁾ Bulwer: Palmerston I, S. 324.

³⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 18 ff.

nicht erst abwarten wolle¹⁾. Noch am 22. Oktober 30, während des heftigsten französischen Kriegsgeschreis über Belgien, schrieb Talleyrand an die Prinzessin Vaudémont: „Wenn wir keine Torheiten machen, wenn wir nicht das Unmögliche versuchen, so wird der Herzog (Wellington) mit seiner ganzen Macht zu der Errichtung unserer Dynastie beitragen. Hier (in London) wird über Krieg und Frieden entschieden werden, denn die Stellung Englands zu uns wird über die Europas entscheiden, und wir würden sehr falsch handeln, wenn wir unseren Anhalt anderswo suchten“²⁾. Falck, der selbst eine Verzögerung der Anerkennung der neuen französischen Regierung vertrat, schrieb aus London über Englands Neigungen: „Man gab sich der Überzeugung hin, daß Frankreich den Traktaten nachkommen würde. Daher endlich unterließ man in England nicht nur alle Fürsorge, sondern riet selbst den Nachbarn davon ab, soweit man in Frankreich darin ein Zeichen des Mißtrauens hätte erblicken können“³⁾. Kurz, man wußte in England genau, was Frankreich wünschte, man kannte auch die Schwäche der neuen Regierung, der Stimmung und den Forderungen des Volkes gegenüber; man kam dieser Schwäche entgegen, trat nicht dagegen auf von der anderen Seite. Denn gab es ein Ding, an dem Louis Philipp mehr lag als an seiner Popularität in Frankreich, die er durch eine Begünstigung der belgisch-freundlichen Tendenzen des Volkes meinte fördern zu können, so war es die Anerkennung durch Europa. Die Erfüllung beider Wünsche schien aber einander entgegengesetzt zu sein.

Es ist Louis Philipp gelungen, jene Tendenzen seines Volkes in der belgischen Frage innerhalb gewisser Grenzen zu halten, schon im Anfang, als dies am schwersten war. Es gelang ihm später noch einmal, als das Selbstbewußtsein und die Kraft Frankreichs wieder gestiegen waren und seine Truppen bereits tief in Belgien standen, diese zurückzuziehen, ohne einen Aufstand in Frankreich dadurch hervorzurufen, trotzdem sie keinen direkten Gewinn eingeheimst hatten. Das geschah auf ein Machtwort Englands hin. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß ein eben solches Wort im Anfang das Vereinigte Königreich hätte retten können. Es hätte dazu noch andere Mittel gegeben als das, was Frankreich am meisten zuwider war: das militärische Eingreifen der Mächte. Statt dessen versäumte man sogar das Allereinfachste, um Frankreich, an der Leine zu halten:

¹⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 20.

²⁾ Gedenkstücken, 1830/40, II, S. 58.

³⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 305.

die Verzögerung der Anerkennung. Sogar das am meisten entgegenstrebende Rußland hatte sich von England bestimmen lassen¹⁾.

Wir fanden es bereits bezeichnend für das geringe Kraftgefühl Frankreichs, daß eine Regierung, die doch selbst am Ende aus einer Revolution entstanden war, den Ausbruch des belgischen Aufstandes, statt ihn zu begrüßen, bedauert hat (siehe Kap. 7). Hier mußten beide Tendenzen, die der ruhigen Eingliederung in das bestehende europäische Gefüge, und die eigentliche revolutionäre der Befreiung der Völker, der Angliederung Belgiens, schroffer gegeneinanderplatzen, als man erhofft hatte. Entsprang das letzte Motiv einem inneren Wunsche und setzte dessen Erfüllung eine Kraft voraus, so beruhte das erste nur auf dem Bewußtsein einer Schwäche und folgte der Einsicht einer Notwendigkeit, eines Zwanges. Auch König und Regierung, die selbst nicht anders fühlten als ihr Volk, vertraten das erste Prinzip nur als Verantwortliche, Einsichtige. Wenn auch spätere französische Regierungen mehr zum Beharren auf eigenen Wünschen gedrängt haben, so haben sie doch die letzte Konsequenz, den Krieg, den Krieg für ihre eigenen Wünsche, der auch gegen England gegangen wäre, nicht gewagt. Immer behielten, wenn auch nicht die nobelsten, so doch die klügsten und in Wirklichkeit überlegenen als solche die Überhand, sei es nun der König, Molé, Talleyrand oder Kasimir Perier. Innerhalb der Grenze aber, die Frankreich als ganzem die Friedensnotwendigkeit setzte, versuchte es immer seine Wünsche durchzuführen.

Schon Englands erstes weitgehendes Entgegenkommen hatte zur Folge, daß England hier für Frankreich das Maß stellte. Mit England zusammen fühlte sich Frankreich sicher. England hat sich in dieser Lage selbst weniger seinerseits von den Ostmächten das Maß stellen lassen, als vielmehr Frankreich durch diese gebändigt. Denn es braucht kaum gesagt zu werden, daß Englands und Frankreichs Wünsche in Bezug auf die Niederlande nur eine Strecke weit zusammengingen, daß England nur die Trennung verlangte, Frankreich aber die Angliederung zumindestens großer Gebietsteile Belgiens an Frankreich. So konnte jedoch der erste Teil der Arbeit gemeinsam geschehen. Es ist begreiflich, daß Frankreich, das sonst und im Weiteren allein stand, von Anfang an sich an England klammerte,

¹⁾ Talleyrand: Mémoires III, S. 457: „Man darf sich nicht der Tatsache verschließen, daß es England war, das die Anerkennung durch Rußland erwirkte“. 19. Oktober 1830.

Auch die niederländische Anerkennung erfolgte ohne weiteres aus der englischen. (Corresp. Le Strange, II, S. 69)

das ihm seine Freundschaft gezeigt hatte, seinen Prinzipien näher stand als die anderen Länder. In den ersten Tagen der belgischen Revolution jedoch war es den Franzosen so wenig wie anderen, ja, so wenig wie Wellington selbst, bekannt, welchen Kurs England gehen würde. Daß die konservative Wellington-Regierung sowohl in der Annäherung an Frankreich wie in der Abwendung vom Niederland soweit gehen würde, wie sie in der Tat gegangen ist, daß die niederländische Frage statt hindernd, fördernd für das Zusammengehen beider Länder werden würde, hat Frankreich nicht vermutet, wie uns die nachfolgenden Berichte zeigen werden. Wiederum sind uns deshalb die ersten Septembertage 1830 so wichtig, weil sie uns zeigen, wie weitgehend Louis Philipp bereit war, sich zu bescheiden, wie weit er meinte sich bescheiden zu müssen und zu können. Wir fügen gleich hinzu, daß England die wirkliche Lage der Dinge in Frankreich sehr viel besser kannte, wo sie ebenso offen zu Tage lagen, als sie in England im Verborgenen walteten.

Dennoch ist es nicht leicht, die Kräfte, die wirklich hinter den verschiedenen französischen Gesinnungen standen, zu übersehen. Jedenfalls hielt es die Regierung des Königs im Anfang der belgischen Revolution noch für nötig, gegen das Ausland und möglichst gegen das Inland sich scheinbar mit seinen Wünschen auf die Seite Hollands zu stellen. Doch sie erklärte damit zugleich England, daß sie bereit war, zu verzichten und sich hinter die Mächte zu stellen: sie war dankbar, wenn sie selbst in Ruhe gelassen wurde und Molé fühlte, „daß sie (die Mächte) zu sehr an der Beibehaltung des gegenwärtigen Besitzstandes interessiert seien, als daß sie die niederländische Regierung in ihrer scheinbaren Apathie bestärken würden, indem sie stille Zuschauer bei den Geschehnissen blieben“, und er hoffte noch, daß durch ein Kompromiß die völlige Trennung der Niederlande vermieden werden konnte¹⁾. Das ist noch äußerst bescheiden gegenüber den Mächten und geht doch in seinen Aussichten schon sehr weit. Die französische Regierung schien in erster Linie zu befürchten, der Miturheberschaft an der belgischen Revolte verdächtigt zu werden: „Molé erklärte, daß die französische Regierung in keiner Weise an den Geschehnissen, die stattgefunden haben, Anteil hat“²⁾. Molé hielt die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der Verbindung von Holland und Belgien für äußerst zweifel-

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 6, 31. August 1830.

²⁾ Ebenda.

haft, doch er beklagte sich Stuart gegenüber: „Daß der König der Niederlande die Verbindung mit den Leuten, die jetzt in Brüssel die Macht haben, aufgeben würde, die doch notwendig wäre, um der ganzen Zerstörung seiner Autorität in jenen Provinzen vorzubeugen“. Er setzte eine gemeinsame für Holland günstige Vermittlung der Botschafter der Mächte im Haag voraus. Doch Stuart legte ihm nahe, erst Englands Entscheidung abzuwarten, bevor er sich an die anderen Mächte wende (vgl. im vorigen Kapitel die genau entsprechende Haltung Preußens Vorschlag gegenüber). Molé versprach zu warten und daß, „wenn die Antwort, die er erhalten würde, eine Neigung zum Zusammenarbeiten für die Ausführung der Verträge, die den jetzigen Stand des territorialen Besitzes garantieren, zeigen würde, wir (England) auf ein herzliches Entgegenkommen der französischen Regierung zählen dürften“¹⁾. Man sieht, in praktischen Vorschlägen geht hier Frankreich weiter als England in einer Weise, die dem Niederland nicht unbedingt hätte ungünstig sein brauchen. (s. S. 164). Es ist noch bereit, England entgegenzukommen, viel weiter als dieses es wünschte, wenn auch die Nebenabsicht dabei war, die Hand im Spiel zu haben. Frankreich von sich aus verlangte bisher nur, daß es über die Niederlande mitentscheiden könnte.

England aber trieb schon Sonderpolitik in Bezug auf Niederland. Sowie es Preußen abwies, bereitete es sein besonderes Einvernehmen mit Frankreich vor, wodurch es die übrigen lahm legte, und während es, wie wir sahen, nach außen, wo es gilt Niederland zu verteidigen, sich auf die gleiche Verbundenheit mit den Alliancemächten berief. Stuart erzählt weiter, daß „der König (Louis Philipp) sich äußerst interessiert zeigte, die Anschauungen meines Hofes in Bezug auf die Brüsseler Ereignisse kennen zu lernen“. Es wäre jetzt der Augenblick für die von Preußen vorgeschlagene Politik da gewesen. (s. S. 134). Doch Wellington machte von der Gelegenheit keinen Gebrauch; vorsichtig und zurückhaltend schrieb er an Aberdeen: „Dieser Vorschlag von Frankreich ist delikat; und er muß nicht allein in Bezug auf unsere Beziehung zu den Niederlanden und zu dem Sachverhalt in dem Lande geprüft werden, sondern ebenso in Zusammenhang mit unseren Beziehungen zu Frankreich und zu der Gewißheit, daß alles, was wir auch sagen oder tun, veröffentlicht werden wird“²⁾.

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 6, 31. August 1830.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 14, 3. September 1830. (Wellington an Aberdeen).

Und weiter unten: „Aus dem, was ich Ihnen sagte, werden Sie sehen, daß nach meiner Meinung Frankreich nicht ganz von der von Ihnen gewünschten Zusammenarbeit auszuschließen ist“, und endlich: „Sie können sicher sein, daß die Sache in den Niederlanden vorbei sein wird, wenn Frankreich nicht mitmachen kann“. Wie zweideutig auch das Ganze ist, die letzte Wendung zeigt, daß Wellington wußte, welchen Einfluß Frankreich auf die belgische Entwicklung übte. Doch sehr eindeutig fügt er hinzu: „Andererseits scheinen die Franzosen sich zu mäßigen — Molé und der König mögen wirklich gemäßigt sein — weil sie nicht darauf gerüstet sind, ganz Europa zu widerstehen“.

Nicht weil Frankreich so stark ist, sondern weil es das schwächere und nicht zu fürchten ist, soll ihm geholfen werden, weil das Bollwerk überflüssig geworden ist, darf es England helfen, die Niederlande zu trennen. Was das Verhältnis zu Frankreich angeht, mag das deutlich sein, was das Niederland betrifft, so fragt man allerdings, ob in dieser relativen Schwäche Frankreichs, falls England das Vereinigte Königreich trotzdem hätte halten wollen, nicht eher ein Grund gelegen hätte, jedenfalls eine Möglichkeit, auf die Gefahr eines Krieges und Sieges hin das Land zu retten.

Aus dem Zwischensatz des letzten Zitates geht hervor, daß Wellington sich bewußt war, wie relativ die Macht des Königs war, und daß ganz andere Strömungen bestanden. Wenige Tage später sprach Stuart noch einmal von der beschränkten Autorität der gegenwärtigen französischen Regierung, „die unfähig sein würde, Aufstände an den Grenzen zu unterdrücken, falls die Preußen intervenieren würden“¹⁾, und Aberdeen darauf bezugnehmend: „Wie auch die Absicht der französischen Regierung sein mag, es erscheint aus Lord Stuarts Bericht vom heutigen Tage, daß sie nicht die Macht haben wird, sie zur Ausführung zu bringen, weder in Bezug auf Belgien noch auf Spanien“²⁾. Noch am 24. September berichtete Stuart, daß Molé ihm bestätigt hätte, daß er sich wohl der äußerst prekären Lage bewußt sein möge, in der sich Frankreich durch Belgien befinde. Der Ton ist ängstlich bescheiden und zurückhaltend. Angesichts der verschiedenen fremden Berichte von allen Seiten³⁾, haben wir keinen Grund anzunehmen, daß die französische Regierung hier den ande-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 23, 6. Sept. 30.

²⁾ Ebenda, S. 29, 9. Sept. 30.

³⁾ Mad. de Lieven: Correspondence: „However good may be the intention of France, look at the weakness of her Government; look at the spirit of insurrection which is showing itself everywhere.“

ren etwas vormächte und im Grunde nur mit der Stimmung der Bevölkerung drohte; Stuart berichtet darüber am 20. September: „Die Angelegenheiten der Niederlande werden weiterhin mit äußerster Spannung von den französischen Ministern verfolgt, und die Befriedigung, womit sie jeden Umstand erwähnen, der die wahrscheinliche Aufrechterhaltung der Autorität des Königs (Willem) durch Beschluß der Generalstaaten andeutet, sind Beweise der Furcht, womit sie an die Notwendigkeit fremder Intervention zu einem solchen Zwecke denken“¹⁾). Sogar Lafayette, der das Pariser Volk weitgehend beherrschte, erklärte sich gegen ein französisches Vorgehen in Belgien²⁾). Es ist gar keine Frage, daß Louis Philipp für den Fall einer Intervention und eines Zusammenstoßes nichts Gutes für Frankreich zu erwarten hatte und am liebsten nichts mehr mit der belgischen Affaire zu tun gehabt hätte. Die Gefahr lag für ihn darin, daß das Volk anders dachte; doch man hat den Eindruck, daß er sich in allem gefügt hätte, sicher aber solange die anderen ihrerseits nicht intervenierten, und darin die geringere Gefahr sah, die er der anderen eines auswärtigen Konfliktes vorgezogen hätte. Da ihn eine innere Revolution sicherer gestürzt hätte als eine auswärtige Niederlage, mag er geglaubt haben, das Volk soweit in der Hand zu haben, daß er die Verzichtspolitik auf sich nehmen könne. England aber hat sie nicht auf sich genommen.

Nun bleibt es wiederum die Frage, ob England durch sein Nachgeben die gemäßigtere Regierung Frankreichs befestigen wollte, um Schlimmeres zu verhüten, oder ob es die französischen Unterströmungen, die, zwar inoffiziell, aber tatkräftig, die Belgier von Anfang an unterstützten, einspannen wollte. Man kann diese nicht unterbundene inoffizielle Hilfe Frankreichs an Belgien als ein Ventil betrachten: hätte England die Regierung Frankreichs vollständig festgesetzt, hätte das Ventil explodieren können. Allerdings mußte ein Nachgeben für Holland gefährlich genug werden, denn das Ventil tat seine Wirkung ruhig weiter, und ohne das wäre es nie zu einer belgischen Revolution gekommen. Auffällig bleibt es, daß Wellington von Anfang an gewusst hat, wie sehr die Ursache allen Geschehens in Belgien bei Frankreich zu suchen war, ohne daß Ausreichendes geschah, jenes halboffizielle Ventil zu verstopfen. Noch am 10. Oktober schrieb er: „Man kann unmöglich glauben, daß die

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 56.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 58. 24. September 1830.

Affaire, wenn auch hervorgerufen durch König Willems Verordnungen, nicht in Paris vorbereitet gewesen wäre; oder daß die Brüsseler Vorfälle nicht durch die gleichen Gruppen angezettelt wurden, die die Pariser Umwälzung vorbereitet hatten", und weiter unten: „Franzosen, französische Grundsätze und französisches Geld haben sicher das Uebel verursacht, in den Niederlanden so gut wie anderswo"¹).

An all das mag Aberdeen, der Schüler Metternichs, gedacht haben, als er am 7. September 30 zum letzten Mal den anderen Kurs vertrat, indem er an Wellington schrieb: „Es ist nicht deutlich, ob die Regierung (Hollands) über ihre jetzigen Schwierigkeiten hinwegkommen wird, doch sogar, wenn sie es würde, so scheint es mir doch sehr wahrscheinlich, daß diese Frage früher oder später die Ursache unseres Bruchs mit Frankreich werden wird, und vielleicht kann es keine bessere geben..²). Hier sehen wir keine Spur von Furcht, nur ruhiges Selbstvertrauen schaut einen Augenblick lang durch alle Larven hindurch. Soweit es England auf einen Krieg ankommen lassen wollte, hatte es alles in der Hand.

Doch der Feldherr behielt mit seiner Friedenspolitik die Leitung, „um deutlich im Rechte zu sein, wenn wir zu einem Kriege gezwungen werden sollten, indem wir alle Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs vermeiden und indem wir den Einfluß, den wir durch unser Benehmen gegen Frankreich gewonnen haben, verwenden, um mit Vorsicht und Weitsicht die revolutionäre Politik Frankreichs zu erschüttern"³), so schrieb er am 10. Oktober 1830. Ob der Held von Waterloo auch Belgien für eine innere französische Angelegenheit ansah? Oder wollte er wirklich, bloß um etwas augenscheinlicheres Recht im Kriege, den er für Niederland führen würde, zu haben, falls es nicht zum Kriege kommen sollte, dasselbe Niederland opfern? Sehr auffällig ist, daß Wellington hier keine andere Politik vertrat als Lord Grey, der doch von Anfang an mit den Niederlanden nichts Gutes im Sinne hatte; am 9. September schrieb dieser an Madame de Lieven: „Sie scheinen zu glauben, und ich bin davon ebenfalls fest überzeugt, daß Philipps Regierung diese Bewegung in den Niederlanden bedauert und ernsthaft bestrebt ist, einen richtigen Grund zum Anstoß für irgend einen seiner Nachbarn zu vermeiden. Könnte man nach diesem Eindruck bezweifeln, daß

¹) Gedenkstukken 1830/40, I, 10. Oktober 30.

²) Ebenda: S. 25, 7. September 1830.

³) Ebenda: S. 103, 10. Oktober 1830.

die Politik aller unserer Regierungen sein muß, ihrerseits alles zu vermeiden, was in Frankreich eine Stimmung hervorrufen könnte, die zu stark wäre, als daß seine gegenwärtigen Regenten, die nur durch die öffentliche Meinung bestehen können, ihr widerstehen könnten?"¹⁾ Was er fürchtet, ist besonders jene preußische Intervention²⁾, die nicht zu dulden von der französischen Regierung zum Ehrenpunkt erhoben wurde, so bald sie sicher war, England darin hinter sich zu haben. Indem England sich so weit von Preußen abwandte, brachte es diesen Ehrenpunkt unbemerkt erst zur Gültigkeit.

Nach Greys oder Wellingtons Worten möchte man glauben, daß also tatsächlich die Stimmung des französischen Volkes die Führung in der belgischen Frage und über alle Mächte erhielt. Und weiter müßte man annehmen, daß dies nur aus Friedensliebe oder gar Furcht geschah. Abgesehen davon, daß dies von dem oder von denen, die sich die Stärksten wußten, dem natürlichen Verstande und auch dem britischen Geiste nach kaum anzunehmen ist, werden wir sehen, daß England sofort, als Frankreichs Wünsche in Bezug auf Belgien nicht mehr genau den eigenen entsprachen, zum Kampfe bereit war. (Kap. 9). Es kann sich also auch schwerlich darum gehandelt haben, daß England die Verbundenheit mit Frankreich über die mit Holland ging.

Doch auch, wenn wir — angesichts der größeren britischen Interessen, die später vielleicht vorlagen — für den Augenblick den englischen Friedenswillen gelten lassen wollen, wenn wir annehmen wollen, daß England die Trennung an sich hätte verhüten mögen, doch nur so weit das im sicheren Frieden mit Frankreich möglich war, fragt sich doch noch, warum England nicht einmal einen Versuch machte, jene Unterströmungen Frankreichs eindämmen zu lassen, und auch nicht sich politisch streng an das bescheidene Mindestmaß der offiziellen Forderungen, die Louis Philipp stellte, hielt. Oder wenn England sich mit seinem eigenen Gewicht schon nicht gegen jene Strömungen stellte, denen Louis Philipp — der von ihnen am meisten gefährdet wurde — zumindestens politisch auch

¹⁾ Corresp. Lieven: op. cit. II, S. 81/82, (Grey an Mad. de Lieven) 9. September 1830.

²⁾ Siehe Citat anm. 1 S. 130.

Vielmehr als Louis Philipp drohte Lord Grey mit der französischen Volksstimmung. England hatte wohl Glück, in ihr einen solchen Partner zu finden, nicht weniger Glück, als Frankreich zu haben schien. Man bedenke welchen Einfluß Grey auf Mad. de Lieven, diese auf die Alliance-Politik hatte. Whigs und Tories aber sind uns jetzt politisch bereits gleichwertig.

ohne jenes englische Gegengewicht geglaubt hatte widerstehen zu können, warum schränkte es dafür dann die französische Regierung nicht nach Möglichkeit ein? Oder wenn Wellington politisch schon viel weiter nachgab, als Louis Philipp erwartet hatte, und Frankreich die Genugtuung empfinden durfte, daß die preußische Intervention ausblieb, Frankreich mit entscheiden durfte, warum verlangte er dann dafür nicht eine strikte Abdämmung aller jener inoffiziellen französischen Hilfen an Belgien, über die sich der Prinz von Oranien so bitter beklagte, und die Louis Philipp offen und mit Bedauern zugab? Kurz wir finden nirgends daß England auch nur versuchte, Frankreich an das Mindestmaß zu halten, sondern möglichst freigebig nachgab.

Mußte England nicht erwarten, daß der Popularität suchende König von Frankreich, ehe er sich von den erobderungslustigen liberalen Strömungen seines Volkes umwerfen ließe, sich von diesen würde mitreißen lassen? Ja, wäre das bei einem inneren Konflikte in Frankreich nicht seine letzte Aussicht gewesen, sich auf dem Throne zu halten? Mußte England jenen Unterströmungen schon etwas nachgeben, sollte dann gerade Belgien der Punkt sein, an welchem England Frankreich nachgeben würde? Wir glauben es nicht. Sollte England nicht gewußt haben, wie leicht der durchbrechende revolutionäre Strom die einmal gerissene Durchbruchsstelle weiter machen würde und gerade dieses Volk und diesen König mitreißen würde? Warum wartete England, bis es soweit kommen sollte? Weil es diese Strömungen brauchte, gerade dieses Werk. Wessen war England sicher, den übergetretenen Strom nachher wieder abdämmen zu können? Ja, es hatte seine überlegene Macht, Preußen, wenn nötig, den Krieg. War dies eine Friedenspolitik, die es auf einen späteren, umso schwereren Kampf ankommen ließ? Aber Frankreich hat sogar dann noch, als es so weit war, nachgegeben.

Man bedenke, daß von den ganzen bedrohten Grenzländern um Frankreich herum Belgien dasjenige war, das nicht nur von den beiden stärksten Mächten, Preußen und England, gedeckt wurde, sondern auch dasjenige, welches England bei weitem am meisten anging. Noch am 1. Dezember 1830, also als Frankreich längst Englands Wünsche erfahren hatte, sagte Sebastiani zu Werther über das Non-Interventions-Prinzip: „Es wäre doch nicht in seiner Allgemeinheit ausgesprochen worden, um nur auf Belgien beschränkt zu werden und zu einem Kriege zu führen; aber tatsächlich denke

Frankreich nicht daran, jenes Prinzip außerhalb jener gewissen Zone, in welcher es einer Bewegung fremder Truppen nicht gleichgültig zusehen könne, gelten zu lassen. Innerhalb dieser Zone befänden sich Belgien und Savoyen, aber nicht die Staaten des Königs von Sardinien, soweit sie jenseits der Alpen liegen¹⁾). Allerdings äußerte sich Sebastiani gegenüber dem Vertreter des kleinen sardinischen Staates viel schärfer; doch das war nur von theoretischem Interesse. In Spanien, Polen, Italien, den großen Ländern, sollte die Anwendung des Prinzips nicht interessieren, und Capefigue berichtet: „Ich habe Gelegenheit gehabt, über diesen Punkt mit Graf Molé zu sprechen, und er hat mir wiederholt, daß er es (das Non-Interventions-Prinzip) nur für Belgien aufgestellt hätte und nicht in allgemeiner und absoluter Weise²⁾). Nun ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß gerade Belgien der Punkt sein sollte, in welchem England Frankreich gegen seine eigenen Wünsche nachgegeben hätte. In dem Falle auch hätte also wohl England Frankreich mit Belgien bezahlt, um es zu anderen Zwecken zu benutzen. Das Umgekehrte ist wahrscheinlicher: Bald kamen England und Frankreich wieder auseinander, und das Wichtigste, was Frankreich mit England zusammen in der Zwischenzeit getan hatte, war die Lösung der belgischen Frage. So sieht es eher aus, als ob Frankreich von England gerade zu diesem Zwecke herangezogen wurde. Als es geschehen war, ließ man bald wieder von einander ab. Auch verweigerte England Frankreich im Jahr 1831 die kleinsten eigenen, direkten territorialen Wünsche und war bei den belgischen Königswahlen jenem so absolut entgegen, daß es wenig den Anschein hatte, als ob England Frankreich zu anderen Zwecken gekauft hätte. Ja, in dem ganzen zweiten Teile der Londoner Verhandlungen stand Frankreich wieder derart allein gegen England und die Ostmächte, daß England wahrscheinlich mit weniger Gefahr für den Frieden sofort den preußischen Riegel hätte vorschieben können. Es hätte dann das Vereinigte Königreich nicht geopfert zu werden brauchen. Doch eben dieses Opfer war es, das Frankreich vollziehen sollte, um England freie Hand und mit allen gut Freund bleiben zu lassen.

So spannte England das französische Roß vor seinen Wagen, behielt aber selbst die Zügel in der Hand, stachelte und bremste nach Belieben, und der Trott, den es erlaubte, war eben so, daß er zur

¹⁾ Hillebrandt: op. cit. I, S. 150, Note.

²⁾ Ebenda.

Trennung Hollands und Belgiens führen mußte, aber nicht bis zu irgend einer Annexion durch Frankreich. Zunächst lockte England Frankreich, indem es ihm den Weg frei machte. Frankreich selbst hatte sein Maximum und sein Minimum an Forderungen und strebte selbstverständlich soweit wie möglich. Daß darin eine große Gefahr auch für England lag, eine Gefahr gerade in der französischen Volkstimmung für Belgien, darüber kann der Engländer kaum im Unklaren gewesen sein. Daß er dieser Gefahr so ruhig in die Augen sah, zeigt wiederum seine Überlegenheit, sein Bewußtsein, das Ganze zu steuern und am Ende den Krieg führen zu können.

Wir sahen bereits, daß England Schlimmeres voraussah, als am Ende eingetreten ist. Allerdings hatten die revolutionären Wirren, die bald überall in Europa in Anschluß an die Julirevolution ausbrachen, für England die Nebenbedeutung, daß sie die „Heilige Alliance“ schwächten und Europa in Zwietracht setzten, und auch darum durfte es Frankreich nicht sofort nach seiner Revolution dämpfen. Erst nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes sollte das anders werden, drohte das Gewicht wieder nach der anderen Seite überzuschlagen und rief England Frankreich ein strenges Halt zu. Doch beruhte nun einmal die „Heilige Alliance“ und das Vereinigte Königreich auf einer Grundlage, auf einer gleichen Kampfstellung. Hätte aber England die Alliance schwächen und nicht das Vereinigte Königreich zerstören wollen, so hätte es andere Wege finden können und gewiß nicht nach jener Zerstörung Frankreich zu einem Kriege reifen lassen, in welchen es dieses nicht mehr wie im Anfang hätte schonen können, sondern selbst, wie es auch gedroht hat, auf die andere Seite hätte treten müssen, wodurch Frankreich zerschmettert worden wäre.

Fürs erste aber galt es noch das instinktive Mißtrauen des französischen Volkes gegen England selbst zu überwinden, denn während merkwürdigerweise in England das Volk so sehr franzosenfreundlich war, war die französische Bevölkerung ausgesprochen englandfeindlich¹⁾. 1814 war noch nicht vergessen. Doch war die französische Regierung immerhin stark genug, den Gesinnungen des Volkes entgegen die Politik dieses Erzfeindes zu führen und zu diesem in ein enges Einvernehmen zu treten. Es gelang der französischen Regierung mit Mühe, die englandfreundliche Politik durchzuführen, ja, es gelang den wenigen entscheidenden Männern in der

¹⁾ Hillebrandt: I, S. 120.

französischen Regierung, allerdings mühsam genug, den großen Vertreter der englandfreundlichen Friedenspolitik, den Fürsten Talleyrand als ihren Vertreter nach London zu schicken und ihn dort zu halten. Selbstverständlich war es eine Politik der Opferungen, die hier Frankreich betreiben mußte. Zwar sollte es so aussehen, als ob sich die Beiden entgegenkamen, als ob auch England opferte, nämlich das Vereinigte Königreich. Konnte es in dem Falle doch, anstatt etwas dafür hergeben zu müssen, noch andere Vorteile dafür bedingen. Und wenn England für ein Nachgeben, das seinen eigenen Zwecken dienen sollte, schon keine direkte Bezahlung verlangte, so wohl nur, um Frankreich nicht zu entmutigen, die Ostmächte nicht zu ermutigen oder mißtrauisch zu machen. Jetzt opferte Frankreich anderes, um in Belgien teilweise die eigene, ganz die englische Sache durchführen zu können. Talleyrand ging sogar so weit, die Expedition gegen Algier als ein nutzloses und gefährliches Unternehmen zu bezeichnen. Denn wenn schon das englische Volk das französische mit Worten umwarb, so umwarb dafür die französische Regierung die englische mit Taten. Erstes war nur die Lockstimme, letztes Antwort, Tat und Hingebung. Groß-Britannien opferte nichts, es war eben die stärkere Macht und stand starr auf seinem Posten; allerdings wartete es von da aus freundlich auf Frankreich.

Talleyrand aber spielte in London eine eigene Rolle, ja, er tat es in einem noch höheren Grade als in Wien. Wenn er auch der vielleicht eigentlichste Urheber der Bürgermonarchie gewesen war, und, wie wir annehmen dürfen, alles was er tat, letzten Endes für Frankreichs Interesse geschah, so wie er es sah, so sah er doch dieses Interesse in so hohem Grade in einem Zusammengehen mit England, daß alle anderen Vorteile dahinter zurückstanden und er zu mindestens im Jahre 1830 für uns das deutlichste Zeugnis von Englands eigentlichstem und heimlichstem Wünschen abgibt, beinahe so, als wäre er statt eines französischen ein englischer Minister gewesen. England wußte das und konnte durch ihn geschehen lassen, was kein Engländer vertreten durfte, um sich nicht zu entdecken, Partei zu ergreifen. Und bis zur Anerkennung der belgischen Unabhängigkeit hatte auch Talleyrand gerungen mit seiner eigenen Regierung, oft sich wehren müssen gegen die Ostmächte, doch mit England ging alles leicht von statten. Gewiß hatte dabei Talleyrand in Bezug auf Belgien andere, französische Absichten, mit denen sich doch immer mehr hervorzuwagen er sich später gedrängt fühlte, als Frankreich

stärker geworden war und seine Stellung sicherer und das Vereinigte Königreich aufgegeben war. Sicher auch war für Frankreich der Untergang jenes Königsreichs eigener Zweck und handelte es nicht um Englands willen. Doch ebenso sicher hätte Talleyrand niemals diese Politik vertreten, hätte er geglaubt, daß sie im Prinzip England zuwider war, ja, vielleicht hätte man den klugen Vermittler nicht einmal nach London geschickt, wenn Frankreichs Regierung nicht schon damals sich bewußt gewesen wäre, mit England einig zu sein und einig sein zu müssen. Denn Frankreichs Führer wußten genau, daß sie ohne England oder gar gegen England gerade in Belgien nichts erreichen konnten. Und Talleyrand sah zu richtig die Wirklichkeit, um wännen zu können, daß er hierin England verführen konnte, wie er es in seinen Memoiren manchmal erscheinen lassen will; gerade aus ihnen geht die Wahrheit deutlich hervor. Die ganze Komödie der Umwege über abstrakte Prinzipien¹⁾ wurde nur für den Kontinent aufgeführt, nicht für England, für das Belgien doch der hervorragend „praktische Punkt“ war. Jedenfalls hätte Talleyrand, will man auch in ihm in erster Linie den Vermittler französischer Sonderansprüche gegen England sehen, indem er sich immer weiter vorwärts wagte, längst vor der Anerkennung Belgiens einen schweren Stand gegen die Engländer haben müssen, hätten diese ein anderes gewünscht. Neben Frankreichs anfänglicher Bescheidenheit, die wir bereits beachtet haben, liegt der Schlüssel des ganzen Problems in dem Spiel der Widerstände, denen Talleyrand in England begegnete.

Ein großer Vorteil von Englands Politik war, indem es die aggressiven Vorschläge und Handlungen von Frankreich ausgehen ließ, daß es selbst dabei als Freund sogar hinter Holland stehen konnte und dieses so von zwei Seiten getäuscht, angegriffen und verraten wurde und sich doch noch am Ende auf England stützen zu müssen glaubte. Auch die Ostmächte konnten England in dieser Mittlerstellung, statt einen Gegner in ihm zu sehen, noch hoffen, für ihre eventuellen Gegenentwürfe zu gewinnen. England aber behielt damit sämtliche Kräfte für jeden seiner Wege zur Verfügung.

Talleyrand, der verwahrloste Sproß eines vornehmen Hauses des „*ancienne régime*“, im jüngsten Alter durch die Lässigkeit niedriger Versorger für sein Leben verkrüppelt, zur Verinnerlichung gezwungen, durch die Umstände und durch eine gleichgültige Um-

¹⁾ Talleyrand: *Mémoires*, S. 410, III.

welt, nicht durch Neigung, ein früh nachdenklicher Knabe, dessen einziges echtes, kindliches Band durch die Gepflogenheiten seines Standes rücksichtslos zerrissen wurde, dem der normalste und glänzendste Eingang in seine Welt verschlossen war, die sich später nur seinem Range und seiner Klugheit eröffnete, doch zu klug und zu viel vermögend, um bitter zu sein, ohne Glauben dem geistlichen Stande gewidmet, aber schnell emporgestiegen und früh zur Diplomatie in der großen Pariser Welt bestimmt, mit dem feinen, geistreichen, nicht schönen, doch ungewöhnlich lebensvollen Gesicht in seiner Jugend, von immer stärker imponierender, skeptischer Schönheit in höherem und noch im höchsten Alter — was hätte dieser Mann anders sein können als der seine vielen Meister beherrschende, selbständige Diener? Wenn er auch keine ideellen Prinzipien hatte, außer seinem persönlichen Adel und Frankreich, und er es mit mancherlei Regierungsformen gehalten hat, so hatte er doch praktische Grundsätze. Mehr als er selbst gewußt haben mag, ist er damit im letzten immer das Werkzeug fremder, mehr autochtoner Kräfte gewesen. In dem ganzen letzten Teil seines Lebens hat er sich an England gehalten. Schon auf dem Wiener Kongreß hatte er in England den weniger erbitterten Feind und den künftigen Bundesgenossen gewittert. Dem opferte er damals größere direktere Vorteile, die Frankreich durch ein Zusammengehen mit Preußen hätte haben können¹⁾. Für England war Talleyrand 1830 der nachgiebigste Minister, den Frankreich ihm hätte schicken können. Für alles, was auf alle Fälle gegen das englische Interesse ging, d. h. was weiter zu führen drohte — wenigstens in der ersten Zeit — als zur Verselbständigung Belgiens, spielte der Streit sich denn auch zwischen Talleyrand und seiner eigenen Regierung ab, wie für das Tieferliegende zwischen dieser und dem französischen Volk. Betrachten wir die Forderungen, besser die Wünsche, die Talleyrand nach England mitbrachte und die Widerstände, die ihm England zur Bewahrung der Niederlande entgegensetzte, oder auch den Vorschub, den es ihm leistete.

Nach seiner Krönung war die Stimmung Louis Phillips noch so, daß er froh war, wenn er ausländische Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs verhindern konnte²⁾, und wie Talleyrand war er überzeugt, daß die neue Regierung in London den Anker

¹⁾ Thiers: op. cit. s. S. 41.

²⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 328/29.

ihrer ausländischen Politik suchen mußte. Nach seiner Ernennung zum Gesandten erhielt Talleyrand, der die höfischen Formen kannte, von Lord Aberdeen ein so freundliches Schreiben, daß er sich versichert fühlte, von jenem verstanden zu sein¹⁾. Zu Calais erreichten den französischen Gesandten die ersten Nachrichten von dem zweiten Rückzug der Holländer aus Brüssel. Zu Dover wurde er mit Kanonenschüssen empfangen und er fühlte sich angeregt durch die Hoffnung „endlich jene Verbindung zwischen Frankreich und England zustande zu bringen, welche er immer betrachtet habe als die sicherste Garantie für das Glück der beiden Völker und für den Frieden der Welt“²⁾. Das war in den letzten Septembertagen.

In Paris indessen war man verzweifelt, und fast bedauernd schrieb Dalberg an Talleyrand: „Wenn Belgien aufsteht und Widerstand leistet, so folgt hier der Wechsel des Ministeriums und darauf der Krieg“. Doch Talleyrands erste Besprechungen in London waren ermutigend. England mag angesichts jener Stimmung in Frankreich und der Krisis in Belgien besonders vorsichtig gewesen sein. Jedenfalls aber fühlte sich Talleyrand durch alles Vorgegangene soweit sicher, daß er sofort allgemein die französischen „Non-Interventions-Prinzipien“ dartat, wohl wissend, daß sie im Grunde und schon lange die Englands waren. Und er berichtete dembezüglich über sein erstes Gespräch mit Aberdeen: „Es war mir leicht zu sehen, daß der Minister des britischen Königs eher geneigt war, dem zu applaudieren als es zu bestreiten. Ich konnte nur zufrieden sein über das, was er mir in diesem Bezuge sagte“³⁾. Dabei ging es doch praktisch nur um Belgien. Eigentlich nur theoretisch beklagt sich Talleyrand über das erschwerte Verhältnis zu England infolge der belgischen Angelegenheit und der Non-Intervention. Praktisch tritt kein Konflikt ein, vielmehr wird die Non-Intervention der Punkt, auf dem sich beide Länder einigen. Talleyrand schreibt: „Ich muß der englischen Regierung Recht widerfahren lassen und sagen, daß sie loyal und sofort die Geltung des Non-Intervention-Prinzips anerkannte“⁴⁾. Er selbst scheint sich nur darüber zu wundern, war doch das Vereinigte Königreich das Werk der gleichen englischen Staatsmänner gewesen⁵⁾. Statt dessen verfocht nun England, unver-

¹⁾ Talleyrand: op cit. III, S. 321, 20. September 1830.

²⁾ Ebenda: S. 323.

³⁾ Ebenda: S. 336. 17. September 1830.

⁴⁾ Ebenda: S. 339.

⁵⁾ Ebenda: S. 338.

bindliche Ratschläge zu geben, die zu einem Kompromiss in den Niederlanden führen sollten¹⁾. In Bezug auf diese Überlegungen bringt Talleyrand folgenden bedeutsamen Satz: „Ich sah darin zuerst ein Bedürfnis, mit uns in einer Sache, worin sein (Englands) Interesse gelegen war, einig zu werden.“²⁾ Das Interesse Englands müßte dann aber wohl in der Non-Intervention selbst liegen, und es wäre danach nicht um Frankreichs willen für diese gewesen. Man vergesse nicht, daß in jenem Augenblick keiner mehr erwarten konnte, daß Holland selbst den Aufstand meistern würde. Überhaupt erwecken Talleyrands Berichte nirgend den Eindruck, als ob er irgend etwas zu verfechten gehabt. Und es lag nicht in seiner Art, einen persönlichen Sieg zu verschweigen. Die englische Regierung antwortete nicht auf das holländische Hilfesuch, bevor sie sich mit ihm verständigt hatte. Er aber wartete bereits ab, daß die Engländer zu ihm kamen, um die gewünschte Übereinstimmung zu erreichen³⁾, und er versicherte seinem Minister: „Die englische Regierung, seien Sie dessen gewiß, ist sehr gut für uns“.

Wir befinden uns hier wieder in den ersten Oktobertagen, dem entscheidenden Moment, dem wir schon einige Male begegneten, und wir wollen uns noch einmal vergegenwärtigen, was geschehen war, wie sich Frankreichs Ton vorher und nachher unterschied. Wir beachteten bereits Frankreichs Bescheidenheit im September England, aber auch Preußen⁴⁾ gegenüber, und wie es sich fürs erste damit begnügt zu haben schien, eine gewisse, noch ungenau definierte Beteiligung in irgend welchen Verhandlungen in Bezug auf die Niederlande zu bekommen. So äußerte sich Lord Stuart unter anderem am 10. September 1830: „Ich meine indessen, daß der Vorschlag von M. de Molé, sich an irgend einer Mitteilung (Communication) an den König der Niederlande, die Eure Lordschaft zu tun geneigt wäre, zu beteiligen, eine wertvolle Probe von der Absicht der neuen Regierung, ein versöhnliches politisches System meinem Hofe gegenüber anzunehmen, liefert, und ich kann nicht bedauern, daß dieses mir eine bessere Gelegenheit, ihre Meinungen in dieser Hinsicht kennen zu lernen, gegeben hat, als ein formelles Gesuch um

¹⁾ Talleyrand: *op. cit.* III, S. 339.

²⁾ Ebenda: S. 340.

³⁾ Ebenda: S. 343. Anfang Oktober und Falck: *Ambtsbriefen*, S. 296.

⁴⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 16, 3. Sept. 30.

eine Erklärung ihrer Absichten¹⁾). Es steht damit in Übereinstimmung, wenn nicht nur Preußen, sondern auch Holland selbst ursprünglich gerne auf eine Hinzuziehung Frankreichs einging. Doch Wellington machte davon, ohne eigentlich etwas genaueres oder weiteres zu bestimmen, nur jenen ganz freibleibenden Gebrauch, der weder Holland noch Frankreich zu irgend etwas verband. Ja, es hat den Anschein, als ob hier England französische Versuche, durch Holland-günstige Vorschläge den Frieden zu retten, abgewiesen hat. Bezeichnenderweise wurde der allerdings gefährliche Gedanke Falcks, zur militärischen Befriedung Belgiens die vier Mächte und, um eine solche Befriedung in Frankreich populär zu machen, auch Frankreich heranzuziehen, verworfen²⁾).

In den letzten Septembertagen war der Angriff der Holländer auf Brüssel gescheitert. Die Aufregung in Paris war groß. Lord Stuart berichtete darüber an Aberdeen u. a.: „Die Nachrichten aus Brüssel haben einen starken Eindruck auf die öffentliche Meinung gemacht und dem Abzug aller belgischen Arbeiter aus Paris dorthin folgte eine Anzahl von Individuen, die einen aktiven Anteil an den letzten Bewegungen nahmen, und deren Abreise aus Paris in irgend welcher Form man seit einiger Zeit sehr gewünscht hatte. (Die englische Regierung war nie im unklaren darüber, um welche Art Revolte es sich in Brüssel handelte). Die Verwirrung des Königs und der Minister ist allem Anschein nach sehr groß, und sie haben in den aufgeregtesten Ausdrücken kund gegeben, wie sie die Geschehnisse betrachten, die ihre Beziehungen zu unserm Gouvernement stören könnten³⁾). Dennoch versicherte die französische Regierung, das Äußerste zu tun, um Männer und Waffen am Passieren der Grenze zu hindern, zweifelte aber, ob es bei dem Zustand der öffentlichen Meinung möglich sein würde und dennoch, sogar unter diesen Umständen, wollte die französische Regierung, da die Rückkehr König Willems nach Belgien unmöglich schien, zu Gunsten des Prinzen von Oranien mitarbeiten: „Der König (Louis Philipp) fügt hinzu, daß er nicht annehmen könne, daß bei dem heutigen Stand der Dinge die Alliierten sich weigern würden, mit Frankreich in einer Frage, die seine Interessen so nahe angehe, in Verbindung zu treten, seit dieses seinen guten Willen gezeigt habe, indem es der Hoffnung Ausdruck gab,

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 31, 10. September 1830. (Stuart en Aberdeen).

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 621.

³⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 81. 1. Oktober 1830.

daß es keine Maßnahme in Bezug auf die Angelegenheiten jenes Landes ergreifen würde, die nicht der Ausfluß gemeinsamer Beratungen wäre". Merkwürdig ist dabei, daß Frankreich im Gegensatz zu England wirklich guten Willens zu sein schien — auch Stuart mag diesen Eindruck gehabt haben — wenn es, wo sich die Gelegenheit bot, mehr zu bekommen versuchte, so ist das nicht damit in Widerspruch und wird auch kaum versteckt; im Wesen, nicht in den Mitteln, ist Frankreichs Politik offen und eindeutig. Ein noch merkwürdigeres Licht wirft Stuarts eigene Bemerkung zu dem zitierten auf Frankreichs Stellung: „Ich bemühte mich, diese Erwartung nicht zu erschüttern, weil S. Majestät Stillschweigen in Bezug auf die Folgen einer Intervention seitens der anderen Mächte den Verzicht auf den Anspruch, ein solches Recht seitens der Alliierten zu bestreiten, zeigt, welcher Anspruch doch in seinen früheren Gesprächen über diesen Gegenstand geäußert wurde“¹⁾. Das gehört zu den verstecktesten und vorsichtigsten, doch sachkundigsten Andeutungen über Frankreichs Intentionen und Möglichkeiten im Beginn der kritischen Zeit.

Im letzten Augenblick war Louis Philipp vor der Gefahr einer mehr kriegerischen Politik zurückgewichen. Aus Stuarts weiteren Worten geht nicht eindeutig hervor, ob den französischen König England mit seiner Nachgiebigkeit, für die er so dankbar war, oder die Ostmächte, deren „unfreundliche Sprache“ ihn so beunruhigte, so weit gebracht hatten. Jedenfalls war Frankreich im entscheidenden Augenblick, als die Intervention drohte, trotz allem geneigt, eine solche zuzulassen. Von England gibt es — klugerweise — keine deutlichen und eindeutigen Zeugnisse. Doch vergleichen wir mit Stuarts Bericht die gleichzeitigen Ergebnisse von Talleyrands Mission in London, so scheint es uns, daß England auf Frankreichs gemäßigte Forderungen bisher nicht näher einging, nicht weil sie zu viel, sondern weil sie zu wenig verlangten. Mit der Non-Interventions-Bestimmung eilten Wellington und Talleyrand dem Gang der Dinge weit voraus, und eher einem Kriege, wenn auch keiner Revolution zu, — da sie der Alliance ein Verbot vorhielten — als der friedliche Louis Philipp. Nun hatte Frankreich nichts mehr zu fürchten. Wie sollte es von diesem Umstande keinen Gebrauch gemacht haben? Es steht fest, daß nicht die innere Entwicklung in den Niederlanden,

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 81. 1. Oktober 1830 (Stuart an Aberdeen).

die Brüsseler Vorgänge allein, Frankreich nachher so keck machten.

Schon zwei Tage später schrieb Molé kühner an Wellington, u.a.: „Ich wiederhole und bestätige: wir wollen nur den Frieden, weisen aber jede bewaffnete Intervention in den Angelegenheiten Belgiens zurück“¹⁾. Am selben Tag berichtete Aberdeen an Stuart, daß sich der König von England an Louis Philipp zu wenden entschlossen habe „im Geiste völliger Offenheit und Herzlichkeit . . .“²⁾. und endlich: „Er (der König von England) ist nicht gegen die Trennung der Provinzen, wenn . . .“ usw.³⁾. Einen Tag später, allerdings also noch nicht in offizieller Beantwortung dessen, schrieb Stuart an Aberdeen, daß Molé ihm vor einem Tag gesagt habe, daß die Aufregung der öffentlichen Meinung in Frankreich und besonders in Paris die Regierung dazu treiben würde, sich einer bewaffneten Intervention entgegen zu setzen⁴⁾.

Man sieht, die englische und französische Zuneigung hielten Gleichschritt, nur war England in der Not des Augenblicks, indem es die Trennung bejahte, dem, was Frankreich zur Bewahrung des Friedens für nötig erachtete, ja, auch dem, was Talleyrand, nach seinen Memoiren zu urteilen, vertrat, auch hier vorausgeeilt. Zwar gehen jene letzten Berichte — in Anbetracht der noch maßvollen Verkehrsschnelligkeit — nicht als Beantwortungen aus einander hervor, doch waren Talleyrands Nachrichten über die Neigungen in London bereits älteren Datums, und sie mögen ihre Wirkung auf die Pariser Intentionen nicht verfehlt haben, von geheimen französischen Quellen ganz zu schweigen. Waren doch die englischen Absichten nicht in einem Tage entstanden. Doch auch, wenn man annimmt, daß die Brüsseler Nachrichten und die Reaktion darauf in Paris allein den Umschwung in der Haltung Frankreichs erwirkten, so finden wir auch dann noch die Entwicklung in England zumindest ebenso spontan, gleichen Tempos, und von Widerstand keine Spur. Wenn England sich hier verriet, und die Absicht zur Trennung vorzeitig durchschimmern ließ, so wahrscheinlich, um sich nicht im letzten Augenblick an einen milderen französischen Vorschlag binden zu müssen, oder, was ebenso gefährlich war, einen solchen zurückweisen zu müssen. Wie Talleyrand vorher, so war

¹⁾ Gedenkstücken 1830/40, I, S. 88. 3. Oktober 1830. (Molé an Wellington).

²⁾ Ebenda: (Aberdeen an Stuart) 3. Oktober 1830.

³⁾ Ebenda: S. 90. 3. Oktober 1830. (Aberdeen an Stuart).

⁴⁾ Ebenda: S. 91. 4. Oktober 1830. (Stuart an Aberdeen).

auch die französische Regierung klug genug, die entgegengestreckte Hand zu ergreifen.

Falck berichtete am 7. Oktober: „Vor 8 Tagen war der Herzog noch zu ernsteren und für uns günstigeren Maßnahmen gestimmt. Die Einladung an Frankreich zur Teilnahme an Konferenzen hätte zusammen gehen müssen mit einer „Intimation“, daß die Ruhe in Belgien indessen hätte wiederhergestellt werden müssen. Die Ängstlichkeit seiner Kollegen im Kabinettsrat hat gleich im Anfang einen diesbezüglichen Satz aus der Instruktion für Lord Stuart streichen lassen“¹⁾. Und Wellington schrieb am 4. Oktober an Molé: „Wir haben diesem Wunsch (der Übereinstimmung mit Frankreich) Ausdruck gegeben, sobald wir wußten, daß sich S.M. der König der Niederlande in der Notwendigkeit befand, sich an die Alliierten zu wenden; sogar bevor wir sein Gesuch erhalten haben, das uns auch jetzt noch nicht zugekommen ist“²⁾. Wellington sicherte sich bei Zeiten, und hatte nun ein neues Argument, nicht mehr intervenieren zu können. (siehe Kapitel 5. S. 101). Wir haben gesehen, wie Wellington diesen Trumpf nicht nur gegen die Ostmächte, sondern auch gegen Holland selbst ausspielte. So weit er aber dabei mehr tat, als Frankreich für den Frieden dringend verlangte, förderte er die Kriegsmöglichkeiten nach der anderen Seite. Und da England sicher keinen Krieg wünschte, wurde er soweit nur von dem Wunsch zur Trennung der Niederlande getrieben.

An Falk antwortete man später u.a.: „Diese bewaffnete Intervention würde unsere Opposition mit umsomehr Anschein des Rechtes einen Angriff schimpfen, als Frankreich bereits erklärt hat an einer freundlichen Lösung teilnehmen zu wollen“³⁾. Was ist hier Vorwand, die englische Opposition oder Frankreich? In London hatte man also schon seit einigen Tagen dem holländischen Gesuch entgegen gesehen. Wir sahen jetzt, wie sehr man sich beeilte, der günstigen Erwiderung durch das Einvernehmen mit Frankreich vorzubeugen. An jene weiteren schwachen von Wellington hervorgehobenen Begründungen, die Aufständischen durch Hinzuziehung Frankreichs zu isolieren⁴⁾, Frankreichs Ehrlichkeit zu erproben,

¹⁾ Falck: Amtsbrieven, S. 301.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 90. 4. Oktober 1830.

³⁾ Falck: Brieven, S. 300, 30. Oktober 30. An v. Lennep. siehe auch Gedenkstukken 1830/40, I, S. 124: Hollands Gesuch kam am 5. Oktober in London an. „Before H.M.'s Note was received we, on the 3rd. October, desired that France should concert with us and our allies the means of pacifying the Kingdom of the Netherlands“.

⁴⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 124/25. 19. Oktober 1830. (Wellington an Aberdeen).

werden wir umso weniger glauben können, je weiter England, wie in diesem Augenblick, die Gelegenheiten dazu vorbegehen ließ. Auch jenes „den Krieg ganz oder möglichst lange zu vermeiden“ wird uns immer bedenklicher und bedeutungsvoller¹⁾. (siehe auch Kapitel 5 S. 97 und Kapitel 7 S. 139). — „Aus Furcht vor dem Kriege schließen sie wissens und wollens ihre Augen für das, was geschieht und halten dagegen begierige Ohren offen für alle hübschen Proteste des französischen Hofes“²⁾. So erzählte Falck, der, man muß es hinzufügen, selbst, unter dem Einfluß der Londoner Sphäre, an die Friedenspolitik Wellingtons, trotz aller Kritik, aus Furcht vor dem allgemeinen Kriege³⁾, und weil er fremde Einmischung in den Niederlanden außerdem ungerne sah, noch glaubte⁴⁾.

Im Haag sah man anders. Bagot, der englische Gesandte, berichtete an Aberdeen Worte Verstolck's über den König der Niederlande: „Er beharrt in seiner Meinung, daß, wie auch die Absicht der französischen Regierung sein mag, die französische Nation, welcher er zu mindestens die gegenwärtige Entwicklung der Revolution zuschreibt, nur eine bewaffnete Intervention in den Angelegenheiten der Niederlande noch eine Zeit lang zu verschleppen wünscht, um die Kraft zu gewinnen, die ihr im Augenblick fehlt, und welche, wenn sie sie haben werden, eine solche Intervention unsinnig machen würde. Er beharrt darauf, daß jede Stunde Aufschub die wichtigsten Folgen hat, daß die Alliierten während einer Periode der Verhandlungen notwendig inaktiv bleiben müssen, während sie in der gleichen Zeit von Frankreich gar keine Gewähr haben, daß es nicht weiter die Revolution ermutigen und unterstützen wird mit allen Mitteln, die in seiner Macht liegen; daß ferner das Recht der alliierten Mächte, zu intervenieren, vollkommen klar ist, daß jeder Anspruch Frankreichs, dies zu verneinen, offenbar lächerlich ist, und daß noch in diesem Augenblick die Anwesenheit einer kombinierten preußischen und englischen Truppenmacht nicht nur genügen würde, die Revolution zu unterdrücken, sondern auch das französische Volk zu jenem allgemeinen Frieden zu verpflichten und diesen zu erhalten, welchen es 10 Monate später nicht mehr möglich sein würde zu bewahren . . . Er hoffe, wie er sagte, daß diese Politik, für die er und zwei Drittel seiner Gebiete geopfert würden, den

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 105. 10. Oktober 1830. (Memorandum Wellington).

²⁾ Falck: Brieven, S. 298.

³⁾ Ebenda: S. 299. 30. Oktober 1830.

⁴⁾ Ebenda: S. 297 und Amtsbrieven, S. 298/99.

allgemeinen Vorteil bringen würde, worauf sie begründet sein sollte, doch daß er allen Grund hätte, dies zu bezweifeln. Er hatte in den letzten 24 Stunden durch seinen Gesandten zu Paris erfahren, sagte er, daß gerade jetzt die Furcht in Frankreich vor einem Bruch mit England so groß wäre, daß in diesem Augenblick das Erscheinen weniger britischer Truppen zu Ostende, Antwerpen oder Vlissingen genügen würde, Frankreich von seinen feindlichen Absichten gegen die belgischen Provinzen abzubringen, daß er inoffizieller Weise von dem Berliner Hofe erfahren habe, daß ihm die Hilfe vom König von Preußen gleichfalls verweigert sei, und daß er nun sogar die Hoffnung aufgeben müsse, sich auch nur in der inneren Festungslinie zu halten¹⁾. Es ist ein wahrer Notschrei. Doch dafür waren er und sein Land auch bei weitem am meisten ausgesetzt. Und soweit er vordeutete, ist, was Holland anging, alles in Erfüllung gegangen.

Bevor wir den Gang der Dinge in London weiter verfolgen, müssen wir noch einmal zurückkommen auf jenen französischen Vorschlag vom Anfang September (siehe S. 146) der die Grundlage alles Weiteren geworden ist, den Wellington lange offen ließ, auf den er jetzt erst eindeutig zurückgriff. Wir beachteten den ursprünglich bescheidenen dennoch zweideutigen Ton. Am selben Tag schrieb darüber Aberdeen an Wellington: „Ich verstehe seinen Vorschlag nicht ganz; doch wenn er bedeutet, daß wir mit der französischen Regierung zusammengehen sollen, dem König der Niederlande zu raten, daß er den Wünschen seiner Untertanen nachgibt, kann er gleich zurückgewiesen werden²⁾. Das stimmt soweit noch überein mit den russischen Berichten, wie sie uns Nesselrodes Depesche vom 19. Oktober 1830 widerspiegelt. In seinem Oktober-Memorandum sprach Wellington wieder von jenem Vorschlag: „Am 2. September wurde von den französischen Ministern S.M. Regierung vorgeschlagen, mit dem König von Frankreich zusammen dem König der Niederlande zu raten, in die von den Aufständigen zu Brüssel gewünschten Maßnahmen einzuwilligen³⁾. Wir glauben, in Zusammenhang mit allen übrigen französischen Äußerungen der Zeit, doch auch dem Wortlaute nach, daß sich sowohl Aberdeen wie Wellington in dieser Lesart irrten. Entscheidend jedoch ist, daß er nach einigen Umschweifen angenommen wurde, und zwar, nachdem man ihn so aufgefaßt, wie es Aberdeen ursprünglich getan

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 110/111, 13. Oktober 1830. (Bagot an Aberdeen).

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 13, 2. September 1830.

³⁾ Ebenda: S. 103, Oktober-Memorandum Wellington.

hatte. Entweder Wellington verstand den Bericht gleich so wie Aberdeen (was aus seinem früheren Berichte nicht deutlich hervorgeht), ließ trotz Aberdeens Ausspruch die Antwort offen, bereitete die Annahme vor und betrog wochenlang die Russen; oder auch Wellington sah ursprünglich die anderen Möglichkeiten, die in dem französischen Bericht zu liegen scheinen¹⁾, doch interpretierte erst später gerade in jenen ersten französischen Vorschlag jene Schärfe hinein, um einen wichtigen Schritt vorwärts zur Trennung der Niederlande festzulegen und diesen dennoch auf Frankreichs Konto schreiben zu können. Vielleicht auch drang die letzte Auffassung erst allmählich durch (kaum nach Anlaß der späteren französischen Depeschen), doch statt dadurch stutzig zu werden, griff dann Wellington erst recht zu. Wie es auch sei, Wellingtons letzte Auffassung zeigt, daß er zumindestens im Oktober schon wußte, daß er auf belgischer Seite stünde, jedenfalls, daß er das verträte, was Aberdeen ursprünglich und spontan glatt abgelehnt hatte. Der Unterschied ist ein bloß zeitlicher.

In der Frage, wo der Kongreß abgehalten werden sollte, in Paris oder in London, blieb die englische Regierung fest. U.a. brachte Wellington, da die bevollmächtigten Botschafter bereits zu London versammelt waren, dabei den Vorwand vor, es käme vor allem darauf an, schnell zu handeln²⁾. Warum, das bleibt zweideutig. Jedenfalls handelte er langsam. Es gelang Talleyrand, der gute Gründe hatte mit Wellington einverstanden zu sein, weder diesen noch seine eigene Regierung zu überzeugen. Nach allem, was ihm Wellington gesagt hatte, läßt sich Talleyrands Haltung wohl begreifen: „Er (Wellington) sah für uns ein wesentliches Interesse darin, weil unsere Stellung trotz der Anerkennung durch die Mächte erst nach der Befriedung Belgiens vervollständigt wäre, und fügte hinzu, daß es England heute darauf ankäme, daß diese Stellung nicht nur vollständig, sondern auch groß und stark wäre“. Wenn das in diesem Augenblick Wellington sagte, so bedeutet das, daß er Frankreichs Größe nicht nur trotz, ja, im Zusammenhang mit der belgischen Angelegenheit aufbauen wollte. Wenn indessen Talleyrand hinzu-

¹⁾ Gedenkstücken 1830/40, I, S. 14, 3. September (Memorandum Wellington). Damals kam Wellington noch zu folgender gemäßigten doch wenig sagenden Auffassung: „We understand that the proposition of the French Government, communicated to Lord Stuart by M. le Comte de Molé, is, that H.M.'s government should, in concert with that of the King of the French, give certain advice to the King of the Netherlands in the existing crisis of his affairs“.

²⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 347.

fügte: „Wenn die Konferenz in London abgehalten würde, glaubte er der teilnehmenden Minister sicher zu sein. Mehrere hätten schon ihre Vollmachten, und die sie noch nicht hätten, würden dafür sorgen und alle unterzeichnen, was Frankreich und England wollten, während er bezweifle, ob das auch in Paris geschehen würde, wo die fremden Minister nicht zu zeichnen wagen würden, ohne sich ihrer Richtlinien versichert zu haben“¹⁾), so war das also durchaus nicht in erster Linie gegen Frankreich gedacht, vielmehr gewann die ganze Sache den Charakter einer allgemeinen Verschwörung gegen die Ostmächte. Immerhin muß man unterscheiden, wie viel in dieser Darstellung nur Verlockung des Augenblicks für Frankreich sein sollte, ob sie nun von Wellington oder Talleyrand stammt. Daß aber England mindestens ebenso sehr den russischen Botschafter Pozzo di Borgo wie den französischen Einfluß in Paris fürchtete, mag sicher sein²⁾). Wenn so auch für Frankreich der Widerwille besteht, so erfolgt daraus doch keineswegs eine Begünstigung Hollands.

Auf ein direktes Schreiben Wellingtons nach Paris hin gab Frankreich nach. Allerdings hatte Wellington mit London zugleich nach der anderen Seite hin eine Absicht. Auf Frankreichs erstes nicht Zugebenwollen hin hatte hier England zum ersten Male die Zähne gezeigt. Gemeinsam warfen England, Preußen und Oesterreich Frankreich seine Schuld vor, die Anwesenheit französischer Offiziere in der belgischen Armee, die beunruhigende Gärung in Frankreich selbst, ja, sie beriefen sich auf die bestehenden Traktate zur Garantie der Niederlande, auf die entscheidende Bedeutung des zu erwartenden Ausspruchs des englischen Königs über Belgien³⁾). Man sieht, sobald die Dinge auch nur einen Augenblick die englische Sphäre zu verlassen drohen, fand England plötzlich sein ganzes Selbstbewußtsein wieder⁴⁾). Keine Spur von Furcht. Die Bundesgenossen sind gleich mit zur Hand: „Alle drei haben mir dennoch mit der gleichen Sprache geantwortet“⁵⁾), schrieb Talleyrand. Es handelt sich nicht um eine graduelle Verstärkung englischen Wider-

¹⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 347.

²⁾ Windelbandt: op. cit. S. 294. Siehe auch Falck.

³⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 353 ff. 25. Oktober 1830.

⁴⁾ Ebenda: S. 353. „Leur résistance s'est même plutôt accrue des derniers événements de Paris. Ils voient dans notre persistance à y attirer les conférences, une sorte de volonté de concentrer la question belge, dans ce qu'ils appellent le tourbillon révolutionnaire". — „Je vous cacherais la vérité, si je ne vous disais que les dispositions des cabinets et de leurs ministres envers nous ont subi quelques modifications; que leurs allarmes sont bien plus vives, que leur propre sûreté leur semble mise en question". S. 354.

⁵⁾ Ebenda.

standes, ganz plötzlich fühlt Talleyrand den Ruck am Zügel und kommt sofort zum stehen. Wer kann da noch zweifeln, daß England vorher gegen seinen Willen sein französisches Roß so lustig traben ließ? Es gehorcht fest dem Lenker. „Eine zu deutlich merkbare Änderung in der Einstellung der Mächte“¹⁾ sagt Talleyrand. Und Molé antwortete: „Der Brief . . . des Herzogs von Wellington, mein Fürst, erlaubt mir nicht, anderer Meinung zu sein“²⁾. Molé meinte fälschlich, daß Preußen und Rußland eher bereit gewesen wären, ihm in diesem zu willfahren, und betonte nachdrücklich, daß er nur vor Wellington wich³⁾.

Am ersten Abend der Konferenz äußerte Wellington noch einmal gegen alle Erwartung, daß er nie eine radikale Reform in den Niederlanden zugeben würde⁴⁾. Und das, nachdem er alles unterlassen und ins Werk gesetzt hatte, um sie entstehen zu lassen! Doch Wellington konnte jetzt leicht seine Ehre retten. Er wußte in diesem Augenblick bereits genau, daß er und die Seinigen, die Tories, die Trennung nicht mehr vorzunehmen brauchen würden. Für solche Eventualitäten haben parlamentarisch regierte Staaten es stets leicht, sich ihrer Treue zu entledigen. Und Talleyrand erklärte beruhigt, daß „die aktive Intervention jetzt sicher nicht in den Plänen der englischen Regierung liegt“⁵⁾. Hing doch unter den bestehenden Umständen von der Intervention allein, d.h. von Preußen und seinen Genossen, der ganze Widerstand ab. Talleyrand wird hinreichend gewußt haben, daß die Londoner Verhandlungen fürs erste seiner Sache nicht sehr gefährlich mehr werden konnten, so lange man bescheiden blieb.

Indessen war in Frankreich das Ruder bereits in radikalere Hände übergegangen. Aus ihnen erhielt Talleyrand seine Instruktionen für den Kongreß: Belgien unabhängig, wenn möglich unter dem Prinz von Oranien, nur Luxemburg geöffnet für fremde (preußische) Garnisonen⁶⁾. Man sieht, wie wenig direkt für sich in diesem Augenblick die radikalste Regierung des Bürgerkönigtums noch verlangte, wie viel weniger, als England für sich später erreichte. Die Orders sind noch tief geheim. Fürs übrige enthielt dieser erste Brief des neuen Ministers, des Maréchal Maison, nur Beteuerungen über das europäi-

¹⁾ Talleyrand: op. cit. III S. 357. 25. Oktober 1830.

²⁾ Ebenda: S. 360. 31. Oktober 1830.

³⁾ Ebenda: S. 361. 31. Oktober 1830.

⁴⁾ Ebenda: S. 376. 5. November 1830.

⁵⁾ Ebenda: S. 375. 5. November 1830.

⁶⁾ Ebenda: S. 377. 4. November 1830.

sche Gleichgewicht, über Frankreichs Uninteressiertheit, über den Frieden, und er warnte vorläufig davor, Vorstellungen zu machen, statt abzuwarten. Doch hatte der französische Botschafter kaum mehr nötig „Vorstellungen zu machen“. England hatte das Ganze fest in seiner Hand. Ja, hätten die Vertreter der Ostmächte nicht so sehr unter englischem Einfluß gestanden, wären sie nicht so sicher eingeschult gewesen in englisches Denken, was ihnen später den Tadel ihrer Regierungen zuzog¹⁾, die selbst bald ihre Aufmerksamkeit auf ganz anderes zu lenken hatten, wäre es wahrscheinlich nicht so weit gekommen. Das war die Hauptbedeutung des Kongresses in London. Talleyrand schrieb darüber an die Prinzessin Vaudémont: „Der Herzog von Wellington wünscht lebhaft, daß er hier stattfindet, und er hat recht: Die Minister welche hier sind, stehen unter seinem Einfluß, und er hat einen anderen Namen in Europa als Pozzo und Molé“²⁾. Man muß das wohl bedenken, in Zusammenhang mit dem absoluten Gewicht das England auf die Abhaltung des Kongresses in London legte, um manches erklärt zu finden, was sonst in dem Nachgeben der Vertreter der Ostmächte, ja, sogar in Falcks Haltung etwa in der Antwerpener Frage (siehe Kapitel 10 S. 252), dunkel erscheint.

In dieser Zeit erhielt Talleyrand die bekannt gewordene Übersicht über den belgischen Zustand von der Hand seines Königs selbst, „d'une main auguste“. Dieser fürchtete sich noch, eine Annexion Bouillons und Phiilippevilles auch nur zu erwähnen. Als Wichtigstes geht aus diesem klaren und klugen Stück hervor, daß Frankreich noch bereit ist, den Prinzen von Oranien anzuerkennen, falls seine Wahl in Belgien noch möglich wäre. Louis Philippe meint, daß die Mächte ohne große Mühe König Willem zur Sanktion seines Sohnes bringen könnten³⁾. Als das geschrieben wurde, konnte Louis Philipp noch keine Nachricht erhalten haben von dem „ewigen Ausschluß der Oranier“ von der Regierung, der Tags vorher in Belgien ausgesprochen worden war. Louis Philippe hatte seinen besonderen Grund dafür, daß er den Oranier gerne in Belgien sah. Die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg, des Bonapartistischen Kandidaten, hätte ihm die größten Schwierigkeiten bereitet. Von dem Herzog von Nemours, seinem Enkel, wagte er nicht zu sprechen, so wie er ihm

¹⁾ Lannoy: op. cit. S. 299.

²⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 457.

³⁾ Ebenda: S. 381. 11. November 1830.

später, als er gewählt worden war, die Zustimmung verweigerte¹⁾. Doch Belgien unter dem Oranier, der später auch wieder Holland geerbt hätte, brachte dem Franzosen gegenüber nur einen ganz geringen Vorteil. Man sieht, daß er bereits fast alles dem Engländer geopfert hatte, ohne allzu große Schwierigkeiten im Inneren seines Landes. Von einem Fortgerissenwerden durch die radikalen Strömungen kann kaum mehr die Rede sein und noch weniger davon, daß England aus Rücksicht darauf handelte.

Talleyrand bemerkte zu dem Stücke des Königs, daß von den monarchistischen Gruppen die des Prinzen von Oranien, trotz des Bombardements von Antwerpen, die zahlreichste wäre, abgesehen von der des Herzogs von Nemours „die sehr weise garnicht in Betracht gezogen wird“ (im Stücke des Königs²⁾). Es lag dem Franzosen, das ist deutlich, unendlich mehr an der Freundschaft mit England als an Belgien überhaupt. Wenn er später kecker ist, so ist das nur, weil er Englands in der Hauptfrage vollkommen sicher ist. England aber, wir werden es bald sehen, lag viel mehr an Belgien als an der Freundschaft mit Frankreich.

Als einige Tage darauf die Tory-Regierung fiel, sah Talleyrand darin bezeichnenderweise keinen unbedingten Vorteil³⁾, so wenig wie Falck einen wesentlichen Nachteil darin erblickt hatte. England versäumte das Mittel, wodurch es noch auf Belgien den leichtesten, unauffälligsten Druck hätte ausüben können, Bedingungen für den Waffenstillstand zu stellen. Der neue Ministerpräsident Lord Grey betonte den Friedenswillen „und hauptsächlich die gute Beziehung zu Frankreich“⁴⁾. Wenn es nur immer Englands Absicht gewesen wäre, Frankreich von Schlimmeren zurückzuhalten so ging es doch in der Nachgiebigkeit entschieden zu weit, und Talleyrand versäumte denn auch nicht zu bemerken: „Es mußte daraus Münze geschlagen werden!“⁵⁾ Das französische Pferd sollte wieder einen Sprung tun. Sollte der Ausschluß der Oranier sanktioniert werden?

Doch Talleyrand war vorsichtig. Wohl hielt er bei der nächsten Sitzung eine große Rede, bedauerte, daß Frankreichs Bemühungen für die Oranier keinen besseren Erfolg gehabt hätten, erklärte sich aber noch bereit, sie wieder herzustellen. Weiß er doch, daß dies

¹⁾ Fris op. cit.: S. 210.

²⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 489.

³⁾ Ebenda: S. 491.

⁴⁾ Ebenda: S. 497.

⁵⁾ Ebenda: S. 408.

nicht mehr möglich und daß ihn niemand auf seine Worte festnageln würde. Statt dessen entschloß man sich bloß, die orangistischen Bestrebungen in Belgien selbst nicht zu verhindern¹⁾. Gegenüber den französischen Kandidaten mußte England sich natürlich diese Möglichkeit offen halten. Wiederum ein Zeichen, daß es vermocht hätte, wenn es nur gewollt hätte.

Jetzt, zum ersten Mal kam Talleyrand von seiner Regierung der offiziöse Vorschlag zu einer Aufteilung Belgiens, an sich gewiß der glücklichste Gedanke. Nur hätte dabei England Antwerpen erhalten müssen, und daran scheiterte es sofort. Talleyrand verweigerte sich: „Ich erinnerte an alles, was es Frankreich an Mühe und Blut gekostet habe, um die Engländer aus dem Kontinent zu werfen in den vergangenen Jahrhunderten, und ich erklärte, daß, was mich angeht, ich mir lieber die Hand würde abhauen lassen als einen Akt unterschreiben, der sie dorthin zurückkommen ließe“²⁾. Er lehnte schroff ab. Er hatte Englands Wünsche besser verstanden: ein selbständiges Königsreich Belgien unter irgend einem Prinzen.

Um so weniger Talleyrand England eigentlich traute, um so mehr mußte er sich um die Verbundenheit beider Mächte, die Frankreich so dringend brauchte, bemühen. Er erging sich nun in großen Worten, die beiden Länder zu vereinigen durch die liberalen, abstrakten Prinzipien: „England ist die einzige Macht, welche wie wir, offen den Frieden will“³⁾. Und: „England und wir werden die öffentliche Meinung mit Prinzipien unterstützen“⁴⁾. Was Algier betrifft, so vermied er, darüber zu sprechen. Er freute sich nunmehr, Frankreich mit den anderen Mächten gleichgestellt zu sehen und wollte von der heiklen Sache einer Ausnahmestellung nichts mehr hören. Er betonte: „Es ist unsere Pflicht, das Prinzip der Non-Intervention aufrecht zu erhalten; doch dieses Prinzip ist in Übereinstimmung zu bringen mit der Erhaltung der Verträge und der Grenzen“⁵⁾. Rußlands drohende, sichere Sprache, durch den polnischen Aufstand gemildert, hatte das erwirkt. Frankreich wollte in erster Linie volle Anerkennung. Es verzichtete auf direkte Vorteile in Belgien. Frankreich war im Augenblick nicht die vorwärtstreibende Kraft. Aber England hatte, wo es sich selbst schon nicht aussetzen wollte, wenn

¹⁾ Talleyrand: *op. cit.* III, S. 409.

²⁾ Ebenda: S. 411.

³⁾ Ebenda: S. 413. 27. November 1830.

⁴⁾ Ebenda: S. 414. 27. November 1830.

⁵⁾ Ebenda: S. 420. 2. Dezember 1830.

Frankreich zu langsam ging, noch ein zweites kleines Pferd in seinem Gespann: Belgien selbst. Es hatte seine Selbständigkeit ausgerufen. Frankreich ging es zu ungestüm: „Unsere Schwierigkeiten können heute nur von Belgien kommen“¹⁾. Aber: „Ich muß Ihnen sagen, daß England die Unabhängigkeit Belgiens will“. England ließ jeden Druck auf Belgien fahren: Lord Ponsonby, der englische Vertreter in Belgien „war beauftragt, die Versicherungen der Non-Intervention zu erneuern“²⁾.

Wenn England so von dem polnischen Aufstand Gebrauch machte, die Trennung der Niederlande zu beschleunigen, während Frankreich die Lösung der Frage scheinbar noch zu verschleppen neigte, so geschah das allerdings zum Teile in Abwehr gegen die zu erwartenden weitergehenden französischen Neigungen, für die die Zeit immer günstiger werden mußte. Doch bedenke man, daß England, hätte es die Trennung nicht unbedingt gewollt, sich wohl überlegt hätte, daß es sich früher mit den alten vereinigten Niederlanden, wobei es Holland, die Ostmächte und das Recht stärker und unbedingter auf seiner Seite gehabt hätte, viel besser gegen solche Ansprüche hätte wehren können. An Warnungen hatte es nicht gefehlt. Doch schien England der dem Gleichgewicht günstige Augenblick gekommen.

Jetzt, nachträglich allerdings, sprach Talleyrand von einem großen Sieg der französischen Diplomatie, weil Belgien „unwiderruflich“ nunmehr, da England so entschlossen, von Holland getrennt wurde. Leider war es kein Sieg über England, wenn dies ohne Krieg gelang, eher einer über Frankreich selbst, über die Ostmächte und Holland, ja, in mancher Beziehung über Belgien selbst, das weder die Grenzen noch auch den König, den es sich wünschte, erhielt. In diesem Augenblick war scheinbar zuerst der Plan aufgetaucht, Leopold von Sachsen-Coburg, der mit dem englischen Hause verschwägert war, zum König einzusetzen. Wir werden in einem späteren Kapitel sehen, wie nun England mit dem Oranier verfuhr.

Immerhin hatte Talleyrand jetzt über Englands Wünsche Sicherheit genug. Am 17. Dezember kündigte er seiner Regierung an, daß er denke, von der Krankheit Falcks, des niederländischen Vertreters, Gebrauch zu machen, um die Unabhängigkeit Belgiens durch den Kongreß aussprechen zu lassen. Während es Frankreich gelang,

¹⁾ Talleyrand: *op. cit.* III, S. 420. 2. Dezember 1830.

²⁾ Ebenda: S. 421. 2. Dezember 1830.

die Belgier zur Anerkennung der Waffenstillstandsbedingungen zu bringen, gelang dasselbe dem Engländer bei den Holländern nicht: „Der Charakter des holländischen Königs ist ein Hindernis für alles, aber man muß dieses Hindernis überwinden, und ich kenne keine anderen Mittel, dazu zu gelangen, als durch die Konferenz die Unabhängigkeit Belgiens aussprechen zu lassen¹⁾“. Er wollte den Vorschlag jedoch vorsichtigerweise möglichst von Palmerston ausgehen lassen, weil er „mehr Einfluß hätte auf den König von Holland“. Noch verschleppte es sich um einige Tage und um lange Sitzungen, doch nicht durch den Widerstand Englands, im Gegenteil: „Sie werden sich, Herr Graf, über so lange Diskussionen nicht wundern, wenn Sie wissen, daß der englische Bevollmächtigte und ich die einzigen waren, die sich über die Frage der belgischen Unabhängigkeit entschlossen hatten, und daß es galt, die vier anderen Vertreter zu unserer Ansicht zu bekehren“²⁾. Am 20. Dezember wurde dann die belgische Unabhängigkeit ausgesprochen.

Falck protestierte nachher heftig und verlangte seine Entlassung, doch erhielt er von dem Kongreß nicht einmal eine Antwort³⁾. Aberdeen berichtete an Wellington „Sie würden es kaum für möglich halten, doch es ist wahr, daß das wichtige Protokoll vom 20. Dezember, in dem die Unabhängigkeit Belgiens tatsächlich anerkannt und die Schelde ohne Entschädigung oder Ersatz für Holland geöffnet wird, ohne Wissen Falcks vorbereitet und unterschrieben wurde“⁴⁾. Der Osten schwieg wohlweislich dazu, doch Talleyrand schrieb über den heftigen Protest des holländischen Königs: „Man kann nicht leugnen, daß er wohl begründete Ursachen hatte, sich zu beklagen, wenn man sich erinnert, daß die belgischen Provinzen ihm abgetreten worden waren im Jahre 1814, als Ersatz für die holländischen Kolonien, die sich England angeeignet hatte. Doch es war Englands Sache, dies vor sich zu verantworten; was mich angeht, ich hatte nur eine Rücksicht vorwiegen zu lassen, namentlich, daß das Königreich der Niederlande, das aus Haß und als Bedrohung gegen Frankreich entstand, bewiesen hätte, daß seine Zeit vorbei wäre und nicht länger dauern könnte. Die Konferenz empfing den Protest des niederländischen Königs, antwortete nicht darauf und setzte ihre Arbeit fort, um die Selbständigkeit Belgiens zu konsolidieren, ent-

¹⁾ Talleyrand: op. cit. III, S. 424. 17. Dezember 1830.

²⁾ Ebenda: S. 425. 20. Dezember 1830.

³⁾ Falck: Brieven S. 304 u. a.

⁴⁾ Gedenkstukken 1830/40. I, S. 187. 18. Januar 1830.

schlossen, sie zu beendigen, ohne den König der Niederlande darin einzubeziehen wenn er in seiner Opposition beharren würde¹⁾).

Der preußische Gesandte in Haag berichtete später an seinen König über den Empfang der letzten Londoner Protokolle: „Die Mitteilung dieser Dokumente hat nicht allein bei den Generalstaaten, sondern bei allen Klassen der hiesigen Bevölkerung äußerste Entrüstung hervorgerufen gegen die fünf Mächte, besonders Preußen²⁾“. Es hat da wenig Sinn mehr, von einem Wunsche, den die Holländer wie die Belgier gleich sehr gehegt haben sollten, zu reden. Wenn auch die Schelde notwendig offen gehalten werden mußte, so war es dennoch ein schrecklicher Schlag für Holland, Antwerpen in fremden Händen zu sehen. Dunkel hat das Volk an diesem nächsten und kleinlichsten Interesse das Schlimme geahnt, das ihm geschehen war. Auch hat es noch viele Jahre gedauert, bis der König den neuen Zustand anerkannt hat, kurz vor seinem Regierungsabschluß, als das Volk längst mürbe geworden war. Doch viel Kampf hat zunächst noch dazwischen gelegen, wobei die Holländer sich treu und tapfer um die Krone gehalten haben. In dieser Form hat Holland die Trennung von Belgien nie gewünscht. Die Entrüstung gegen Preußen war ungerecht, doch begreiflich. Das Volk konnte nicht wissen, daß sein König sich Preußens Freundschaft längst verspielt hatte, daß seine Hilfe lediglich und absichtlich an England scheiterte, daß für Preußen ein wahrer Heroismus dazu gehört hätte, Holland zu helfen.

Wenn England auch nur selten — wenigstens bis zum Regierungsantritt der Whigs — dem Gang der Dinge vorausgeeilt war und seine Maske wirklich gelüftet hat, so folgte es der Holland ungünstigen Entwicklung doch so treu nach, indem es jedesmal die Rückentwicklung unmöglich machte durch Waffenstillstände, Kongreß, Einbeziehung Frankreichs, Non-Intervention, Anerkennung Belgiens, Rückversicherung an Belgien, dass, wenn auch der entscheidende Beweis für Englands Willen vielleicht noch nicht erbracht ist, so doch die Indizienbeweise sich bereits derart häufen, daß seine Wirkung sicher außer Frage steht. Fast möchte man behaupten, daß gerade die äußerste Vorsicht, womit England sich jeder Wünschäußerung und Tat enthielt, gegen dieses Land spricht.

¹⁾ Talleyrand: *op. cit.* III, S. 431.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 40. 21. Januar 1831.

Wir sahen früher, daß Frankreich im allgemeinen mindestens ebensowohl zu England neigte als England zu Frankreich, daß Frankreich England mehr brauchte als umgekehrt und daher mehr nachgab. Wir fanden jetzt, daß auch im besonderen Falle der Niederlande Frankreich bereit gewesen ist, England zumindest alles, was außerhalb einer Intervention lag, nachzugeben, daß England aber von der französischen Bereitschaft zu Gunsten Hollands keinen Gebrauch machte, nach Möglichkeit jedoch den Anschein erweckte, als werde es von jenem — sei es aus Furcht, sei es aus Zuneigung, sei es aus Friedensliebe — mitgeschleppt. Als dies noch nicht genügte, um Frankreich zu der erwünschten Stellungnahme zu ermutigen, konnte England sich nicht länger zurückhalten, deutlichere Zeichen zu geben, bis es Frankreich so weit gebracht hatte, daß es in dem erwünschten Werk die Führung, Verantwortung und Gefahr übernahm, die Non-Intervention gegen die Ostmächte und die Anerkennung Belgiens gegen die Niederlande proklamierte. Zuletzt handelte es sich dabei zwischen Frankreich und England nur noch um einen Wettkampf, den anderen durch möglichste eigene Zurückhaltung zur Durchführung der eigenen Wünsche zu verlocken, wobei England in der Hauptsache Sieger blieb.

Uns erscheint es nicht fraglich, daß England, soweit es nicht mit einem französischen Angriff auf Belgien rechnete, von Anfang an dieser Tendenz zugetan war, und es nicht, wie unter anderem Lannoy es vertritt, französische Staatskunst erst soweit gebracht hat, daß gerade umgekehrt England Frankreich dazu kommen ließ. Das einzige Kunststück, das Frankreich dabei gelang, war einmal, daß es das englische Mißtrauen überwand¹⁾, und dann, daß es durch seine Zurückhaltung England aus einigen seiner Deckungen hervorlockte, doch das geschah auf eigene Kosten, in dem es, wie wir im nächsten Kapitel deutlicher sehen werden, alle direkten Vorteile im Belgien zu Gunsten Englands opferte. Wenn auch die französischen Bezeugungen der Bescheidenheit keineswegs seinen Wünschen entsprachen, so sind sie doch durchaus kein harmloses Spiel, vielmehr bedeuten sie eben so viele Feststellungen der Notwendigkeit, sich vor England zu beugen.

¹⁾ Lannoy: op. cit. S. 24/25 u. a. „Il fallait donc, pour calmer les appréhensions de l'Angleterre, que le gouvernement français manœuvrat avec une extrême prudence et une grande habileté". Deutlich geht aus diesen Worten selbst, wie man in den diesbezüglichen französischen Schriften dauernd beobachten kann, unwillkürlich das Umgekehrte dessen hervor, was sie dartun möchten, nämlich die unterwürfige Schwäche Frankreichs und Englands Überlegenheit. (Siehe auch Einleitung S. 6).

PALMERSTON

Mit der Anerkennung der Selbständigkeit Belgiens durch den Londoner Kongreß haben wir tatsächlich den Punkt erreicht, den sich unsere Betrachtung zum Ziel setzte. Die Fragen der belgischen Königswahlen, der Friedensbedingungen, der Grenzbestimmungen, von Luxemburg, des Barrièrevertrags, die sich teilweise noch jahrelang in London weiter abwickelten, sind anderer Natur. Was z.B. die Grenzen angeht, so haben wir bereits gesehen, daß England nie Grund hatte, einem Klein-Holland ungünstig gesinnt zu sein; im Gegenteil wünschte England naturgemäß in Holland eine von sich abhängige, eine ihm freundliche Macht also, zu haben, daher auch zum Teile die versteckte Politik des Jahres 1830. So ließ auch England die genauere Bestimmung der Grenzen zwischen Holland und Belgien mehr von jenen Ländern selbst als von seinem eigenen Wunsche abhängen, soweit es sie nicht gelegentlich als Druckmittel verwandte, seinen Hauptwunsch durchzusetzen. Das heißt: es hatte bezüglich der genaueren Grenzbestimmungen keinen Wunsch und schwankte öfters hin und her, namentlich was die Zuweisung Luxemburgs und Limburgs anging. Eine Ausnahme bildet nur Antwerpen, das so wenig wie sein Hinterland zu Holland gehören durfte. Staatsflandern sollte dagegen niederländisch bleiben, um Antwerpen für alle Eventualitäten, die von Frankreich her drohen könnten, als Kriegshafen unmöglich zu machen. (s. S. 102/103). Doch war es unsere Aufgabe nicht, Englands Stellung zu Holland zu betrachten, vielmehr die zum größeren Niederland.

Die Art einiger Probleme des Nachspiels aber wirft noch ein helles Licht auf unsere und auf die andere eng damit zusammenhängende Frage des Verhältnisses zwischen England und Frankreich. Man vergesse nicht, daß König Willem noch nicht ratifiziert hatte und so zu mindestens von einer entscheidenden Seite das Hauptproblem noch nicht abgeschlossen war. Besonders im Zusammenhang mit zwei Punkten dürfen wir noch Bezeichnendes erwarten, namentlich von der weiteren Haltung dem Prinzen von Oranien gegenüber und von dem politischen Hintergrund des zehntägigen Feldzugs und

des französischen Gegenzugs. Wenn Belgien unter dem Oranierhause geblieben wäre, so hätte die Trennung gerade außenpolitisch eine ganz andere, für Holland fast glückliche Bedeutung gewonnen. Englands Haltung in jener letzten Krisis, bevor die Wiedervereinigung unmöglich wurde, und seine strenge Ablehnung auch der kleinsten französischen Annexionsansprüche, wie es sich nach Anlaß jener Feldzüge zeigte, ist für uns gleichweise bedeutsam.

Wir meinten, daß der Übergang der Regierung in England von den Tories auf die Whigs nicht den Kurs der englischen auswärtigen Politik hinsichtlich Belgiens entscheidend verändert hat, wie denn England in allen diesen Jahren, wie wir im 2. Kapitel sahen, unter einer konservativen Regierung die liberalen Strömungen begünstigte, doch, wie jetzt in Polen, nirgends tatkräftig eingriff, so lange nicht rein staatlich politische Interessen, abgesehen von allen Sympathien und Gesinnungen, dies verlangten. So hatte Wellington in der Frage der Niederlande eine Politik geführt, wie sie Grey kaum anders hätte verlangen, wie er sie selbst aber, obzwar er in der Opposition dazu getrieben hatte, als Regierender, aus Rücksicht auf die inneren Gegner, vielleicht nicht hätte betreiben können. (s. Kap. 5 S. 94/95). Das haben sowohl Falck als Talleyrand empfunden und ausgesprochen. In diesem merkwürdigen Wechselspiel von Regierung und Opposition pflegten sich beide auf diejenige Politik zu einigen, die dem Interesse des Staates als Ganzes oder als Wirtschaftskörper entsprach, soweit nicht diese Interessen selbst notwendig die eine oder die andere Regierung herbeiführten. Letztes war während und kurz nach der napoleonischen Ära der Fall gewesen, erstes 1830. Die inneren Vorgänge in England beherrschten diesmal vorwiegend die Wahlen und zwangen eine Whig-Regierung herbei. Wellington hatte nicht versucht, die den Niederlanden möglicherweise günstigen Strömungen vor seinen Wagen zu spannen; wahrscheinlich weil er sie nicht mehr als im englischen Interesse gelegen ansah. Es wäre ein müßiges Unternehmen zu untersuchen, wie weit unter diesen Umständen Wellington nach eigener Einsicht handelte, wie weit er wirklich von der Opposition getrieben wurde. Uns geht hier England nur als geschlossene, auswärtige, handelnde Macht an. Soweit schon in dieser Zeit die englischen Parteien unerhebliche Schwankungen der auswärtigen Politik bezeichneten, so doch nur, um immer wieder als zusammenwirkende periodisch verschieden gerichtete Kräfte die notwendige Zickzacklinie der englischen Politik zu

erhalten, deren Ziel wir das Gleichgewicht nennen können. So war ein Wiener Kongreß ebenso notwendig wie die Anerkennung Belgiens, ein Castlereagh wie ein Palmerston.

Die scheinbaren Widersprüche der englischen Politik sind nur die immer wechselnden Äußerungen des gleichen Körpers. Doch wie sie sich hervorkehren, ist von der Außenwelt abhängig, und so weit sie schon mit inneren und allgemeinen Prinzipien zusammenhängen, so zwingen sie diese herbei; wo sie das nicht vermögen, erscheinen sie, wie gesagt, losgelöst von diesen. In keiner der europäischen Großmächte wird die auswärtige Politik so wenig von der inneren beherrscht. Uns war es deshalb von entscheidender Bedeutung zu sehen, daß da, wo die auswärtigen Interessen die inneren, Juli-Revolution und niederländische Frage die Wahlrechtsreform nicht zu überwiegen vermochten, und man daher annehmen konnte, daß die ersten von den letzten abhängig wurden, daß da bereits vorher die Tory-Regierung den Weg zu dem, was wir eine Whig-Politik nennen möchten, unwiderruflich einschlug, sowie nachher der umgekehrte Fall eintreten sollte. Wohl konnte Grey die Sache hemmungsloser und rascher zu Ende führen, so wie es vorher seine Funktion gewesen war, sie schroffer und offener zu vertreten. Da er damit eindeutiger als Wellington die englischen Notwendigkeiten des Augenblicks zeigte, die Entscheidung hatte über das, was geschehen sollte, wollen wir, nicht aus Interesse an der englischen Parteipolitik, sondern lediglich an der auswärtigen Politik, einen Blick auf seine ersten Äußerungen werfen.

Seine Aussprüche am 2. November 1830 im Parlament, worin er die Übereinstimmung mit Frankreich, den Frieden, die Non-Intervention betonte, unterscheiden sich kaum von denen Wellingtons. Wichtiger ist, was er zugleich über die Politik der vergangenen Periode sagte, und womit er endgültig das Ende jener Phase ankündigte: „Im Frieden (1814) wurde ein neues System von Bündnissen eingeführt und das alte System des Gleichgewichtes, das dazu dienen sollte, schwächere Staaten gegen die Angriffe der starken zu schützen und den Grundsatz der Wiederaufrichtung fortzuführen, verlassen“¹⁾. Das neue System, das damals angenommen wurde, hätte die starken Staaten begünstigt auf Kosten der schwachen, die Ruhe und den Frieden Englands dauernd bedroht, und durfte nicht länger

¹⁾ Mirror of Parliament S. 14 ff.
Steinmetz, Englands Anteil

aufrecht erhalten werden. Kurz, nach den zweimaligen starken Störungen der napoleonischen und der Reaktions-Ära und der englischen Gegenbewegungen wollte England in die ruhige Gleichgewichtsepoche zurücklenken.

Schon am 2. November 1830, also noch vor Anfang des Kongresses, erklärte Grey dann zu der niederländischen Frage, als Angriff auf Wellingtons zu freundliche(!) Haltung König Willem gegenüber: „Wenn die Handlungen in Belgien zu dem Ende führen, das ich nicht nur für das wahrscheinlichste, sondern auch im Augenblick für das wünschenswerteste für das englische Interesse halte — ich meine, wenn Belgien zu einem unabhängigen Staate werden sollte, in welcher Beziehung werden wir dann zu diesem Lande stehen, dem wir, diesen Abend, durch den Ton der Adresse, unsere Feindschaft ausdrücken?“¹⁾ Er rechnete schon damals mit dem Verhältnis zu dem künftigen Belgien und zitierte die ungünstigsten Berichte von englischer Seite über das Vereinigte Königreich. (s. Kap. 10 S. 254).

Als bald darauf Grey als Minister seine Eröffnungsrede hielt, hat er in der Tat über die Beziehungen zwischen Frankreich und England noch ganz anders gesprochen als Wellington, „in Worten, die nicht verfehlen konnten, das übrige Europa zu alarmieren“²⁾. „Ich zeigte Lord Grey“, so schrieb die Prinzessin Lieven „wie leicht seine Worte die Mißgestimmten überall aufregen könnten und sagte ihm, es sei bedauerlich, daß, indem er die Ruhe und Ordnung verträte, er gerade die Vorwände suggerierte, um diese zu stören . . . Lord Palmerston ist völlig einverstanden mit Lord Grey“³⁾.

Und doch war gerade Palmerston selbst wenig radikal. Er stammte von rechts her, doch aus der vermittelnden Schule Cannings. Cannings Pathos aber, wenn auch für innere Politik fortschrittlich gefärbt, war in der auswärtigen Politik am meisten das einer stolzen Selbständigkeit und des Gleichgewichtes. Im Laufe seines langen politischen Lebens sollte sein Hochmut Palmerston noch einmal so weit führen, daß sein Land wirklich isoliert und verhaßt wurde⁴⁾. Mag Palmerston einer der geschicktesten der englischen Staatsmänner gewesen sein, alles Noble, das Canning noch eignete, ging ihm

¹⁾ Lord Grey verwickelte sich dabei in folgenden offensichtlichen Widerspruch: „I fear they cannot, without force, be re-united. At all events, I am sure it cannot be done but by the most cautious measures . . .“

²⁾ Mad. de Lieven Correspondence (Letters Robinson, S. 281/82).

³⁾ Ebenda: S. 281/282.

⁴⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 31.

ab. Bei ihm wurde der Stolz zur Arroganz, der Witz zur Grobheit. Für das Bild Palmerstons verweisen wir auf Treitschkes meisterhafte Beschreibung des „Lord Cupid“, wie er leichtlebig und gefallsüchtig, eine Rose im Knopfloch durch die Londoner Salons steuerte und aus flachstem Wissen wohl auch den Stoff zu besudelnden Pasquills auf ihm unbekannte Nachbarländer schöpfte¹⁾. Man hat ihn den Vater Belgiens genannt, und dieser Titel kommt ihm sicher mehr zu als Talleyrand, der gleichfalls Anspruch darauf erheben könnte.

Bulwer, der spätere Vertrauensmann und Biograph Palmerstons, befand sich in den Niederlanden, als die Revolution ausbrach. Im Laufe seiner äußerst parteiischen Beschreibungen nennt er die wohlmeinende Politik der niederländischen Regierung in Bezug auf den katholischen Unterricht „einen wohlgezielten und lang ausgeholten Hieb“²⁾. Derselbe Mann wurde von Aberdeen zum zweiten Male nach Belgien geschickt, wie es hieß, weil seine Weissagungen so richtig in Erfüllung gegangen seien. Er war einer der ersten, der Palmerston als Minister mündlich berichtete. Bulwer beruft sich dauernd auf die Unhaltbarkeit der Zustände in den Niederlanden und verstieg sich schließlich zu folgendem merkwürdigen Satz: „Unserm auswärtigen Minister war es eine besondere Schwierigkeit, die Auflösung des Königreiches, das zu gründen als einer der Triumphe Englands 1814 bis 1815 gegolten hatte, als notwendig darzustellen“³⁾. Dies zeigt erstens wiederum, daß die Stimmung in England durchaus auch die umgekehrte Politik zugelassen hätte und außerdem, daß zum mindesten die Whigs zielbewußt das Königreich auflösen wollten, um der Auflösung selbst willen.

Vorher berichtete er von Palmerston: „Die Ansichten, die er sich gebildet hatte, waren ähnlich denen, die ich gewonnen hatte, nämlich, daß, wenn wir zu verhüten wünschten, daß Belgien eine französische Provinz würde, wir einen Plan aufzustellen hätten, um ihm eine eigene Existenz zu geben.“⁴⁾ Wir dürfen aus dieser Fassung nicht mehr ableiten, daß das Niederland, sowie es geworden war, nicht genügend oder zu viel Sicherheit gegen Frankreich geboten hätte; nur, daß auch Belgien also gegen Frankreich begründet werden mußte. Und als bald darauf Talleyrand etwa Luxemburg oder Bouillon und

¹⁾ Treitschke: op. cit. S. 27 ff.

²⁾ Bulwer: Palmerston II, S. 14.

³⁾ Ebenda: S. 18.

⁴⁾ Ebenda: S. 17.

Philippeville für Frankreich verlangte, antwortete Palmerston nur mit Bedrohungen: „Wir wollen mit Frankreich auf gutem Fuß leben, aber jeder Territorialgewinn Frankreichs wie dieser, mit dem wir uns beschäftigten, würde die Beziehungen beider Länder verändern und es uns unmöglich machen, weiter in Freundschaft zu Frankreich zu stehen“¹⁾). Gleich zu Anfang ihrer Regierung taucht hier also bei den Whigs viel mehr als bei Wellington unter der scheinbaren Franzosen-Freundlichkeit die festeste, unverhohlene Abwehr gegen Frankreich auf. Allerdings war diese notwendig durch den Gang der Dinge in Frankreich sowohl als durch seinen Erfolg in den Niederlanden, aber auch durch den Zustand in Europa. Doch England allein trug daran die Schuld, hatte es wohlbewußt dahin geführt. Nun hatte Frankreich sein Werk getan, von jetzt an ist jeder Schritt Frankreichs gegen Englands Interesse und von Stund an steht England fest, wird es nicht mehr mitgerissen, fürchtet es keinen Krieg mehr, trotz der geschwächten Ostmächte. Wir bezweifeln, ob England des Gleichgewichtes wegen allein — wenn man die niederländische Frage überhaupt schon davon trennen könnte — es soweit hätte kommen lassen. Schon daraus dürfte man für die Zeit vorher schließen, daß England die Auflösung des Vereinigten Königsreichs im eigenen besonderen Interesse gewollt und mit den zweckmäßigsten Mitteln, wie das Resultat zeigte, betrieben hat. Denn wenn die Engländer richtig berechnet haben mögen, daß Frankreich wieder zurückweichen, daß es zu keinem wirklichen Kriege kommen würde, so doch auch, daß ihre jetzige Politik sie leicht jenes „gute Einvernehmen mit Frankreich“ und damit das Gleichgewicht kosten müßte, welchem Einvernehmen doch eben das Vereinigte Königreich seinerseits geopfert worden sein sollte! Frankreich war reines Werkzeug gewesen, das nun, gerade von der liberalen Regierung Englands, zur Seite gelegt wurde. Fast hat man den Eindruck, als ob, während die Tories mit Rücksicht auf die Whig-
Opposition Frankreich gegenüber besonders vorsichtig gewesen waren, die Whigs glaubten, sich nicht mehr an diese Rücksicht halten zu müssen. Es zeigt sich jedenfalls, daß die englischen Parteien, soweit sie schon nach außen hin eine Verbundenheit besaßen, diese nur ausnutzten, um das Vertrauen der Verbündeten zu mißbrauchen.

Talleyrand, der schlaue Fuchs, oder sein Auftraggeber hatten

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 28. 7. Juni 1831.

wohl sehr falsch gerechnet: gerade jetzt fing er an, direktete Forderungen zu stellen. Ein endloser Handel begann. Palmerston wünschte ein wirklich selbständiges, d.h. englisches Belgien und schrieb dem Gesandten in Paris: „Sie dürften nicht unterlassen, bei angebrachter Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß, wenn wir auch darauf bedacht sind, das beste Einvernehmen mit Frankreich zu pflegen und mit ihm in einem Verhältnis intimster Freundschaft zu stehen, dies nur unter der Voraussetzung ist, daß es sich mit dem Besitz des besten Gebietes Europas bescheidet und nicht die Absicht hat, ein neues Kapitel der Annexionen und Eroberungen zu eröffnen“¹⁾. Schon um zweier kleiner Grenzstädte willen eine solche Bedrohung! Wie hätte England, wenn es ihn gewollt, nicht ähnlich für den Bestand der Niederlande eintreten können! Palmerston berief sich darauf, daß ihm als Vermittler das Recht fehle, Holland und Belgien zu berauben. Er berief sich noch einmal auf die von Frankreich propagierte Non-Intervention und den Frieden. Frankreich versprach, weder den Anschluß Belgiens an Frankreich noch den Gewinn der Krone Belgiens für den Prinzen von Nemours zuzulassen. Es verlangte aber Aufklärung über Englands maritime Bewaffnungen. Palmerston schloß die Nachricht an Granville über seine Antwort an Frankreich: „Es kann indessen nicht schaden, wenn die Franzosen denken, daß wir ein wenig aufpassen mit unserer Flotte, denn ich glaube, daß es die Furcht vor einem Seekrieg war, welche sehr dazu beigetragen hat, die französische Regierung zur Bewahrung des Friedens zu veranlassen“²⁾. Wo bleibt jetzt Wellingtons Argument, keinen Krieg führen zu können? Plötzlich erinnerte sich England, daß es eine Flotte besaß. Voll Selbstbewußtsein, fast leichtfertig zeigte England seine volle Kraft, und das, als seinen Bundesgenossen die Hände im polnischen Aufstand gebunden waren. Als Talleyrand noch einmal sondierte, ob es mit Nemours nicht doch gehen würde, sagte er: „Wir würden es als eine Vereinigung mit Frankreich ansehen, nicht anders, und es liegt bei Frankreich, all die Folgen zu überlegen, denen solch eine Vernachlässigung all seiner Vereinbarungen es aussetzen würde; ich glaube nicht, daß die Masse des französischen Volkes Belgien auf Kosten eines allgemeinen Krieges wünscht“³⁾. (Woher auf einmal diese Veränderung der französischen Gesinnung in der

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 29. 7. Januar 1831.

²⁾ Ebenda, S. 35. 27. Januar 1831.

³⁾ Ebenda: 1. Februar 1831.

englischen Fassung?) Und weiter: „Wenn die Wahl auf Nemours fällt und der König von Frankreich annimmt, so scheint mir das ein Beweis zu sein, daß Frankreichs Politik wie eine ansteckende Krankheit ist, die an den Wänden der Wohnung klebt und bei jedem neuen Bewohner, der in ihren Einfluß gerät, ausbricht“¹⁾. Und darauf: „Es widerstrebt uns, auch nur an Krieg zu denken, doch wenn wir es noch jemals versuchen wollten, so wäre dies ein legitimer Anlaß“²⁾. Frankreich versuchte es dann mit einem Bündnis mit England, doch Palmerston antwortete, daß „solche offensive und defensive Bündnisse in England nicht sehr populär seien“³⁾, daß „jede Seite, die den Frieden stört, England gegen sich finden wird“, doch daß die Gefahr „eher von als gegen Frankreich zu drohen scheint“. Gewiß, England wollte keinen Krieg, weil es niemanden, auch seinen Bundesgenossen nicht, auf dem Kontinent siegen lassen wollte, wäre jetzt aber sogar bereit gewesen, all die schlimmen Folgen eines neuen Sieges der Ostmächte auf sich zu nehmen! Und noch einmal schrieb Palmerston an Granville: „Achten Sie bitte darauf, in all Ihren Unterhaltungen mit Sebastiani ihm zu verstehen zu geben, daß unser Friedenswillen uns doch nie so weit führen wird, eine Beleidigung zu ertragen, sei es in Worten oder in Taten“⁴⁾. Nun muß man allerdings bedenken, daß Palmerston klar sah, wie nur das kleinste Entgegenkommen immer einen Schritt weiter bedeutet hätte auf dem Wege zur Annektion Belgiens durch Frankreich. Doch er vergaß zu erwähnen, daß Englands Haltung bis zur Anerkennung doch gerade ein solches erstes Entgegenkommen gewesen war, oder vielmehr wie ein Entgegenkommen aussehen sollte, und daß alles Übel daraus erst erfolgt war. England mußte sein Ziel eben durch Frankreich erreichen und Frankreich als Hilfe in Reserve halten. Weiter gab man um Frankreichs willen nicht nach. Das Schicksal Belgiens war England viel wichtiger als sein Verhältnis zu Frankreich oder der Frieden. Wohl sind sie voneinander abhängig, denn England wußte sehr wohl, daß es die Möglichkeit einer Freundschaft mit Frankreich nur hatte, wenn dieses Belgien nicht besäße. Die beiden Grenzstädte aber, die erst nach den 100 Tagen Frankreich abgenommen wurden, hätte es leicht zurückgeben können, ohne den eigenen Interessen zu

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 36. 1. Februar 1831.

²⁾ Ebenda: S. 37. 2. Februar 1831.

³⁾ Ebenda: S. 39. 8. Februar 1831.

⁴⁾ Ebenda: S. 41. 15. Februar 1831.

schaden. Doch da Belgien sein sollte, mußte es England in seinen Schutz nehmen. War doch die ganze Absicht, es unter englischen Einfluß zu bekommen. Das galt besonders nach der Südseite hin, denn im Norden durfte es Hollands Freundschaft nicht ganz verscherzen.

Als in Frankreich die Regierung in die gemäßigeren, doch bezeichnenderweise auch kräftigeren Hände Casimir Periers fiel, war die größte Gefahr vorbei. Granville teilt mit, daß Sebastiani ihm sagte, „daß nichts als die äußerste Furcht, jeden Anschein eines Konfliktes mit England zu vermeiden, seine (Talleyrands) Wiederberufung wegen seines Ungehorsams — entgegen seinem Auftrag Frankreichs Ablehnung des Protokolls vom 27. Januar nicht erklärt zu haben — verhindert hatte“¹⁾. Dieses Protokoll hatte eine Verbesserung der Trennungsbedingungen für Holland enthalten. England hatte Frankreich nach wie vor vollkommen in seiner Macht und war während dieser ganzen Krisis führend geblieben.

Wie wenig ernst es der englischen Whig-Regierung war mit dem Schutze liberaler Strömungen auf dem Kontinent, ja, mit der Non-Intervention selbst als Prinzip, geht daraus hervor, wie Palmerston um diese Zeit Oesterreichs Interventions-Neigung in der Romagna und Frankreichs Bestrebungen, diese zu verhindern, aufnahm. „Ich würde sagen, daß es Frankreich das Risiko nicht wert sein sollte, ganz Europa wegen der Beschützung der Revolutionäre in der Romagna in einen Krieg zu verwickeln. Wenn wir ihnen durch Verhandlungen ein wenig konstitutionelle Freiheit verschaffen könnten, umso besser, doch wir sind alle daran interessiert, den Frieden zu erhalten, und keiner mehr als Louis Philippe“²⁾. Und später: „Ich bedaure den Entschluß Oesterreichs über Italien; er ist falsch und töricht. Es wird für England unmöglich sein, zusammen mit Oesterreich einen Krieg zu beginnen, um die Freiheit niederzutreten und den Despotismus aufrecht zu erhalten; ebenso wenig können wir auf die Seite Frankreichs treten in einem Kampf, dessen Ergebnis eine Vergrößerung seines Gebietes sein würde“³⁾. So billig ist Englands Freiheits- und Menschenliebe, soweit es sich nur um diese handelt. Die Phrasen dürfen dabei ehrlich gemeint sein. Für die höhere Moral Frankreichs, das mit seiner Idee die Eroberung und die Verantwor-

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 46. 25. Februar 1831.

²⁾ Ebenda, S. 48. 1. März 1831.

³⁾ Ebenda: S. 50/51. 11. März 1831.

tung verbindet, konnte England kein Verständnis mehr haben, seit es seine letzten Besitztümer auf dem Kontinent aufgegeben hatte und keine neuen mehr zu gewinnen wünschte. In den Kolonien allerdings vertrat England ein ähnliches System, dort, wo von solcher Idee im homogenen Sinne nur noch in beschränktestem Maße die Rede sein kann.

Der Aufstand in der Romagna ist für uns ein wichtiger Präzedenzfall. Frankreich beschied sich schließlich mit der Forderung, daß die österreichischen Truppen sofort nach der Unterdrückung des Aufstandes das Gebiet wieder verlassen würden, was diese auch getan haben. Genau so hätte auch der belgische Aufstand bewältigt werden können. Zwar lag Frankreich an Belgien aus naheliegenden Gründen viel mehr als an der Romagna, doch andererseits lag ihm auch viel mehr an England als an Oesterreich, war es in jener ersten Zeit noch viel weniger vorbereitet, um Preußen zu widerstehen. England aber war bereit, hier alles geschehen zu lassen, trotz Intervention, Kriegsgefahr und Gleichgewichtsstörung, was es in den Niederlanden mit allen Mitteln auch jetzt noch verhütete. Vielleicht wollte es angesichts der veränderten Umstände auch einen Vorteil für die Ostmächte, einen Vorteil, der nur nicht in den Niederlanden gesucht werden durfte.

So machte auch Palmerston seine Wünsche in Bezug auf die jetzt zu erwartende Unterwerfung Polens durch die Russen von der Machtpolitik abhängig: „Werden Sie (die Franzosen) nicht daran denken, daß, wenn die Russen Polen wiedererobern haben werden, was ich (bestände nicht der voreilige Eroberungsgeist Frankreichs) würde fürchten müssen, daß dann der Ton Rußlands über Belgien anders werden wird, als er gewesen ist, und daß Preußen und Oesterreich durch seinen Einfluß wahrscheinlich mitgeschleppt werden“¹⁾ Kurz, England stand jetzt im ganzen wieder hinter den Ostmächten, und zwar, seiner Sprache nach wenigstens, nicht nur soweit es in ihnen die Schwächeren sah, denn es drohte mit ihrem zu erwartenden gestärkten Zustand.

Voll Verachtung äußerte sich Palmerston über Frankreichs immerwährende Bemühungen um Bouillon: „Es ist einem wirklich zuwider, anzusehen, wie die Regierung eines großen Landes in einer großen Geschäftskrisis, wenn so große Interessen auf dem Spiele

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 49. 9. März 1831.

stehen, um solch jämmerliche Gegenstände wie das zerstörte Schloß von Bouillon und das kleine umliegende Gebiet handelt und intrigiert"¹). Aber die kontinentalen Mächte betrachteten ihre Lande nicht so lässig und leichtfertig wie England sie ansah: Europa war noch kein englisches Kolonialgebiet und hatte auch keine Neigung, seine Staaten nach Meridianen abzugrenzen.

Indessen hatte England selbst für die belgischen Aufständischen ein wenn auch andersartiges, so doch sehr starkes Interesse: „Wir können die belgische Angelegenheit niemals als Kleinigkeit nehmen, im Gegenteil, es ist von größtem Interesse für England. Perier muß verstehen, daß Frankreich Belgien nicht ohne einen Krieg gegen die vier Mächte bekommen kann. Ob es aber Belgien durch einen Krieg gegen die vier Mächte gewinnen könnte, ist eine andere Frage"²). England verfügte ebenso frei über die drei Ostmächte, die es eben durch Belgien geschwächt hatte, wie über Frankreich selbst.

Der am schwersten zu verstehende Punkt in der englischen Politik ist indessen wohl der der belgischen Königswahl, und namentlich die Haltung dem Prinzen von Oranien gegenüber. Wir finden darüber nur wenig direkten Aufschluß. Wir rühren hier an die raffiniertesten und verstecktesten Gebiete englischer Politik jener Jahre. Wir fanden, daß hier ausnahmsweise England nicht der Holland ungünstigen Entwicklung folgte. Als in Belgien dem Oranierhause für immer abgeschworen wurde, tat England, als wäre nichts geschehen, und es vertrat nach wie vor die Sache des Prinzen, während Frankreich, das bis dahin auch den Prinzen akzeptiert hätte, doch stutzig wurde und sich öfter über die voraussichtliche Unmöglichkeit dieser Wahl aussprach. Nebenbei beweist Englands Haltung zu dem Ausschluß der Oranier, daß es keineswegs alles, wozu sich Belgien frei entschloß, sehr ernst nahm und sich noch später immer darüber hinwegsetzen oder es rückgängig machen zu können glaubte. Am 7. Januar 1831 meinte Palmerston in einem Schreiben an Granville allen Ernstes, daß man die Belgier zu der Annahme des Prinzen bringen könnte, wenn dieser für Belgien von seinem Vater als Brautgabe Luxemburg mitbringen würde. Der Kompromiß war an sich nicht schlecht gedacht und wäre für Holland annehmbar gewesen. Er scheiterte zunächst durch Frankreich und nicht an dem

¹) Bulwer-Palmerston II, S. 49. 9. März 1831.

²) Ebenda: S. 52/53. 15. März 1831.

Prinzen, sondern an Luxemburg, woraus sich Frankreich noch andere Münze zu schlagen gedachte¹⁾).

Auffälliger noch ist es, wenn Palmerston Talleyrands Vorschlag, daß Frankreich im Tausch für Philippeville und Marienburg die Kandidatur Leopolds von Sachsen-Coburg in Belgien fördern würde, zurückwies²⁾). War doch die Kandidatur Leopolds an sich für England die möglichst günstige, die es später so leidenschaftlich vertreten hat. Wir müssen annehmen, daß England sie damals entweder noch nicht im Ernst für aussichtsreich gehalten hat oder, was wahrscheinlicher ist, daß es den Anhang des Oraniers vorläufig noch brauchte gegen Frankreich und glaubte, den Coburger billiger bekommen zu können. Denn bereits am 22. Dezember 1830 schrieb Madame de Lieven aus London an ihren Bruder: „Leopold ist wieder auf der Bühne. Lord Grey denkt an ihn. Ich lasse keinen Tag vorbeigehen, ohne ihm zu sagen, daß es eine Torheit ist, daß nur der Prinz von Oranien allen passen würde . . .“ Noch vor kurzem hatte Sebastiani sich gegen Gendebien geäußert: „Wenn der Sachsen-Coburger einen Fuß in Belgien setzt, werden wir die Kanonen auf ihn richten“³⁾). Schon bald war Frankreich nachgiebiger geworden. Wenn Louis Philippe und die Belgier auch auf eine Ehe Leopolds mit einer französischen Prinzessin gehofft haben mögen und dies England abgeschreckt haben mag, so lag dennoch in diesem Anerbieten Frankreichs ein starkes Entgegenkommen. Überhaupt ist es auffallend, wie man England von allen Seiten außer von Russland zu schmeicheln suchte, indem man Leopold vorschob, dessen Wahl ursprünglich im Interesse keiner Kontinentalmacht, im letzten auch nicht im belgischen, gelegen hat. Dennoch blieb Englands Haltung zu dem Oranier zweideutig. Es ließ die Sache sich ruhig verschieben. Jedenfalls mag England den belgischen Thron für Leopold offen halten haben wollen. Es geschah von England aus nichts Offenbares für und nichts gegen den Oranier, im Gegensatz zu allen anderen Problemen, welche die belgische Angelegenheit mit sich brachte. Noch am 17. Februar 1831 schrieb Palmerston: „Er (Talleyrand) verlangte von mir, ich möchte Ponsonby (den neuen englischen Vertreter in Belgien) Anweisung geben, er solle davon absehen, den Prinz von Oranien zu unterstützen. Ich sagte, daß ich Ponsonby raten würde, was ich ihm

¹⁾ Bulwer-Palmerston I, S. 27. 7. Januar 1831.

²⁾ Ebenda: S. 28. 7. Januar 1831.

³⁾ Stockmar: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von Stockmar S. 162/163.

immer geraten hatte, nämlich überhaupt keine Partei zu wählen, zu Niemandes Gunsten''¹⁾). War doch England so sehr darauf bedacht, den Anschein der Uneigennützigkeit zu bewahren, worauf sein Einfluß zum großen Teil beruhte. Zynisch folgt dann gleich darauf: „Doch ich sagte Talleyrand nicht (wenigstens beabsichtigte ich nie ihm zu sagen) daß Ponsonby dazu helfen sollte, Prinz Karl (einen anderen Kandidaten) vorzuschieben''²⁾).

Man darf nicht vergessen, daß während Leopold landfremd war, der Prinz von Oranien in Belgien einen mächtigen Anhang besaß, ja, neben dem französischen Prinzen als einziger einen Anhang im Lande selbst hatte, der bald in dem flämischen Teil des Landes wieder wuchs, und der auch später nie ganz verloren ging. So schrieb anfangs einmal White an den englischen Konsul zu Antwerpen: „So stark ist die Partei des Prinzen von Oranien, daß ich überzeugt bin, daß dieser Punkt ohne viel Schwierigkeiten durchgeführt werden könnte. Der Prinz von Oranien ist sehr beliebt im ganzen Land; er hat sich abseits gehalten von aller Beteiligung an den jüngsten verhängnisvollen Maßnahmen und hat, wie man annimmt, mit seinem Bruder und Vater darüber gestritten''³⁾). Dieses Anhangs nun mußte sich England versichern und zugleich, falls der Oranier gewählt würde, der Freundschaft des Prinzen. Wir werden später sehen, wie England seine orangistische Larve nicht nur gegen Frankreich, sondern auch gegen Flandern verwandte. Als es in Belgien die orangistische Partei unter seinen Schutz nahm, war es in Übereinstimmung mit seiner auswärtigen Politik. Wo England im Grunde andere Wünsche hegte, konnte es das um so ruhiger tun, als der Prinz bereits offiziell in Belgien abgelehnt worden war. So finden wir, daß gegen alle Erwartung die Stimmung der Engländer dem Oranier gegenüber seitdem beinahe günstiger wurde. Besonders aber während in Belgien die Kandidaturen der beiden französischen Prinzen von Leuchtenberg und Nemours drohten, mußte England sich an den Oranier, den einzigen autochthonen Gegenspieler klammern. Es ist bekannt, welches gefährliches Spiel dann Louis Philippe begann: wie er den Belgiern heimlich, um Leuchtenberg auszuschalten, Nemours zusagte, was die Engländer als Casus belli anzusehen gedroht hatten, so wie die Belgier ihn gezwungen hatten, dies zu tun, indem sie mit der Wahl

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 43. 17. Februar 1831.

²⁾ Ebenda: S. 43.

³⁾ Gedenkstukken I, S. 95. 6. Oktober 1830.

Leuchtenbergs drohten; wie schließlich der König dann, als Nemours gewählt worden war, wieder ablehnte und nunmehr beide Kandidaten aus dem Felde geschlagen worden waren¹⁾. Dieser Doppelbetrug zwischen Belgien und seinem anderen Gönner konnte England nur angenehm sein. Das Verhältnis zwischen Belgien und Frankreich hatte gelitten, die den Anschluß an Frankreich wünschende Partei unter den Belgiern hatte eine Schlappe erhalten, und den anderen mußte England mehr und mehr als der eigentliche Beschützer erscheinen. Immerhin hatte auch England für sich die Sache wieder einmal bis an den Rand des Abgrundes kommen lassen, und wenn es mit seiner Förderung der Trennung Belgiens von Holland den Anschluß an Frankreich zu riskieren wagte, so geht daraus hervor, wie viel England an dieser Trennung lag. Allerdings war es weniger die Gefahr eines wirklichen Anschlusses als die eines Krieges ihn zu verhüten. Und mit Recht sagte Palmerston „Wir wissen, daß wir Frankreich nach einem solchen Anschluß zu bekämpfen hätten, und wir könnten es deshalb besser vorher tun“²⁾. Dann wäre aber bei weitem das Sicherste gewesen, Belgien bei Holland zu lassen und den Krieg sofort zu führen, vor dem man sich doch so wenig scheute. Die Differenz des Maßes beider Gefahren könnte man als das Mindestmaß von Englands Bejahung der Trennung der Niederlande ansehen. Durch die Macht seines Daseins, ohne einzugreifen, zwang England Louis Philippe zu jenem Betrug zu seinem und seines Volkes größtem Nachteil in ihren höchsten Wünschen. Es zwang Frankreich, nachdem die Wahl Nemours ein „fait accompli“ geworden war, diese auf offene Bedrohungen hin abzulehnen. Die englische Regierung, nicht die Konferenz forderte Frankreich auf, die Krone für Nemours abzulehnen „auf Gefahr eines Krieges hin“³⁾. Siegreich ging England aus all diesen Verhandlungen hervor. Frankreich war erniedrigt und wieder brauchbar geworden für englische Zwecke. Durch sein eigenes Festhalten am Oranier brachte England Frankreich dann so weit, daß es ihm aus Furcht vor dem Schlimmeren selbst den Coburger antrug.

Nochmals wurde das gebändigte Pferd eingespannt. Ganz zahm kam Talleyrand mit dem Vorschlag Leopolds, verlangte aber noch, daß dafür die Angelegenheiten Bouillons, Luxemburgs und Maas-

¹⁾ Fries: op. cit. S. 117/118.

²⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 58. 25. März 1831.

³⁾ Ebenda: S. 38. 8. Februar 1831.

trichts in seinem Sinne erledigt würden, das hieß: er verlangte nur noch Bouillon für sich selbst. Noch war das zu viel. England konnte Leopold billiger erhalten. Palmerston hielt sich gleichgültig: „Wenn wir auch die Wahl Leopolds als im englischen Interesse gelegen betrachteten, so wären wir doch durch Übereinkünfte mit den anderen Mächten gebunden und dadurch, daß wir lieber unsere gute Treue bewahren wollten als unserem selbstischen Interesse nachgehen, daß infolgedessen die Wahl Leopolds keinerlei Veränderung in unseren Auffassungen und Entschlüssen bringen würde, und daß wir um nichts mehr geneigt sein würden, die unbilligen Ansprüche der Belgier mit als ohne Leopold zu unterstützen“¹⁾). Das hieß vor allem: England wollte auch Bouillon usw. für Leopold haben und konnte endlich auch wegen der Ostmächte noch nicht weitergehen. Schon viel früher schrieb Aberdeen an Wellington: „Ich habe längst vermutet, daß Leopold tief in diese Sache verwickelt war, doch er wird stark bekämpft von Lieven, sowohl wegen seines Benehmens gegen den Kaiser und der Verursachung eines französischen Einflusses, als wegen der Hoffnung, die Rußland noch immer hegt für den Prinzen von Oranien“²⁾). Frankreich gegenüber zeigte nun England gleich falls noch seine orangistische Maske: „Doch ich sagte, der Grund, warum wir Leopold als nächsten nach einem Mitglied des Oranier-Geschlechts wünschten, wäre, daß wir meinten, er würde ein guter belgischer König werden“³⁾). Schon am 22 Mai äußerte sich Palmerston zu Bagot, dem englischen Gesandten im Haag: „Die einzig übrig bleibende Aussicht für die Errichtung einer solchen Regierung ist die Wahl des Prinzen Leopold zum Regenten“⁴⁾). Wir werden sehen, wie England in Wahrheit doch heimlich längst für Leopold gewirkt hatte.

Indessen hatte sich Casimir Periers mäßigende und englischfreundliche Gesinnung mehr geltend gemacht und eine Einigung ermöglicht, während auf der anderen Seite Sebastiani seine letzten Komplote zur Aufteilung Belgiens auszuführen suchte. Die Festungen sollten zum Teile geschleift werden, nach Palmerston, damit sie nicht in französische Hände fielen, in Wahrheit, weil sie nicht mehr nötig waren; England hatte das Spiel bereits gewonnen. Palmerston erkannte, sie wären zu zahlreich für die kleine belgische

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 61/62. 1. April 1831.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 184.

³⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 62. 1. April 1831.

⁴⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 198.

Macht¹⁾. Niederland war nicht zu schwach für die Barriere, es drohte vielmehr auf die Dauer stärker zu werden, als daß England sie beliebig in der Hand behalten hätte.

In dieser Zeit hat sich der politische Horizont wieder anders gefärbt. Belgien forderte heraus durch starres Beharren auf seinen Ansprüchen. Holland hatte die ganze Zeit der Ruhe hindurch sich immer mehr bewaffnet. Polen schien dem Untergange nahe. Schon pendelte das Gewicht für England wieder zu weit gen Osten, und Palmerston tat folgende merkwürdige Äußerung: „Ich habe Bülow angedeutet, daß, wenn Preußen in Polen einmarschiert, um den Russen zu helfen und Frankreich die Rheinprovinz angreift, es für England unmöglich sein würde, Preußen zu helfen“²⁾.

Die Entwicklung zwischen Holland und Belgien ist bekannt. Hatte Holland den ersten Vertrag abgelehnt, so lehnte Belgien den zweiten, der zu Gunsten Hollands abgeändert worden war, ab, und beharrte bei seiner Ablehnung. Leopold war zu gut dressiert und zu abhängig von England, um nicht die Unterwerfung Belgiens unter den Vertrag zur Bedingung seiner Annahme der Krone den Belgiern gegenüber zu machen. Es wurde den Belgiern nunmehr eine Frist gestellt. Wenn sie nicht bis zum 1. Juni nachgäben, hätten die Vertreter Englands und Frankreichs Brüssel zu verlassen. Der Waffenstillstand mit Holland konnte jeden Tag gekündigt werden. Der Termin wurde überschritten; man ging stillschweigend darüber hinweg; Ponsonby ging zwar (wir werden später sehen wozu), doch nichts geschah weiter. Ja, es geschah doch etwas: da nun Leopolds Wahl als sicher erschien, er in Belgien gewählt worden war, er dauernd mit den Brüsseler Vertretern verhandelte, wollte England ihn sichern³⁾. England wünschte Leopolds endgültige Annahme der Krone beschleunigt zu sehen, gefestigt, ehe der Osten wieder aufwachte, das gezähmte Frankreich wieder keck würde oder von Holland oder Belgien selbst neue Schwierigkeiten auftauchten. Hatte England doch in diesem Augenblick alle Dinge gerade dort, wo es sie haben wollte. Den kleinen Rest gab es nun nach. Der

¹⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 64. 12. April 1831.

²⁾ Ebenda: S. 76. 22. April 1831.

³⁾ Will man Madame de Lieven glauben, so hatte Grey schon im Juni vorgehabt, die Konferenz aufzugeben und Leopold als König anzuerkennen, was sie dann zusammen mit Wellington verhindert haben soll: „It will not be broken up, and we shall keep England within bounds“. Lieven, Correspondence, S. 304. 24. Juni 1831.

Vertrag wurde verändert, zu Ungunsten Hollands und ohne sein Vorwissen¹⁾. Belgien nahm an. Leopold reiste nach Brüssel ab. Von dem Prinzen von Oranien war nicht mehr die Rede. „Der Wunsch der französischen und englischen Regierungen, miteinander übereinzustimmen, und der aller Regierungen, die Souveränität des Prinzen Leopold zu erleichtern, hat zuletzt zur Annahme neuer Bedingungen der Trennung zwischen Belgien und Holland geführt, enthalten in 18 Artikeln anstelle der 24 früher vorgeschlagenen“, so erzählt uns Bulwer²⁾. Noch immer versteckte sich England hinter seinen Verbündeten, nach beiden Seiten hin. Es betrieb indessen sein Geschäft; Palmerston erzählte: „Ich habe Falck und van Zuien viel zugesprochen, daß sie den König dazu bringen, ruhig zu sein“. Die Oranier wurden zur Seite gestoßen. Man brauchte sie nicht mehr: „Die französische Regierung hatte uns vor Monaten getadelt, weil wir den Prinzen von Oranien in den Vordergrund stellten, und sie selbst war es, welche die letzte Zeit Leopold vertrat, wenn der Gedanke nicht ursprünglich von den Belgiern selbst kam. Es mag in der Tat vollkommen wahr sein, daß ihn die Franzosen nur auf ihr Schild hoben, weil sie ihn für ihre beste Aussicht hielten, um das Oraniergeschlecht daran zu hindern zurückzukehren, doch sie können tatsächlich nicht behaupten, daß er der Kandidat Englands ist“³⁾. Durch Bedrohung mit den Oranieren also hat England Frankreich tatsächlich dazu gebracht, daß es seinen eigenen englischen Kandidaten vorbrachte. Das Bekenntnis ist fast allzu plump. Doch England mußte jetzt unter allen Umständen Frankreichs Anspruch auf Dankbarkeit zurückweisen, da es dieses Land zugleich von einer Intervention in Portugal zu Gunsten der Liberalen zurückhalten mußte, sogar unter Bedrohung, Portugals reaktionäre Regierung im Kriegsfall gegen Frankreich zu unterstützen⁴⁾. Und Falck schrieb: „Ihr Steckenpferd ist jetzt, Leopolds Thron zu festigen — à la barbe de la France — und dafür wird allmählich alles geopfert, umsomehr, da sie trotz meiner wiederholten Warnungen in der Illusion beharren, daß in Holland sowohl wie in Portugal die

¹⁾ „Die achzehn Artikel waren ohne Vorwissen der holländischen Bevollmächtigten zwischen Palmerston, Leopold und den Belgiern verabredet und von den Gesandten der Ostmächte nur darum gutgeheissen worden, weil diese immer noch vertrauensvoll auf Englands Freundschaft bauten, den britischen Minister nicht ganz in Frankreichs Arme treiben wollten“. (Treitschke: Op. cit. IV, S. 76).

²⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 89.

³⁾ Ebenda: S. 91/92. 22. Juli 1831.

⁴⁾ Ebenda: S. 87. 10. Juli 1831.

Neigung zu einer Intimität mit England zu natürlich ist, als daß sie nicht nach kurzer Zeit die Entrüstung überwinden würde¹⁾). Holland aber konnte sich damit trösten, daß das große Frankreich von England ebenso sehr betrogen wurde und als Freund in noch schmähhlicherer Weise um seine alten und besten Wünsche gebracht wurde, als die Erfüllung so nahe lag. Und die den Anschluß in Belgien wünschten, die Republikaner und die französischen Militärs, dürften sich dessen bewußt werden, wenigstens glaubte es Palmerston²⁾) und hatte darin umsomehr einen Grund, Leopolds Krönung zu beschleunigen. Und wohl mag es Palmerstons schlechtes Gewissen gewesen sein, daß ihn schon lange vorher, nach dem kleinsten Anlaß, ein Einvernehmen zwischen Holland und Frankreich um Belgien unter sich zu verteilen, fürchten ließ³⁾). Und hätten Holland und Frankreich dazu die Kühnheit und die politische Weitsicht aufgebracht, und hätten sie Preußens in ihrem Rücken sicher sein können, es wäre sicher für England der furchtbarste Schlag gewesen und für den Kontinent die schönste Lösung, die ihn für immer von einer seiner wundesten Stellen geheilt hätte. Eine solche Verteilung Belgiens, die ohne das gerade bewußt zu wollen, so doch wahrscheinlich ungefähr Flandern an Holland, Wallonien an Frankreich gebracht hätte, und Preußen vielleicht an die Maas, wäre damals in der Tat nicht ganz unmöglich gewesen.

Leopolds erste Tage in Belgien sollten nicht angenehm sein. König Willem und seinem Volk war es nun doch zuviel geworden. Jede rechtliche Bindung, der sich Holland unterworfen hätte, war gebrochen und es war wieder frei: der Termin der Annahme der von Holland sanktionierten Verträge durch die Belgier war verlaufen. Die unterschobene Veränderung war für Holland ungültig, ebenso die Wahl Leopolds, die vom König nicht sanktioniert worden war. Kein Resultat der früheren Verhandlungen konnte Holland mehr binden. Nie war eine Uebereinstimmung dagewesen, immer hatten entweder die Belgier oder die Holländer nicht akzeptiert. Wenn sich jetzt auch die Mächte hinter die Bedingungen stellten, die Holland verwarf, so waren damit für diesen souveränen Staat die Belgier wieder nichts anderes als was sie ursprünglich gewesen waren,

¹⁾ Falck: Brieven, S. 319. 1. August 1831.

²⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 89. 3. Juli 1831.

³⁾ Ebenda: S. 82. 31. Mai 1831.

Aufständige, und Leopold, ihr Führer, ein Aufstachler und Usurpator, den sie, hätten sie ihn gefangen, dem Rechte nach hätten niederschließen können. Die Londoner Verhandlungen waren vergeblich gewesen. Holland nahm selbst wieder die Durchführung der Gesetze auf sich, nachdem darin die fünf Mächte versagt hatten.

In Holland strömten die Freiwilligen zusammen, Studenten und andere, um jetzt die Undankbaren zu strafen, die sie so treulos geschmäht hatten. König Willem kündigte in London an, daß er den Waffenstillstand als aufgehoben betrachtete. Die holländische Armee überschritt die Grenzen. In zwei Schlachten wurden die Aufständigen ohne große Mühe geschlagen. Fast wäre Leopold gefangen worden¹⁾. Die Holländer waren nahe daran wieder in Brüssel einzumarschieren²⁾.

Die Begeisterung in Holland war ungeheuer, nun, da es endlich den Krieg aufgenommen, den ganz Europa gescheut und den es fast ein Jahr lang zu vermeiden gesucht hatte. Nicht anders sah es das Ausland. So berichtet uns sogar Falck aus London selbst, bezeichnend für den Widerspruch zwischen der englischen Politik und der Volksstimmung: „Der Ärger (der englischen Minister) ist kaum vermindert, und ich versichere Dir, daß die Gespräche mit Grey und Palmerston durchaus nicht angenehm sind. Glücklicherweise ist die Stimmung der Nation sehr zu unseren Gunsten“³⁾. Und „unsere Haltung und Sprache gefallen hier allgemein, und die Bezeugungen, die ich darüber ständig empfangen, trösten mich einigermaßen über die Kühnheit der Minister und die Frechheit ihrer Blätter“⁴⁾.

Leopold war in größter Not. Da bedachte er sich nicht lange und rief den französischen General Gérard kurzer Hand zur Hilfe⁵⁾. Erst nachher folgten die Klauseln. Doch Gérard marschierte. Man darf die englische Regierung nicht ohne weiteres ganz für die Tat ihres Mündels verantwortlich machen, wieweit nun auch vorher eine Uebereinkunft zwischen Frankreich und England für diesen Fall bestanden haben mag. Doch wußte Leopold ganz genau, daß England im Grunde billigen würde, was er tat. Hätte er es doch sonst nie getan, denn er wußte, daß seine Krone auf England be-

¹⁾ Stockmar: op. cit. S. 178.

²⁾ Fries: op. cit. S. 131.

³⁾ Falck: Brieven, S. 324. 21. August 1831.

⁴⁾ Ebenda: S. 319. 1. August 1831.

⁵⁾ Fries: op. cit. S. 129.

ruhte. Für das was folgte, ist die englische Regierung in vollem Umfang verantwortlich.

Es ist selbstverständlich, nach allem, was wir von der Art englischer Politik gesehen haben, daß England nie dasjenige, was für seine eigenen Interessen geschehen mußte, offiziell fördern würde, wenn es ein anderer von selbst tat. So ist es klar, daß Palmerston sich nicht auf die Seite Frankreichs stellte und ebenso klar, daß er er sich damit begnügte, Granville nahe zu legen, daß er sich bemühe, das Einrücken französischer Truppen zu verhindern¹⁾. Hier tat England genau, was wir als eine seiner allgemeinsten Tendenzen bezeichnen möchten: es stellt sich gegen den, der sein Werk tut, um am leichtesten nachher bremsen zu können, ohne erst seine Front wechseln zu müssen, und dabei eine unschuldige Miene zu bewahren.

Nun waren hier in der Tat die Gefahren für England anscheinend groß, und Palmerstons erste Furcht galt denn auch einem Einvernehmen zwischen Holland und Frankreich zur Verteilung Belgiens, das er mutmaßte²⁾. So wollte er noch später von einem Gespräch wissen, in dem Talleyrand versucht haben sollte, Bülow gegen Belgien und für die Verteilung zu gewinnen³⁾. Wir wissen, daß Talleyrand sich damals wirklich mit solchen Plänen getragen hat, die sich den älteren und jüngeren französischen Aufteilungsplänen einordnen, die aber England gegenüber Preussens Einverständnis voraussetzen. Doch auf Preußen war kein Verlaß mehr, und die Weise, in der die Holländer vor dem französischen Vorstoß zurückwichen und das ganze Land wieder räumten, so bald sie sahen, daß ihnen keiner zur Hilfe kam, beweist, daß, hätten sie schon an einen allgemeineren Konflikt gedacht, sie doch nicht den Mut hatten, ihn allein zu erzwingen, und sicherlich, daß mit Frankreich kein Separatabkommen bestand. In Wahrheit hat König Willem seiner Natur getreu noch an seiner Barrière-Stellung gegen Frankreich festgehalten. Noch weniger sicher konnte die Rede davon sein, daß Palmerston, der vorher den holländischen Angriff vermutet haben mag, im Grunde

¹⁾ Bulwer-Palmerston: II, S. 97. 5. August 1831.

²⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 97. 5. August 1831. Auch Mad. de Lieven will von einem holländischen Vorschlag an Frankreich wissen. (Corresp. Le Strange II, S. 242).

³⁾ Ebenda: S. 101/102, 12. August 1831.

siehe auch Stockmar: op. cit. S. 184. Es handelt sich um den alten Polignac'schen Plan: „Talleyrand spreche ihm (Bülow) Tag und Nacht von einer Teilung Belgiens vor und suche ihn zu überzeugen, daß, wenn nur Frankreich, Preußen und Holland sich darüber verständigen, die Einwilligung Englands dadurch zu erlangen sei, daß man Ostende und Antwerpen zu Freihäfen erkläre“. So verriet Bülow in guter Treue gegen England an Palmerston, wie dieser zu Stockmar sich äußerte. Bülow riet dann zur Eile mit dem Abschluß des Friedensvertrags, da allgemeiner Krieg und alle Kombinationen noch drohten.

die Holländer anstachelte, wie es Stockmar während seiner Londoner Mission einen Augenblick schien. Er gab den Verdacht denn auch bald auf¹⁾. Während der holländische Zug Palmerstons spontane Äußerungen des Schreckens und der Überraschung erregte, er ihn allerdings leicht nahm, erweckte der französische Gegenzug bei ihm vielmehr schwere Bedenken, doch nur wegen der eventuellen weiteren Folgen.

Ohne Zweifel ist in diesem Augenblick die französische Politik von den kontinentalen wieder die kühnste, auch wenn sie der englischen unterlag. Daß England nicht dulden würde, daß die französische Armee in Belgien verblieb, ist begreiflich. Das wußte die französische Regierung genau, und auch daß Frankreich von überlegenen Feinden umringt war. Ebenso genau wußte es, daß England die Holländer aus Belgien zurückgeworfen sehen wollte, und daß es, indem es dies tat, nichts riskierte. Es war auf alle Fälle sein Vorteil, auch wenn es durch Preußens Versagen nicht seine eigentlichen Wünsche gegen den belgischen Staat erfüllen konnte und bloß als der Erretter Belgiens erscheinen mußte²⁾. Auch das war zwar für England nicht angenehm, doch immer besser, als wenn die Holländer wieder in den Besitz Belgiens gelangt wären. Englands Stellung zu Frankreich ging nicht weiter, als es gefahrlos für sein eigenes Interesse handeln zu lassen, wie es sämtliche Beschränkungen, die es diesem Lande aufzuerlegen vermochte, zeigen, und namentlich, daß die französischen Truppen nach dem Abzug der Holländer sofort zurückkehren sollten: „Und nur im Vertrauen auf diese Versicherung nahm die Konferenz den Marsch der Franzosen als eine Maßnahme der Alliance an³⁾“. Plötzlich vertraute Palmerston Talleyrand, da es galt, das von England Erwünschte ausführen zu lassen: „Ich wurde durch die Versicherungen geleitet, die man Ihnen (Granville) gab, und besonders nachträglich durch die Mitteilung, die mir Talleyrand machte, und von der, wie er mir sagte, die englische Regierung im Parlament Gebrauch machen könnte“³⁾. Dann wieder drohte Palmerston Frankreich mit demselben beunruhigten Parlament³⁾. Einen Tag später entdeckte er dann Talleyrands erwähntes Komplott und er bemühte sich weiter um Versicherungen, daß

¹⁾ Stockmar: op. cit. S. 180/81. Ob, wie Stockmar annahm die Ostmächte dahinter steckten, bleibt fraglich, doch interessiert es uns hier nicht direkt.

²⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 98. 11. August 1831.

³⁾ Ebenda: S. 99/100. 11. August 1831.

sich die Franzosen nach dem Abzug der Holländer zurückziehen würden¹⁾.

Dieser Rückzug der Holländer ist Englands Ernste seines Nachgebens gegen Frankreich. Ob England vorher von dem französischen Einmarsch gewußt hat, ist dabei gleichgültig, es hat ihn gebilligt, sogar mit seiner Flotte unterstützen wollen, um jenes Resultat zu erreichen¹⁾. Jedenfalls seit das unabhängige Belgien als Lösung unter Leopold gesichert schien, war es England wert gewesen, alle Rechtslagen und Verträge aufzugeben, um dies an der Stelle des größeren Niederlands zu erhalten. Hätte England nur einen Augenblick noch geschwankt in seiner Gesinnung Niederland gegenüber, so hätte es diesen Schritt nie getan, angesichts des Risikos, das damit durch Frankreich verbunden war, dessen Teilungskomplotte sogar Palmerston genau kannte. Doch von einer Furcht vor, einer Rücksicht auf Frankreich ist eben so wenig die Rede als von einer unparteiischen Haltung überhaupt in der belgischen Angelegenheit.

Vielmehr gaben diese Ereignisse der gegen Frankreich gereizten Eifersucht Englands die Gelegenheit, nunmehr als Beschützer Hollands gegen Belgien, wie Belgiens gegen Frankreich auftreten zu können. „In der neuesten Zeit habe das Gefühl, daß Holland einer der ältesten und nötigsten Alliierten sei, sich erneuert und gestärkt und es könne daher keine englische Regierung etwas unternehmen, was diesen Verbündeten besonders schwäche“²⁾. Als dann der Rückzug der Franzosen nicht gleich erfolgte, hob Palmerston wieder zu drohen an: „Es ist eine Frage von Krieg oder Frieden“. „Ja, oder nein, werden die französischen Truppen Belgien räumen oder nicht? . . . und lassen Sie die französische Regierung die Bedeutung der Antwort, die sie mich (dem Parlament) zu geben befähigen wird, nicht mißverstehen“³⁾. Und 4 Tage später: „Eins ist sicher, die Franzosen müssen Belgien räumen, oder wir haben einen allgemeinen Krieg, und zwar innerhalb einer absehbaren Anzahl Tage“⁴⁾ Er fügte hinzu: „Sie kamen auf Einladung eines verbündeten Für-

¹⁾ Talleyrand: op. cit. IV, S. 254. 6. August 1831. Talleyrand an Adelaide. „La conférence dressa un protocole, dans lequel, en blâmant sévèrement la rupture de l'armistice de la part des Hollandais, elle approuvait l'emploi pour un temps limité d'une armée française, dont l'entrée en Belgique avait été sollicitée par le roi Léopold, et décidait qu'une escadre anglaise irait défendre les côtes belges et repousser de ce côté les attaques des Hollandais.

²⁾ Stockmar: op. cit. S. 183. 31. August 1831. Palmerston gegen Stockmar.

³⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 105. 13. August 1831.

⁴⁾ Ebenda: S. 109. 17. August 1831.

sten, (die Holländer waren jetzt wohl die Insurgenten) dessen Neutralität und Unabhängigkeit (lese Abhängigkeit von England) sie auf sich genommen hatten zu garantieren. Und sie marschierten zur Ausführung von Zielen, die die fünf Mächte (lese wir) erstrebt haben. Welche Bedingungen haben sie dann für Ihren Rückzug zu machen? (füge hinzu: für sich selbst). Keine". Machte doch Talleyrand seine letzten Versuche, für diesen Dienst bescheidene Vorteile für Frankreich in Bezug auf die Festungen zu erhalten¹⁾.

Die Holländer hatten sich in dem einzigen Punkt wiederhergestellt, in dem sie gefehlt hatten, in ihrer tatsächlichen Kraft die Macht über Belgien zu bewähren. So lange sie diese Macht nicht hatten, vertrat England die Non-Intervention, d.h., Holland sollte, um sein Daseinsrecht als Barrierestaat zu zeigen, mit eigenen Mitteln sich im Süden wieder herstellen. So bald Holland die Macht wieder hatte und sich in der Tat wieder herstellte, ließ England intervenieren. Holland aber hatte, angesichts der mißlungenen Londoner Verhandlungen und der sonst unveränderten Umstände, während des zehntägigen Feldzugs genau dieselben Rechte wie beim ersten Ausbruch der Brüsseler Revolte. England hatte nicht das geringste Recht, sich anders zu Holland zu stellen. Indem es das doch tat, warf es sämtliche Prinzipien über Bord, nach denen es bis dahin gehandelt zu haben behauptete. Der unerwartete Zug König Willems zwang England, seine Maske abzulegen. Schroff hebt sich besonders die Erlaubnis an Frankreich, die Grenzen zu überschreiten, ab von der Sprache, die vorher und nachher gegen dieses Land geführt wurde.

Man kann nur eins einwenden, nämlich daß Holland sich nun einmal dem Londoner Kongreß in die Hände gegeben hätte und nun dessen Entscheidungen gewärtig sein müßte. Es gibt darauf die eine Antwort, daß der Kongreß von Anfang an prinzipiell gezeigt hatte, dass er sich tatsächlichen Eingreifens enthalten wolle, daß ferner der Waffenstillstand kein Friede und abgelaufen war, daß der Kongreß sich mit Übergehung Hollands für Belgien verwandt hatte und damit seine Befugnisse als Unparteiischer überschritten hatte. Der holländische Feldzug hat aber erst deutlich gemacht, wie sehr für England die Non-Intervention statt eines Prinzips ein gegen Hol-

¹⁾ „Mais, comme il ne faut pas cependant que notre mouvement militaire reste sans résultat pour la France, il faudrait, ce me semble, obtenir ou arracher de la Belgique et de son roi le consentement pur et simple, mais officiel, de la démolition des forteresses". (Talleyrand an Mad. Adelaide 11 Aug. 331. Gedenkstücken 1830/40, S. 241).

land gerichtetes Kampfmittel gewesen war und damit sein eigenes Recht nachträglich erwiesen. Hätte Frankreich nicht, im Gegensatz zum September und Oktober 1830 längst genug von Englands eigentlichen Wünschen gewußt, hätte es noch einmal zurückgehalten, so wird wohl keiner mehr bezweifeln, daß England Belgien von den Holländern dennoch nicht hätte zurückerobern lassen. Leider hat die französische Ungeduld, wie in dieser ganzen Entwicklung, England der Notwendigkeit enthoben, seine Maske abzuwerfen, hat Frankreich das Odium allein auf sich genommen.

In den Umständen war allerdings soviel verändert, daß England nun genug gesehen hatte, um zu wissen, daß jetzt ein selbständiges Belgien möglich war. Im Jahre 1814 hatte es nicht daran gedacht. Wäre es damals England möglich erschienen, so wäre das Vereinigte Königreich wahrscheinlich nie geworden, wenigstens nicht mit Englands Hilfe. Im dritten Kapitel haben wir hinreichend gesehen, daß England im Grunde unwillig genug die Entstehung jenes Königreiches gefördert hatte.

Im ganzen kann man sagen, wenn man Englands Haltung und Worte im Anfang und am Ende des Kongresses vergleicht, dass Holland getäuscht wurde. Zwar sind wegen ihres Wechsels die einzelnen englischen Führer nicht ganz verantwortlich, als Personen, wenigstens nicht die ersten, doch als auswärtige Minister sind sie es alle vollkommen, wie ihr Staat als Ganzes es vollkommen ist.

Der weitere Verlauf der Verhandlungen, die sich noch über Jahre hinaus fortzogen, kann uns kaum mehr neues Licht bringen. Als Holland nach seinem Feldzug bessere Bedingungen erhielt, zeigte damit England nur seinen Händlergeist und gab die Ungerechtigkeit der ersten Bedingungen zu. Bei der Eroberung Antwerpens durch die Franzosen wiederholte sich nur im großen und ganzen das politische Geschehen, das in der Zeit des zehntägigen Feldzugs gewesen war, nur daß jetzt Blut floß, das letzte, das Holland bis heute in einem europäischem Krieg gelassen hat, nicht zum ersten Mal gegen Frankreich, nicht das erste für seine Scheldestadt, und voraussichtlich auch nicht das letzte.

Die weiteren Jahre dienten nur dazu, die letzten Neigungen, die in Holland für eine Wiedergewinnung im Süden noch bestanden, zu zermürben, bis endlich der König Belgien anerkennen mußte.

Niemals hat Holland in aller Klarheit seinen wirklichen Feind erkannt. Die richtige Gefühlsreaktion hatte der im Jahre 1814 in hol-

ländischen Dienst übergetretene preußische General von Sachsen Weimar, als er im Felde in Belgien sich nicht enthalten konnte, dem englischen Attaché, der ihm über den Waffenstillstand dareinreden wollte, seinen ganzen Zorn zu zeigen und sich nicht zurückhielt, „die britische Majestät zu beleidigen“, wofür England entrüstet Genußtuung verlangte¹⁾ (s. S. 220/221).

Nicht Frankreich, sondern England ist Hollands Feind, so lange Belgien besteht, ähnlich wie Rußland nicht Deutschlands Feind sein kann, so lange es ein Polen im Schutze Frankreichs und Englands gibt. Das bezeugen uns die Worte Talleyrands, die uns Palmerston berichtet: „Talleyrand begann gleich über Belgien zu sprechen und sagte zu Bülow, daß es so, wie es wäre nicht weiter bestehen könnte, daß Leopold ein armseliges Geschöpf sei und als König unmöglich, die Belgier ein Pack feiger Vagabunden, die ihre Unabhängigkeit gar nicht verdient hätten, daß wir in eine schwierige Lage geraten seien, die entweder das französische oder das englische Ministerium zu stürzen drohe, und daß, wenn die französischen Truppen sich zurückzögen, es mit Perier zu Ende sein wird, wenn nicht die englische Regierung fallen sollte; es gäbe nur eine Lösung aus diesen Schwierigkeiten: die Aufteilung; wenn Frankreich, Preußen und Holland sich vereinigten, würde die Sache einfach sein, England müßte sich damit zufrieden geben, wenn Antwerpen ein Freihafen würde“²⁾. Palmerstons Fassung mag etwas übertrieben sein, sie ist immerhin nicht weniger glaubhaft als Talleyrands vorsichtige Berichte³⁾. Nur in der Stärke von Englands Macht, die, auch ohne einen Finger auszustrecken, fremde Regierungen zu zwingen und zu halten vermochte, und in der Person Leopolds hat sich Talleyrand geirrt. Für uns sind die Pläne Talleyrands zur Aufteilung Belgiens von äusserster Wichtigkeit, da sie unsren heutigen Wünschen am nächsten kommen und zeigen, daß darin wohl mit Frankreich zu paktieren wäre, aber nie mit England, dem sie Talleyrand

¹⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 228. Bagot beklagt sich u.a.: „Und der Herzog vergaß sich so sehr, daß er es an persönlicher Ehrfurcht mangeln ließ gegenüber S.M. dem König von England“. Die niederländische Regierung lehnte in höflicher Form ab, den deutschen Fürsten deswegen zur Verantwortung zu rufen.

²⁾ Bulwer-Palmerston II, S. 101/102. 12. August 1831.

³⁾ „L'Angleterre devrait bien trouver, dans tout ce qui vient de se passer en Belgique, des motifs pour croire qu'il n'y a pas de Belgique possible, et que c'est des idées de partage que l'Europe trouverait la garantie positive d'une paix générale. Mais l'Angleterre est bien éloignée de cette idée“. (Talleyrand an Mad. Adelaide. Gedenkstukken 1830/40, II, S. 241). Gewiß, aber in dem Sinne gehörte England nicht zu Europa und wollte es den Frieden, als Harmonie, nicht.

ohne das Einverständnis Hollands und Preussens nicht einmal vorzulegen wagte.

Am meisten aber sagte Wellington gegen Belgien, als nachher Leopold verweigerte, sich ganz von französischem Militär zu entblößen: „Man meint, König Leopold wäre durch seine Untertanen gewählt worden. Er ist ein merkwürdiges Beispiel eines gewählten Monarchen. Das erste was geschieht, ist, daß er den König von Frankreich, den Vater seines Rivalen um den Thron, bittet, ihm bei der Ausführung der Pflichten gegen sein Volk zu helfen. (Und auf seine frühere eigene Politik zurückkommend) Ich hielt es für unmöglich, das Königreich der Niederlande wieder herzustellen, weil es nur mit Hilfe fremder Waffen wieder hergestellt werden und nachher möglicherweise nur durch dieselben Mittel gehalten werden konnte. Ich glaube, daß alle meine Meinung teilten“. Wellington scheut sich, es deutlich auszusprechen, daß dieses Argument, durch den zehntägigen Feldzug, sich als falsch erwiesen hatte: soweit es bei Holland lag, hatte es sich mit *e i g e n e n* Waffen wieder hergestellt. Wellington fuhr fort: „Doch ich war sicher, daß, wenn fremde Waffen überhaupt gebraucht werden sollten, sei es, um den Belgiern einen Monarchen aufzuzwingen, sei es, um einen Monarchen dort zu unterstützen, wir das Oranierhaus vor allen anderen zu bevorzugen hätten. Ich würde das sagen, auch wenn ich nicht der Ansicht wäre, — die sich auf die Beobachtung und Erfahrung gründet, daß der König von Holland einer der weisesten und wohlthätigsten Monarchen war, der jemals über ein Volk regiert hat, und daß das Volk jenes Landes, Belgien, sich größerer Wohlfahrt und größeren Glückes unter seiner Regierung erfreut hat als irgend ein anderes Volk Europas — sondern weil ich lieber zu erhalten wünsche, was besteht, wenn auch aus keinem anderen Grunde, als weil es besteht, als auf die Suche nach Verbesserungen in den Neuigkeiten des Tages zu gehen“¹⁾).

Hatten wir in den vorangehenden Kapiteln Englands positiven, entscheidenden, freiwilligen, von Frankreich aus nicht notwendigen *Anteil* an der Trennung der Niederlande entdeckt, so kamen wir in diesem noch einmal zurück auf seine *Motive*: „Furcht vor Frankreich und vor Krieg“, die besonders als Begründung des negativen

¹⁾ Gedenkstukken: 1830/40, I, S. 227. 28. August 1831. Nach Wellington waren noch am 24. September 1831 400 französische Offiziere in französischer Uniform in der belgischen Armee anwesend. England hatte sein Belgien teuer zu bezahlen. (Gedenkstukken I, S. 235).

Verhaltens Englands, des „Nichtverhinderns“ und der „Non-Intervention“ herangezogen werden, und Neigung zu Frankreich, „Wille Frankreich zu stärken“, die mehr für den positiven Teil, die Anerkennung, die Ermutigung Frankreichs und die Intervention in Anspruch genommen werden können. Wir fanden sie alle gerade für die Whigregierung nicht stichhaltig und schlossen daraus, daß als einzig wirklicher Grund für Englands Verhalten in diesem Jahre der unbedingte Wunsch zur Trennung der Niederlande, sei es zur Wiederherstellung des Gleichgewichts, sei es aus anderen Gründen, übrig bleibt. Zwar, wer nicht längst den Eindruck gewonnen hätte, daß letzthin ernsthafte Widerstände, sei es mit oder ohne Krieg, für England kaum bestanden, ja, daß England mit Frankreich spielte wie die Katze mit der Maus, könnte gegen die Widerlegung des letzten englischen Motivs (des Entgegenkommens für Frankreich) die wir durch den Hinweis auf Palmerstons Kriegsdrohungen versucht haben, noch einwerfen, daß die späteren Streitobjekte andere, für England wichtigere waren, daß es selbstverständlich einen Punkt geben müßte, wo England nicht weiter nachgeben könne, daß dies, wenn auch entscheidend für das Kräfteverhältnis, nichts besage gegen Englands frühere Absicht, durch die Trennung von Holland in Belgien ausschließlich Frankreich entgegenzukommen. Abgesehen von der schon öfter betonten Tatsache, daß ein Entgegenkommen dieser Art mit einer Verneinung der Einheit der Niederlande, die doch immer gegen Frankreich gerichtet waren und immer gegen Frankreich wirken mußten, fast identisch ist, läßt sich noch einiges Andere auf diesen Einwand entgegenstellen: daß England auch später, beim Abdämmen Frankreichs zwar auf für dieses viel gefährlichere, doch keinen Augenblick auf den großniederländischen Barrierestaat zurückgriff, sondern nur von weiteren Sicherungen für Belgien die Rede war; daß von den drei Kampfmotiven Englands — von denen, hätte es nicht von vornherein die Trennung der Niederlande im Auge gehabt, zweifellos ein französisches Königtum in Belgien das stärkste gewesen wäre, das zweite aber die Trennung an sich, und das schwächste die für England geringfügige Abgabe einiger kleiner Grenzgebiete, der „Ruinen von Bouillon“, die freilich für Frankreich, seiner Mentalität direkten, plastischen und einheitlichen Wollens entsprechend, vielleicht mehr bedeutet hätte, als die Teilung eines fremden, wenn auch feindlichen Staates, — daß von diesen Motiven tatsächlich das zweite,

die Trennung an sich, als einziges gar nicht wirkte: denn nur für die anderen beiden trat England ein. Man bedenke, wie die Rückgabe jener Grenzstädte noch jahrzehntelang die geliebte Parole aller französischen Ausdehnungsgedanken geblieben ist¹⁾. Das heißt, England hätte, wenn es gewollt, Frankreich besser und zugleich für sich unschädlicher befriedigen können als durch die Trennung der Niederlande, wenn nicht diese sein eigentlicher Zweck gewesen wäre. Doch auch wenn England, so weit mit Recht, in einer Trennung mehr eine wirkliche Verlagerung der Kräfte zu Gunsten Frankreichs gesehen hat, so ist zu beachten, daß diese Begünstigung als solche nur relativ, an der Benachteiligung der Alliance gemessen, sein sollte, nicht ein absoluter Gewinn Frankreichs. Doch diese Benachteiligung der Alliance betrieb man nur an dieser Stelle. Polen und die Romagna ließ man ruhig durch sie unterwerfen, man drohte sogar mit dem Hinweis auf die Stärkung Rußlands durch die Unterwerfung Polens, um Frankreich wiederum zu bändigen. So auch zeigte England sich im Jahre 1831 öfter bereit, quer durch die leichten Variationen der allgemeinen Kräfteverhältnisse hindurch Frankreich niederzuschlagen, sobald Belgien ihm genügend gesichert schien. Und wenn auch damit Belgien durch die Ostmächte aufs Neue gefährdet erscheinen könnte, so dürfen wir dem nur entnehmen, daß England entweder an einen Krieg gar nicht mehr glaubte — dessen Androhung allein indessen doch genügte, Frankreich abzuschrecken und ohne weiteren Gewinn ausgehen zu lassen — oder in einem solchen, durch sein eigenes Gewicht, Belgien doch retten zu können glaubte. Nur da, wo Belgien direkt von der anderen Seite bedroht erschien, war England noch einmal bereit, sogar die Franzosen in Belgien einmarschieren zu lassen. Und für Belgien ist England dann wieder bereit, Frankreich den Krieg zu erklären. Kurz, es lag England an dem selbständigen Belgien nicht nur mehr als an den vereinigten Niederlanden oder als an der Freundschaft mit Frankreich, sondern auch mehr als an dem Aufrechterhalten von Frankreichs Machtlage sonst. Wohl aber war es Frankreichs Schwäche, gerade in diesem Augenblick, die es England ermöglichte, das Bollwerk aufzugeben.

¹⁾ Bainville: Histoire de France.

ENGLAND UND DIE NIEDERLANDE

Bisher haben wir mehr die großen Züge der Gesamtpolitik betrachtet als die besondere Haltung Hollands Belgien und den Mächten gegenüber. Auch liegt die letzte Betrachtung nur in unserer Aufgabe, soweit sie dazu dienen kann, Englands Stellungnahme zu beleuchten. Wir brauchen sie hier, um noch einmal die direkte Beziehung zwischen Niederland und England, das tatsächlich die Londoner Konferenz führte, klar zu sehen.

Da Holland sich im Ganzen, mit einer bedeutenden Ausnahme, sehr passiv verhielt, werden wir dabei meist auf das Gebiet von Klagen und Protesten, von Berufen auf Recht, Garantien und Traktate gedrängt, auf all das, woran sich der Schwächere und Wehrlose zu klammern pflegt. Wir sind bis jetzt der reinen Rechtsfrage möglichst aus dem Wege gegangen, da es uns in Bezug auf England nicht auf ein moralisches Sollen, sondern lediglich auf ein lebendiges Wollen als auf das schlechthin Entscheidende für sein aktives Handeln im Niederland ankam. So soll uns auch hier nur die Tatsache der verschiedenen Interpretation der Rechtslage, der Konflikt als solcher interessieren, die Begründungen nur, soweit sie die verschiedenen neuen, veränderten oder zu tiefst liegenden und dauerndsten Interessen verraten. Auf den Sinn der Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit der Traktate sowie auf die Bedeutung von Wellingtons Umstellung in deren Interpretation haben wir hinlänglich gewiesen.

Ganz kurz wollen wir uns dennoch einigen Rechtsfragen, die charakteristisch für die Art dieser Verhandlungen sind, zuwenden. Die Garantiefrage ist bereits genugsam behandelt worden. Holland hatte jetzt wirklich beide, das Kap und Belgien, Erwerb und Kaufgeld verloren. Gegen die holländischen Beschwerden wendet Nothomb in seinem bekannten, doch ebenso flachen wie naiven Buch ein, daß England, wäre ihm das Kap durch einen Aufstand unter den Schwarzen entrissen worden, ebensowohl von Holland die Wiedergabe Belgiens hätte verlangen können, wie jenes jetzt die Wiedergabe des Kaps verlangen dürfe¹⁾. Der Vergleich ist grotesk und das Plaidoyer,

¹⁾ Nothomb: *op. cit.* S. 58.

das sich hinter solcher Verteidigung von wohlmeinender Seite verbergen muß, verlangt keinen Kommentar. Für Palmerston spielte die Rechtsangelegenheit überhaupt keine Rolle mehr. Es liegt uns fern, ihn deshalb zu verurteilen. Schwerer wiegt der Leichtsinn, womit er alle England nicht direkt berührenden Fragen behandelte: etwa, als er den belgischen Delegierten, van de Weyer, lächelnd gewähren lassen wollte, als diesem der Einfall kam, die von ihm begehrten Grenzgebiete in Limburg gegen die längst vergessenen Reichsenklaven in Holland einzutauschen¹⁾.

Schließlich ist Hollands Verhalten zur Londoner Konferenz selbst zu betrachten. Die einzige wirkliche Rechtfertigung der Konferenz Holland gegenüber konnte nur in der Tatsache bestehen, daß nicht nur die Belgier, sondern auch die Holländer selbst die Lösung der Union gewünscht hätten. Wir haben gesehen wie bereits Wellington sich darauf berief. Und immer wieder taucht dies als die selbstverständliche Voraussetzung sowohl bei den Franzosen wie bei den Engländern auf. Es ist nicht unsere Aufgabe, mit den zahllosen Belegen, die es dafür gibt, mit den Spuren dieser Gesinnung, die noch heute traditionsmäßig in Holland davon vorhanden sind, zu zeigen, daß diese Anschauung zum großen Teil nur allzusehr auf Wahrheit beruhte. Aus verschiedenen Gründen ist sie uns als Rechtfertigung seitens der Mächte nicht maßgebend: zum ersten, weil weder Frankreich, noch auch England, wir sagten es, sich auch nur im geringsten durch Niederlands innere Intentionen leiten ließ; sie gebrauchten sie höchstens wo sie brauchbar waren um ihre eigenen Tendenzen zu fördern: zum zweiten, weil England auch 1814, ausgesprochenerweise beide Länder nicht vereinigte, weil die Holländer es wünschten, sondern entweder, weil es selbst es wollte, oder weil es unumgänglich war, daß man ihnen entsprach, um Schlimmeres zu verhüten; wobei man nicht versäumte, jenes spätere, sogenannte „Verlangen der Holländer zur Trennung“, das Gefühl der Unfreiwilligkeit der Vereinigung vorzubereiten. In der Hauptsache aber ging es um außerholländische Verhältnisse: von diesen aus gesehen wollte England 1830 das Vereinigte Königreich nicht, darum geht es uns, ob es sich nun seit 1814 darin verändert hatte oder nicht. Mit der belgien-müden Stimmung in Holland hatte das nichts zu tun: zum dritten ist diese Rechtfertigung unmaßgeblich, weil Eng-

¹⁾ Lannoy: op. cit.

land die Stimmung in Holland nichts anging, sondern nur der Wille der niederländischen Regierung. Den Absichten der niederländischen Regierung aber, deren Tragweite in Bezug auf die Wiederherstellung in Belgien es allerdings vielleicht nicht genau kannte, hat England in allem möglichst entgegenearbeitet.

Es fragt sich jetzt, in wiefern die niederländische Regierung, d.h. König Willem sich den Vorgängen auf dem Kongreß wirklich entgegenesetzt, einen andern Willen vertreten hat, inwiefern England einem wirklichen Widerstand begegnet ist, ein wirklicher Willenskonflikt bestanden hat, inwiefern sich König Willem unwillig doch lahm hat einwickeln und binden lassen oder auch im Grunde, in der Hauptfrage, willig gefolgt wäre und sich seiner Rechte selbst beraubt hätte. Auch für die Rechtsfrage ist das bedeutsam. Im einzelnen haben wir bereits manches von diesem Streit gesehen. Wir wissen auch, wie Holland auf eine verbindliche und folgsame Haltung gegen die Konferenz angewiesen war, welche Zwecke es auch zu erreichen hoffen mochte, seit es England gelungen war, Hollands sämtliche Bundesgenossen dort auf die Parole des Friedens mit Frankreich hin unter sich und mit diesem zu einigen. So schrieb am 27. Dezember 1830, eine Woche nach der Anerkennung der belgischen Unabhängigkeit durch die Konferenz, Bagot an Palmerston über Verstolck und seine zusammenfassende Anklage: „Er beharrt bei seiner Erklärung, daß der König jetzt in eine Lage versetzt worden ist, die sehr verschieden ist und weit schlechter als die, worin er sich in dem Augenblick befand, als das erste Protokoll unterschrieben wurde; daß jedes Nachgeben, wozu er seitdem veranlaßt worden ist, zu seinem Nachteil und zu dem ausschließlichen Vorteile seiner rebellierenden Untertanen gebraucht worden sei, und daß es keinen Grund zu geben scheine, warum er fruchtlos die wenigen ihm gebliebenen Vorteile opfern würde, die er noch fähig sein würde, mit eigenen Mitteln aufzubringen“¹⁾). Verstolck berief sich dann weiter auf die fast 100 000 Soldaten, die er bald an den Grenzen sammeln könnte. Doch Bagot tröstete seinen Minister, daß Belgien doch nicht zurück zu erobern sein würde. Wir wissen, wie England Frankreich intervenieren ließ, als sich doch herausstellte, daß es möglich war.

Es fragt sich vielleicht noch, inwiefern König Willem seitdem mit seinen zahlreichen Protesten, die meist nach Anlaß von Einzel-

¹⁾ Gedenkstukken I, S. 182. 27. Dezember 1830.

fragen und Bedingungen erlassen wurden, wirklich mehr als bessere Bedingungen für die Trennung von Belgien verlangt hat, inwiefern er eben die Trennung selbst nicht gewollt hat. Er hat es nicht direkt ausgesprochen, dennoch liegt es wie in allem, so in den oben zitierten Worten: „Die rebellierenden Untertanen, die wenigen ihm gebliebenen Vorteile, jedes Nachgeben“, beschlossen, daß er zumindest von sich aus die Trennung von Belgien nicht gewollt, sich schlimmstenfalls vor den Notwendigkeiten einer von England betriebenen Politik gebeugt hat. Daß auch England das wußte, geht schon aus Bagnots ausgesprochener Furcht vor einer Wiedereroberung Belgiens hervor. Hier schon geht der Streit der Gefühle um die Trennung selbst, nicht nur um die Nebenfragen. Doch so wenig wie heute konnten damals die wirklichen Ziele angegeben werden, und König Willem folgte darin dem Engländer nach. Er hatte seine besonderen Gründe — und alle, doch England voran, hatten ihn dazu gezwungen — seine Wünsche nicht auszusprechen.

Wenn uns so schon die Art des heimlichen Kampfes auch auf holländischer Seite sicher erscheint, so bezieht sich doch die Rechtsfrage auf den öffentlichen Streit. Man hat, besonders später und auch von östlicher Seite versucht, den König zur Anerkennung Belgiens zu bewegen, indem man ihn darauf festnagelte, daß er früher bereits die Souveränität über Belgien im Prinzip aufgegeben hatte und man bloß über die Bedingungen nicht habe einverstanden werden können, daß die niederländische Regierung, wie es in einem der betreffenden Stücke heißt, „sich dauernd geneigt gezeigt hat, ihre Rechte auf Belgien zu opfern und also die politische Trennung zu vollziehen: daß sie ausschließlich daran festgehalten hat, die Anerkennung der Unabhängigkeit jenes Landes und des neuen Souveräns von dem Wunsche abhängig zu machen, sich bessere Bedingungen zu sichern“. Bereits das erste in diesem Schriftstück für die Haltung des Königs angeführte Zitat liegt bezeichnenderweise zeitlich sehr spät, nämlich nach der Anerkennung Belgiens durch die Mächte, wobei man Holland umgangen hatte, also nachdem dieses und der König durch eine überwältigende Mehrheit vergewaltigt worden waren; es heißt dort: „Verstolck spricht am 20. Januar 1831 in den Generalstaaten von der Trennung der nördlichen Niederlande von Belgien“. Man gab eben, was Tatsache geworden war, zu, ob man es nun gewollt hatte oder nicht. Die formale erzwungene Anerkennung besagt für unsere Untersuchung aber nichts. Nur scheinbar mehr, in Wahrheit

nichts Anderes bedeuten die Aussprüche der Folgezeit in den Generalstaaten und des Königs selbst: „Die Anerkennung der Unabhängigkeit Belgiens muß notwendig begleitet sein von redlichen Bedingungen . . . wir wollen nicht von Bewaffnungen sprechen, um Belgien wiederzuerobern, doch wir wünschen die Verteidigung unserer Grenzen“ (7. Februar 1831 Generalstaaten), oder als der König am 18. Februar 1831 „seine völlige Zustimmung zu allen Artikeln der Grundlagen, welche die Trennung zwischen Belgien und Holland erwirken sollten, welche Grundlagen sich aus den Protokollen der Londoner Konferenz ergeben“, erklärte: weil er sich vor diesen Grundlagen beugen mußte. Noch viel weniger besagen natürlich die Phrasen, die während oder kurz vor und nach dem Feldzug von holländischer Seite verwendet wurden, um die wahren Absichten zu decken¹). Sie besagen nicht mehr als die französischen Versicherungen, mit ihrem belgischen Feldzug keinen Eroberungswillen zu verknüpfen, während die Franzosen doch nichts anderes wünschten und Talleyrand sich hinlänglich bekannt und wie er selbst eingestanden hat, darum bemühte²). Es handelt sich in diesen beiden Fällen nur um die Möglichkeit. Und was die Rechtsfrage angeht, vergaß man dabei auch, daß, soweit es hier schon um einen Handel ging, die Nichtannahme der Bedingungen durch eine von beiden Seiten die Transaktion zunichte machte, und daß der König, solange er Belgiens Unabhängigkeit nicht offiziell anerkannt und den Verkauf realiter abgeschlossen hatte, durchaus das Recht besaß, später, auch aus anderen Gründen, anders zu entscheiden. Für unseren eigenen Gegenstand, Englands Willen, sagt uns, daß der König das Wort „opfern“ gebraucht, auch hier genug, denn wir haben genügend gesehen, daß nicht freiwillig oder etwa für Belgien geopfert wurde. Soweit er bestand, war der Opferwille nur eine Folge des heimlichen Kampfes, des Zwanges durch

¹) Gedenkstukken III, (Précis des Négotiations relatives à la séparation de la Belgique d'avec la Hollande et à l'indépendance future du nouvel Etat.) — „Ce n'est ni la soif des conquêtes, ni le désir de troubler la paix de l'Europe, mais uniquement la défense de notre existence nationale qui nous a forcé de tirer l'épée . . . la mesure n'intéresse en rien la question belge, considéré sous le rapport européen. C'est ce rapport européen qui a déterminé le roi à consentir aux sacrifices (sacrifices ist N.B. im Stücke selbst betont!) de la séparation entre les Pays bas septentrionaux et la Belgique, que dans aucun cas, il ne pourrait renoncer à ses droits sur la Belgique, sans stipuler des conditions équitables en faveur des fidèles Hollandais“ (5. August 1831 Verstoelck in Generalstaaten) oder auch: „Unie par la politique européenne à des provinces qui ont déchiré les liens, la Hollande ne désire point les renouer“. (9. Aug. 31. Adr. d. Gen. St.) oder auch: „ . . . l'Europe . . . à laquelle le roi a fait le sacrifice de la séparation entre la Hollande et la Belgique“. (8. Aug. aus dem Brief Verstoelcks an die Konferenz) Man vergleiche mit alledem Frankreichs ähnlich lautende Entschuldigung für seinen Gegenzug.

²) Vergleiche u. a. S. 199.

England, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß sich die holländische Regierung in ihrem eigenen Willen verändert oder ihre eigenen früheren Neigungen nicht gekannt hätte, als sie später zu jenem „Opfer“ unter den bestehenden Bedingungen nicht mehr bereit war, wenn es auch in jenem Memorandum der Ostmächte weiter heißt, „daß, wenn heute die Regierung zu Haag das Gegenteil (vom oben zitierten) behauptet, diese Versicherung sich in offenkundigen Widerspruch mit den Tatsachen wie mit dem Buchstaben und dem Geiste der Erklärungen befindet . . . usw.“

Jedenfalls kann sich Holland für den, der sich nicht auf den Standpunkt stellt, daß es durch die Annahme der Konferenz sich dieser rückhaltlos ergeben hätte — was sogar die Engländer seit der vor Falck verheimlichten Anerkennung Belgiens kaum mehr ernsthaft zu behaupten gewagt haben — kaum mehr im Unrecht gefunden haben, auch nicht, wenn König Willem seit jener Anerkennung immer mehr auf seine eigene kleine Armee zu zählen anfing. Sicher gibt es kein schwächeres Plaidoyer, als aus dem verwickelten Hin und Wider von Nachgeben und Protesten, Zwang, Opfer und wechselnden Bedingungen eine Bereitschaft zur Trennung bei dem König zu konstruieren, wie es jenes Memorandum tut.

Besonders in der Zeit zwischen Dezember 1830 und August 1831, zwischen der Anerkennung Belgiens in London und der Thronbesteigung Leopolds, zwischen der Umgehung Hollands auf dem Kongreß und dem offenen Krieg, darf man den offiziellen Schritten der holländischen Regierung nicht zuviel entnehmen. Es ist die Zeit, der das oben angeführte Memorandum vorzugsweise sein Material entnimmt. König Willem fühlte sich schachmatt gesetzt. Seine Schritte sind die der Verzweiflung. Die unerwartete Niederlage gegen die belgischen Aufständischen, der Aufstand selbst, hatten das Selbstgefühl erschüttert, wie sich in der unbegründeten Angst vor einem belgischen Angriff auf holländisches Gebiet zeigte. Bis Dezember 1830 hatte dann England die niederländische Einheit mit weitspannenden politischen Mitteln durch europäische Gewichtskonstellationen bekämpft. Die Anerkennung Belgiens mit und durch Umgehung Hollands symbolisierte die Art dieser Politik. In der Zeit, die darauf folgte, bedeutet König Willems anfängliche Weigerung, die Bedingungen der Trennung, die unumgänglich schien, anzunehmen, dann seine Annahme der verbesserten Bedingungen, daß er nur Fuß um Fuß nachgab, nach Möglichkeit seinen Grund verteidig-

gend. Als dann die Bedingungen verschlechtert wurden, um auch Belgien zum Nachgeben zu bringen und zugleich durch die Wahl Leopolds das Haus Oranien endgültig ausgeschlossen wurde, fanden sich König und Volk wieder in dem Zorn, der, dem niederländischen Tempo entsprechend, erst langsam gewachsen war. Immerhin darf man diesen Zorn oder doch die Absichten, die ihm zu entspringen schienen, wenigstens was den König angeht, nicht all zu spontan nehmen; hatte er doch schon seit dem ersten Scheitern vor Brüssel die ganze Zeit hindurch seine Armee immer mehr gekräftigt. Schon das läßt uns vermuten, daß er in dieser Zeit seinen wirklichen Plänen im Geheimen diene. Vielleicht auch war es nur deshalb, daß er die Furcht vor einem belgischen Angriff auf Holland nährte und zeigte: um einen Vorwand zu haben, zu rüsten, ohne das Mißtrauen der Mächte allzu eindeutig zu wecken. Dennoch hat ihn Palmerston dauernd im Verdacht gehabt. Wir wissen bereits, daß auch England in dieser Zeit scheinbar geduldig gegen beide Parteien, Holland wie Belgien, gewartet hat, bis sich die günstigste Konstellation für seinen Kandidaten ergab, um dann plötzlich die belgische Unabhängigkeit zu besiegen. Inzwischen balanzierte es in den kleineren Streitfragen des Waffenstillstandes und der Trennungsbedingungen zwischen beiden, während es sich bemühte, Frankreich abzuhalten. Da England sich nach zwei Seiten zu wehren hatte, mußte es Krieg und Sieg verhindern, um Belgien zu erhalten¹⁾. Ein weniger lauter Kleinkrieg in Worten und Bedrohungen mußte zugleich die Holländer in ihren heimlicheren Plänen hintan halten. Mit Zeit und Frieden war für England viel gewonnen. Sie drängten von selbst Holland und Belgien von einander und konsolidierten die indessen de facto bestehende Selbständigkeit des letzten, gewöhnten Europa an ihn. Es galt für England währenddessen nur, die immer noch drohende Kriegsgefahr zu beschwören und die wachsende orangistische Reaktion in Belgien zu dämpfen oder zu leiten. Auf diese beiden Punkte konzentrierten sich in der Zeit Englands wirkliche direkte Bemühungen in den Niederlanden. Wir werden beide Punkte noch einmal zu betrachten haben.

Schon Anfang Dezember 1830, also zwei Wochen vor der Anerkennung Belgiens, schlug Palmerston gegen Niederland für England allein, ohne im Namen des Kongresses oder der Mächte zu

¹⁾ „ . . . une guerre générale eût été fatale à notre pays”. (Lannoy: op. cit. S. 307).
Steinmetz, Englands Anteil

sprechen, einen Ton an, als ob jene Anerkennung längst geschehen wäre, was uns zugleich wieder beweist, daß, wenn auch die Initiative zu dem offiziellen Schritt scheinbar von Frankreich ausging, England auch hier längst und aus freien Stücken vorangegangen war. Am 7. Dezember 1830 berief Palmerston sich gegenüber den Maßnahmen des Königs darauf, daß die Belgier „de facto“ seine Untertanen nicht mehr seien¹⁾. Er wollte die Trennung unbedingt schon damals, denn er äußerte am selben Tag gegen Falck: „Ihre Regierung könnte glauben, daß die Kriegschancen ihr günstiger sein könnten als die Sicherheiten des Friedens, doch Sie, der Sie von hier aus sehen, können sie von einem solchen Irrtum heilen. Der erste Kanonenschuß, der in den Niederlanden abgeschossen würde, würde die unlösbare Ehe Belgiens mit Frankreich ankündigen; oder wenigstens würde das Einzige, einer solchen Folge vorzubeugen, sein, daß England die Seite Belgiens wählen würde, in Übereinstimmung mit Frankreich“²⁾. Wir wissen, wie Falck von London aus in der Tat anders gesehen hat und glauben nicht, daß hier leere Bedrohungen vorlagen, denn wenn es schließlich auch so gekommen ist, daß nicht England in Übereinstimmung mit Frankreich, doch Frankreich in Übereinstimmung mit England, ja, nachträglich in Form eines englischen Auftrags, Belgien half, so kommt das Holland gegenüber auf eins hinaus, wenn auch der letzte Fall für England vorzuziehen war. Man bedenke wohl, daß England so Holland mit Gewalt bedrohte, bevor die Mächte Belgien anerkannt hatten. Man sieht zwar nicht ganz ein, wie eine solche Parteinahme Englands das einzige Mittel gewesen wäre, Frankreich von Belgien abzuhalten, doch jedenfalls war es das beste Mittel, Holland von Belgien abzuhalten. Schon damals ist von keiner Non-Intervention die Rede, nicht einmal von einer Einschränkung des eventuellen Krieges. Bereits 14 Tage vor der Anerkennung auf Betreiben Frankreichs hin, wie es heißt, galt die Selbständigkeit Belgiens England als ein, wenn nötig, mit Gewalt Durchzuführendes, koste es was es wolle.

Wir müssen jetzt noch kurz einen Blick auf jenen Kleinkrieg werfen, den England innerhalb der größeren Vorgänge gegen Holland führte, etwa über die Blockade Antwerpens oder auch über die manchmal kleinen doch wirksamen Mittel, die König Willem geblie-

¹⁾ Gedenkstukken I, S. 179.

²⁾ Ebenda, S. 177.

ben waren, wie die Sperre der Entwässerung Flanderns durch Kanäle auf holländischem Gebiet, wodurch dort Überschwemmungen eintraten. Wie immer stehen hier, wenigstens den Worten nach, für den Engländer die großen Fragen von Krieg oder Frieden, Trennung oder Wiedervereinigung dahinter. Der Ausgang schien ihm recht zu geben. Wie bisher suchen wir auch die niederländischen Vorgänge weniger an sich als vielmehr im englischen Spiegelbild zu besehen, da England doch auf seine Vorstellungen und nicht auf Hollands innere Gefühle hin reagierte. Handelt es sich doch darum, Englands politische Motive dem Niederland gegenüber und nicht einzelne Mißverständnisse aufzuklären.

So schrieb Palmerston u. a. an Bagot am 24. Dezember 1830 über die Blockade Antwerpens: „S.M. der König der Niederlande nimmt ohne Zweifel an, daß der Druck und die Verwüstung, welche diese Blockade zu Gent und Antwerpen anrichtet, zu Unruhen in jenen Städten führen werden, deren Folgen seiner Sache günstig sein dürften“¹⁾. Und Palmerston riet dann weiter zur Güte. Neue Unruhen in Belgien, meinte er, könnten nur zu einer Annäherung Belgiens an Frankreich leiten und die Konferenz dazu bringen, Belgiens Selbständigkeit möglichst bald zu sichern. Was dabei die wirklichen Absichten des holländischen Königs gewesen waren, tut hier weniger zur Sache. Palmerston, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, war überzeugt, daß König Willem Belgien, ob nun ganz oder zum guten Teile, in irgend einer Form wiedergewinnen wollte. Uns genügt es zu wissen, wie Palmerston der Gefahr oranienfreundlicher Aufstände in den flämischen Städten mit der belgischen Selbständigkeit vorzubeugen gedachte.

Ängstlich verfolgte Bagot im Haag den Stand der niederländischen Anleihe, nachdem sie in England mißlungen war, die Bewegungen der holländischen Flotte zu Antwerpen, das Fortschreiten der Mobilisation. Er berichtete an Palmerston²⁾ und berief sich tröstend auf das, was England offiziell nicht anging, die Stimmung in Holland, die, wie belgischfeindlich auch, keine Wiedervereinigung mit Belgien wünschte. Doch hatte er bereits am 27. Dezember 1830 zugeben müssen, daß das bekannte Protokoll des 20. Dezembers in Holland nicht nur auf die Regierung keinen guten Eindruck gemacht hatte³⁾. Palmerston nahm keine Rücksicht. Er hatte den hol-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40 I, S. 180. 24. Dezember 1830.

²⁾ Ebenda, S. 189/191. 29. März 1831.

³⁾ Ebenda, S. 181.

ländischen Feldzug lange vorher gefürchtet und wollte die Erneuerung des Krieges, da er wohl den Holländer jetzt mit Recht als überlegen ansah, mit der Wahl Leopolds beschwören. So schrieb er am 22. Mai an Bagot u.a.: „Wenn nicht bald ein Fürst gewählt und die Ruhe so wieder hergestellt wird, so gibt es den stärksten Grund, eine Erneuerung der Feindseligkeiten gegen Holland und eine Änderung der Regierung in Belgien zu erwarten“¹⁾). Hier hat er wohl wieder an Frankreich gedacht. Doch bald darauf nach Leopolds Wahl hieß es: „. . . dem König der Niederlande zu raten, sich irgend welcher eiliger und schlecht überlegter Schritte zu enthalten“²⁾).

Seit dem Antritt der Whigs bis zum zehntägigen Feldzug darf man den ganzen inneren Kampf zwischen Holland und England in erster Linie als um den Krieg ansehen. Hatte vorher Wellington die holländische Regierung auf eigene Waffengewalt gewiesen, als sie diese nicht besaß, dann sich auf diesen Mangel berufen, so suchte Palmerston dem Krieg vorzubeugen oder ihn aufzuschieben, als Holland jene Macht der Waffen allmählich wiedererhalten hatte, bis er Belgien mit anderen Mitteln, der allgemeinen Anerkennung, dem Ausschluß Frankreichs, der Wahl Leopolds, gefestigt hatte.

Schon am 7. Dezember 1830 schrieb Palmerston an Falck: „Ich weiß wohl, daß es in Holland eine Partei gibt, die den friedlichen Absichten ihres Königs jede Art Hindernisse in den Weg legt, doch es würde für Holland schlimm sein, wenn diese Gruppe ihr Ziel erreichen würde“³⁾). Der Krieg ist sicher nicht unerwartet gekommen. Am selben Tage wieder, in einem Schreiben an Bagot, ist auch von Preußen die Rede: „. . . daß, wenn man den inneren Zustand in Preußen, die unsichere Stimmung seiner Bevölkerung, seine Entfernung und seine kümmerlichen Hilfsmittel in Betracht zieht, sowie die aufgeregten Gefühle in Frankreich, seine ausgedehnten militärischen Vorbereitungen und die Sympathie, welche die letzten Geschehnisse zwischen Belgien und Frankreich begründet haben, man annehmen muß, daß ein Krieg, den Preußen unternehmen würde, um Holland zu unterstützen, ganz Europa in Flammen setzen und die französischen Heere bis nach Brabant führen würde, aber nie des Königs Autorität in Belgien wiedererwirken könnte“.

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40 I S. 199. 22. Mai 1831.

²⁾ Ebenda, S. 200. 7. Juni 1831.

³⁾ Ebenda: S. 177. 7. Dezember 1830.

Warum nicht? Eben: „Es ist nicht nötig zu sagen, daß, wie sich auch England dazu stellen würde, S. M. Regierung niemals an einem solchen Versuch teilnehmen könnte, diese Fragen durch Gewalt zu lösen“¹⁾. Preußen hatte wohl richtig gesehen, als es nicht eingriff. England war jetzt froh über seine Not und Armut und benutzte sie als Bedrohung gegen Holland. Zieht man die früher zitierte Stelle hinzu, wo Palmerston sagt, er wolle eventuell Belgien gegen Holland helfen und wäre es nur, um Frankreich der Früchte zu berauben, so finden wir, daß England, wenn nötig, bereit gewesen wäre, Frankreich in Belgien zu helfen, doch nimmer Preußen und Holland. Und das alles trotz der Gefahr, die auch so immer noch durch eine mögliche französisch-belgische Verbindung zu bestehen schien. Da man annehmen darf, daß England eine wirkliche Verschmelzung Belgiens mit Frankreich schlimmer deuten mußte als eine mit Holland, kann man bemessen, wie gering die Gefahr seitens Frankreichs oder wie stark die Abneigung gegen ein vereinigttes Niederland für England gewesen sein muß. Glaubte England Preußen und Holland im Kriegsfall nur durch Gewalt von Belgien abhalten zu können, so glaubte es gegen Frankreich mit Recht sein bundesgenössisches Machtwort ausreichend. Wie immer ist England auf die Seite des Schwachen getreten, der erst durch Englands Gewicht stark wurde. Noch bevor England Holland durch die Anerkennung der Mächte von Belgien auf der Konferenz endgültig isoliert hatte, schon als die Belgier selbst nur ihre Unabhängigkeit ausgerufen hatten, bevor Frankreich sich soweit wagte, ist es England klar geworden, welcher mächtigen Trumpf es mit Belgien in Händen haben würde. Hätte Palmerston wirklich die Kräfte so eingeschätzt, daß er einen französischen Vormarsch bis in Brabant gefürchtet hätte, so hätte er sich sicher wohl bedacht, Frankreichs Seite zu wählen.

Für den 1sten Juni kündigte König Willem den Waffenstillstand. Am 4ten wurde Leopold gewählt. Am 16ten verband sich England mit Frankreich, im Kriegsfall zu intervenieren.²⁾ Immerhin, so lange er Preußens und Frankreichs noch nicht ganz sicher war, mußte Palmerston König Willem einwickeln, indem er ihm die guten Folgen seiner Friedlichkeit vorspiegelte, ohne ihn unnötig zu reizen, so lange nur der Krieg ihm helfen konnte. Dro-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40 I, S. 180.

²⁾ Blok, op. cit. VII S, 472.

hungen jeder Art sind seine andere Waffe. Er drohte Frankreich mit der Alliance und England, Holland und Preußen mit Frankreich und England, und das Resultat soll immer wieder der belgische Staat sein. Ruhig erwog Palmerston die verschiedenen Möglichkeiten. Nur die Gewalt gegen Belgien, den damals schuldigen, rebellierenden Staat, wie er selbst andeutete, schloß er aus, mit Hinweis auf die von uns bereits als ungültig befundene Schwäche der Ostmächte¹⁾.

Dennoch ist Holland losgebrochen. Leider platzte die Bombe um einige Wochen zu spät. Was für Holland den Ausschlag gab zu kämpfen, war dasselbe, was die übrige Welt beruhigt hatte und mehr oder weniger befriedigte: die scheinbar vermittelnde Wahl Leopolds, die weder für Frankreich noch auch für Preußen unannehmbar, von beiden zuletzt gewünscht, England hinter sich hatte und nur noch Holland verletzte. Da konnte England auch ruhig die Friedensartikel ändern. Am 22. Juni erklärten die niederländischen Bevollmächtigten nochmals: „Die Person, welche die Souveränität Belgiens annehmen wird, ohne vorher den Trennungsvertrag unterschrieben zu haben, wird sich schon dadurch in eine Stellung der Feindschaft gegen S. M. begeben, und müßte schon deshalb als sein Feind angesehen werden“²⁾). Da nun aber Leopold nicht jene, doch andere, um Holland herum beschlossene, von Holland nicht anerkannte Artikel³⁾ unterschrieben hatte, war dieser wirklich als Feind Hollands anzusehen; es kann somit Palmerstons Erstaunen, auch wenn

¹⁾ Martens: op. cit. 14. S. 293: Palmerston an Bagot 27. Juni 1831 — Indem er erwägt, ob Gewalt zu gebrauchen wäre: „ . . . in order to compel the party who had dissented to agree also to that proposition to which the other party had signified its consent. That is to say, the 5 powers might have employed force to exact from the Belgians a compliance with the articles of separation, to which the king of the Netherlands had agreed. It can hardly be necessary to point out all the various reasons which put that course entirely out of the question. It is sufficient to draw the attention of the Netherland Government to the internal state of some of the principal powers in Europe to convince them that war, if begun for the purpose of controlling the free will of the Belgian People, might in all probability have produced consequences far different from those, for the attainment of which it would have ended in the annexation of Belgium to France . . . etc.“

²⁾ Am 21. Juli hatte Holland nochmals gewarnt, dass es Leopold, sollte er Besitz von Belgien ergreifen, als Feind betrachten müsse; am 1. August erklärte es, durch militärische Mittel seinem Standpunkt Nachdruck verleihen zu müssen. (Stockmar: op. cit. S. 179)

³⁾ Typisch für die Gleichgültigkeit, womit England Holland in der späteren Zeit behandelte, vielleicht auch aus seinem schlechten Gewissen, ist, daß die Bekanntmachung der neuen Artikel im Haag dem Oesterreicher Wessenberg überlassen wurde, der sich diesem Auftrag ungerne genug unterzog, wohl wissend, daß dieses neue Zugeständnis seiner Regierung unangenehm wäre. So groß war Englands Einfluß und so ausschließlich beherrschte es die Manipulationen des Kongresses. Wenig einsichtig und schüchtern entschuldigte sich Wessenberg nach Wien: „Wir haben gegen uns die Zeit, die Ereignisse, Frankreich und selbst England“. (Wessenberg an Metternich 27. Juni 1831. Aus Treitschke op. cit. IV, sS. 76.)

seine Überraschung echt war, nur geheuchelt gewesen sein¹⁾.

Spöttisch begrüßte Palmerston den Feldzug: „Das ist ein hübscher Ausflug des Königs der Niederlande. Ich kann nicht erraten, wer ihn angestachelt hat“²⁾. Falck hatte natürlich mehr gesehen. Am 21. August 1831 verrät er uns in einem Schreiben an van Lennep: „Unter uns gestanden, mein Rat war gewesen, Ende Juni loszuschlagen, sobald wir von den 18 Artikeln und damit von der Absicht, das uns gegebene Wort zu brechen, erfahren hatten Hätte es zu der Zeit geschehen können, so wäre die Verwirrung in Brüssel noch viel größer gewesen. Frankreich hätte einen weniger guten Vorwand gehabt einzugreifen, und die englischen Minister wären nicht so empört gegen uns gewesen wie jetzt, denn ihr Liebling Leopold hätte die Krone noch nicht angenommen, die sie sich jetzt sozusagen verpflichtet fühlen, seinem Haupt zu erhalten“³⁾. Soweit der sonst so friedliche Falck. In Wahrheit aber hatte Palmerston vielmehr den Schlag, den er kommen sah, vorher pariert und vielleicht damit auch zuletzt hervorgelockt.

Sollten wirklich nur der Wunsch, die nationale Ehre zu retten, wie es hieß, und gewisse Verbesserungen der Grenzbedingungen zu erhalten, den düsteren und zurückhaltenden König, wie es das Volk glaubte und offiziell angesagt wurde, getrieben haben, einen lange vorbereiteten Krieg vom Zaun zu brechen, der, nach der Überraschung zu urteilen, den er immerhin in London verursachte, leicht „Europa in Flammen“ hätte setzen können?⁴⁾ Sollte der König für das Geringere mehr getan haben, als er je für das Größere getan hatte? War sein Haus, sein Sohn nicht jetzt gerade erst durch Leopolds Annahme ausgeschlossen worden? Hat er von diesem Augenblick an nicht konsequent eine Haltung angenommen, die seine Gegner, wir sahen es, als eine Verneinung der belgischen Selbständigkeit und Souveränität selbst ansahen? Hätte Palmerston selbst so leicht den französischen Gegenzug, der die Franzosen in der Tat „bis nach Brabant führte“, akzeptiert, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, den Belgiern eine „Strafexpedition“ vor-

¹⁾ Im Haus der Gemeinen hatte Palmerston selbst vor kurzem erklärt, er bezweifle, ob es zwischen Holland und Belgien nicht wiederum zum Kriege kommen werde. (Stockmar: op. cit. S. 180.)

²⁾ Bulwer: Palmerston II, S. 120.

³⁾ Falck: Brieven, S. 323/24. 21. August 1831.

⁴⁾ „Le roi des Pays-Bas, irrité de voir l'indépendance de la Belgique se consolider par l'élection et l'acceptation du prince Léopold, blessé de n'être appuyé par aucune puissance dans ses résistances, et se flattant sans doute de l'espoir d'amener une guerre général en Europe, prit tout à coup la résolution désespérée de faire attaquer la Belgique par l'armée que commandait son fils, le Prince d'Orange“. (Talleyrand: Mémoires IV, S. 253.)

zuenthalten, die ihm übrigens als solche durchaus gelegen kam, wie die nicht unbedingt notwendige Abänderung in den Artikeln zu Gunsten Hollands nach dem Feldzug, bewies? Und wäre ein allgemeiner Krieg entbrannt, hätten nicht, ganz abgesehen von allen Absichten so doch die Folgen nicht leicht die sein können, daß bei einem Siege Belgien König Willem von selbst wieder in den Schoß gefallen wäre? Sollte er sich das nicht überlegt oder Belgien in dem Falle verweigert haben? Oder hatte man ihn nicht von allen Seiten gewarnt vor den weitreichenden Folgen eines solchen Krieges, Palmerston nicht zuletzt? Konnte er vermuten, daß man den Krieg dermaßen künstlich einschränken, und wenn schon, daß dies gelingen würde, wo es doch, wie bei der Forderung des Rückzugs der Franzosen, wirklich an einem Haare geangen hat? Sein eigener Rückzug vor jenen, nachdem er gesehen, daß ihm niemand zur Hilfe kam, sagt ja nichts, ebenso wenig wie seine vorherige Ankündigung jenes Rückzugs bei dieser Eventualität. Louis Philippe nahm am 11. November 1830 in einem vertraulichen Schreiben noch an, daß Willem sogar eine Hinzugewinnung Französisch-Flanderns infolge eines allgemeinen Krieges erhofft habe¹⁾, und er mag seinen fürstlichen Bruder und die Intentionen der Zeit richtiger eingeschätzt haben, als das Volk oder spätere Betrachtungen es vermochten. Und wenn man auch dieses Urteil nicht ohne weiteres annehmen kann, so darf man doch gewiß glauben, daß es sich nicht im Wesentlichsten um kleinere Bedingungen handelte, sondern daß der Kampf nach wie vor um größere Teile Belgiens ging. Sogar die Grenzverbesserungen in Ost-Limburg, an welchen der König bekanntlich noch lange festhielt, hätten einen wichtigen Landgewinn bedeutet, und auch sein langes Festhalten an Antwerpen deutet im Letzten auf solche Hintergründe hin. König Willem war alles mehr als ein Romantiker, und eine reine Strafexpedition lag ihm fern. Die kleinen wirklichen Vorteile, die er mit seinem Feldzug immerhin errungen hat, haben ihn nicht befriedigt. Sowie König Willem an allem festhielt, was er einmal gewollt hatte, auch noch, als alle Vernunft, alle Möglichkeit dagegen zu sprechen schien, in seinen Mitteln und in seinen elementaren Zielen, wie er an seinem Zutrauen an England lange festhielt, an seiner Haltung gegen Preußen, an seinem Zorn gegen Belgien, an den Zolltarifen, an seiner eigenen autokratischen Stellung, so zweifeln wir nicht, daß er bis zuletzt an einer Wieder-

¹⁾ Talleyrand: Memoires III, S. 384.

gewinnung Belgiens, an seinem größeren Niederland festgehalten hat.

Das holländische Volk aber war noch immer unmündig. Sowie es zum großen Teile gegen seine Neigungen die Verbindung mit Belgien in den späteren Jahren ertragen hatte, ertrug es wieder später, wenn auch murrend, die achtjährige kostspielige Mobilisation, als die Anerkennung Belgiens durch seinen König sich dahinschleppte. Und mit Begeisterung nahm es teil an dem Feldzug für die „nationale Ehre“, um „die Belgier zu strafen für ihre Undankbarkeit“, wie es meinte, doch ohne viel nach den wirklichen Absichten und Folgen zu fragen. Das Volk von Holland zeigte sich damals von seiner besten Seite und wäre wahrscheinlich noch für alles zu haben gewesen. Später noch, als König Willem schwankte, die neuen, nach dem Feldzug zu seinen Gunsten leicht veränderten Traktate wieder zu verwerfen, was den viel schlimmeren Krieg bedeutet hätte, schrieb nach Anlaß davon Den Tex, selbst aus dem anderen Lager und nicht damit einverstanden, kritisch über die Stimmung in Holland an van Lennep, bezugnehmend auf ein Schreiben Falcks, in dem er meinte, daß das Volk die Zurückweisung der neuen Artikel an sich nicht wünsche, unter anderem: „Doch, es mag wahr sein, daß vorläufige Nichtannahme der Artikel jetzt die Nation hinter sich hat. Worauf fußt diese Bejahung? Irre ich mich nicht, so haben wir einander solange von inniger Übereinstimmung zwischen Fürst und Volk vorgeredet, daß man jetzt schon sehr geneigt ist, jeder energischen Tat, die man in dem Fürsten zu spüren meint, durch die Nation zujubeln zu lassen. Hinzu kommt die Eigenliebe. Wir haben in unserem zehntägigen Feldzug Wunder getan! Wohl an, dann keine Furcht vor der Zukunft. Weigert sich der König, die 24 Artikel anzunehmen, nun, dann fürchten wir uns nicht, unsere Rechte mit den Waffen in der Faust zu verteidigen. Damit wäre, glaube ich, eine wenig auf der ratio begründete, dennoch wirksame Ursache der Bejahung von Vielen, aufgewiesen . . . usw.“ und weiter: „es ist wahr, daß die Holländer die Trennung gewünscht haben, doch wie? Wie der Liebende, der durch sein Mädchen in fleghafter Weise abgewiesen, erklärt, sie nun auch nicht heiraten zu wollen. Ich sage dies, um die Schuld der Trennung von uns abzuweisen“¹⁾). Sogar dieser Mann hielt für nötig, den Willen zur Trennung an sich als eine Schuld abzuweisen. Wohl sehr anders, um einen Vergleich aufzustellen, als Schweden, hatte

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 638.

sich Holland seinem Schwesterlande hingeben und sich einer durch Fremde gestellten Aufgabe enger verwachsen gefühlt, als jenes noch so viel später einer eigenen, nicht weniger natürlichen Bestimmung. Der später berühmt gewordene liberale holländische Staatsmann Thorbecke, der in seiner Jugend einige Jahre in Gent gelehrt hatte, bezeichnete die belgische Unabhängigkeit als das „Ende Europas“¹⁾. Noch 1833 hielt das Amsterdamer „Handelsblad“ für nötig, gegen den kriegerischen Geist in Holland vorzugehen, der viele nur von „dem großen Kriege“ an der Seite der Ostmächte Gutes erhoffen ließ²⁾. Das alles war nicht, um Belgien zurückzugewinnen, gewiß, doch es wäre, wie das Handelsblad selbst bemerkte, leicht die Folge davon gewesen.

Aus denselben Gründen, aus denen England den Frieden wünschte, wünschten Holland und Frankreich den Krieg. Beide haben sich mit einer gewissen Rehabilitation ihres Renommées begnügen müssen, da beide nicht stark genug waren, nicht gewagt haben, den Krieg allein zu führen. Beider Isolierung ist Englands Arbeit gewesen. Durch die Einschränkungen, zu denen es Frankreich zwang, mit dem ganzen Gewicht seiner eigenen unmittelbaren Bedrohungen dahinter, hat England die Ostmächte davon zurückgehalten, Holland zu Hilfe zu eilen, wie es König Willem am Ende erwartet haben dürfte. Durch direkte Drohungen wieder hat es Frankreich später zum Rückzug bewogen und sogar damit Niederland geschadet, indem es den Frieden bewahrte³⁾. Beide Feldzüge und beide Rückzüge haben in der Form, die sie durch England annehmen mußten, englischen Zielen gedient und Belgien ermöglicht. Die Belgier waren soweit eingeschüchtert worden, daß eine Grenze ermöglicht wurde, welche die Kräfte ungefähr gleich verteilte, und so im kleinen ein Gleichgewicht hergestellt wurde, das weitere Ausschreitungen beiderseits schwierig machte. Zum Glück für England fiel diese Grenze mit der alten Grenze der Republik der Niederlande ungefähr zusammen und versprach also eine gewisse Dauerhaftigkeit. Sogar die scheinbare Gerechtigkeit, die England dabei auch Holland gegenüber übte und ausnutzen konnte, diente also nur dazu, den neuen Zustand zu konsolidieren, d.h. in erster Linie: Belgien zu sichern und zu festigen.

Da im Falle eines allgemeinen Krieges die Verteilung der Kräfte,

¹⁾ Pirene: VI, S. 428.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40 I, S. LXXVIII.

³⁾ Ebenda: III, S. 43 ff.

wie wir schon öfter betonten, nur dann ungefähr gleich gewesen wäre, wenn England auf Frankreichs Seite getreten wäre, kann man sagen, daß alles, was auf Seiten Hollands oder der Ostmächte aus Furcht vor einem unsicheren Kriegsausgang geschah oder nicht, aus Furcht vor England geschah. Wir haben gesehen, wie England genug durchschimmern ließ, um die Ostmächte zu warnen einzugreifen. Gegen Frankreich, das schwächer war und allein stand und ohne England nichts vermocht hätte, hat es gröber gespielt und umso offener gedroht, als es wahrscheinlicher schien, daß England ihm am Ende hätte helfen müssen. Jedenfalls sind sich die Zeitgenossen in ihren Vorstellungen des großen drohenden Krieges, die den Verlauf des kleinen tatsächlichen Krieges bestimmt haben, über Englands Rolle unsicher gewesen. Und man kann in der Tat nicht sicher wissen, was England im Falle eines solchen Krieges getan hätte. Besonders nach der Unterwerfung Polens hätte England es sich leisten können, Frankreich zu helfen, da es ihm auf den Sieg eines Bundesgenossen durchaus nicht ankam; doch man kann sich auch denken, daß es in so verzweifelter Lage seine Neutralität bewahrt oder, um Belgien zu retten, die Führung der Bundesgenossen übernommen hätte, je nach den Umständen und dem Kriegsausbruch.

Wie sich König Willem den Verlauf des Krieges gedacht, ob er nicht geglaubt, daß die Franzosen marschieren, daß England und Preußen dies dulden würden, ist unklar. Jedenfalls aber wissen wir, daß die Holländer, als die Franzosen in Belgien einmarschiert waren, anstatt sich zurückzuziehen, preußische Hilfe gewünscht hätten, was aber den preußisch-französischen, den allgemeinen Krieg und die Zerstörung Belgiens bedeutet hätte. So schreibt Treitschke: „Oberstleutnant von Scharnhorst, der im Hauptquartiere des Prinzen von Oranien dem kurzen Feldzuge zusah, hatte einen schweren Stand: er durfte den klagenden Holländern durchaus keine Hilfe in Aussicht stellen. Aber noch weit weniger wollte Preußen durch bewaffnetes Einschreiten dem Friedensbrecher Halt gebieten; diese Frage ward in Berlin nicht einmal aufgeworfen, denn der gesamte Hof stand mit seinen Herzenswünschen auf der Seite des Oraniers“¹⁾ Nachher hat dann Friedrich Wilhelm, gar nicht furchtsam, soweit er nur auf England zählen konnte, mit rheinischen Regimentern

¹⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 77/78 (Bericht des O. L. v. Scharnhorst an den König, Tirllemont 14. August 1831.)

gedroht, falls sich die Franzosen nicht sofort zurückzögen. Und welch ein Raffinement der Umstände ist nicht nötig gewesen, um die Holländer um ihre Beute zu bringen! So ließ Zar Nikolaus, als er von dem französischen Einmarsch erfuhr, den deutschen Mächten versichern: „Augenblicklich werde sein Reich noch durch innere Verlegenheiten, durch den polnischen Krieg und die Cholera gehemmt, aber wenn ihm auch nur ein einziges Regiment zur Verfügung bliebe, so würde er es senden, um in den Reihen des österreichischen und preußischen Heeres zu kämpfen, damit im Angesicht Europas sich die unzertrennliche Verbindung der drei Mächte des Festlandes bewähre“¹⁾. Unter den französischen Truppen indessen träumte man gleichfalls „nur von einem großen Kriege, General Lawoestine trat gegen die Holländer, als er die Einstellung der Feindseligkeiten verlangte, anmaßend und höhnisch auf; seine Offiziere meinten in den Reihen der Holländer schon preußische Bataillone zu bemerken und forderten laut Vergeltung für Waterloo“²⁾. Und ebenso verlangten die holländischen Soldaten ihre Rache für „Quatrebras“ und waren schwer im Zaum zu halten³⁾. In dem Augenblick, als die belgische Armee vor der Vernichtung, der Herzog von Sachsen Weimar kurz vor Brüssel stand, die Franzosen heranrückten, und trotz aller offiziellen Bestimmungen und Bedingungen der allgemeine Krieg so leicht hätte ausbrechen können, da wußte England durch Lord Russell, der gekommen war, Leopold zu seiner Krone zu beglückwünschen, Dank seiner persönlichen Verbindungen zum Kronprinzen, diesen zu bewegen, den letzten Angriff abubrechen, „welcher sonst die Vernichtung der belgischen Kriegsmacht zur Folge gehabt hätte, da die Stücke bereits geladen waren, um ihnen den Garaus zu machen, und die Lanziere und Dragoner sich zum Hereinhauen in die bereits sich in größter Verwirrung befindlichen feindlichen Massen anschickten“⁴⁾. Es war damals, als Lord Russel auf seinem Rückweg nach Brüssel an der Division des Herzogs von Sachsen-Weimar vorbeiritt, daß dieser, der, Deutscher und Niederländer, die Rache so nahe sah, und Leopold zu fangen hoffte⁵⁾, sich dem Lord näherte und ihn ansprach

¹⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 79 (Nesselrode an Tatitschew, in Berlin überreicht 30. August 1831.)

²⁾ Treitschke: op. cit. IV S. 77.

³⁾ Blok: op. cit. IV, S. 314.

⁴⁾ Gedenkstukken 1830/40 I, S. LXXVII.

⁵⁾ Stockmar: op. cit. S. 178. Leopold war von den Holländern umringt und hätte sich mit seinen Truppen ergeben müssen, hätten nicht die Holländer auf die Kunde vom Einrücken der Franzosen sich durch den englischen Botschafter Sir Robert Adair zu einer Waffenruhe bestimmen lassen.

„Wie, mein Herr, Sie schämen sich nicht einer so schmutzigen Sache zu dienen? Was mich angeht, ich schäme mich der Schwager des englischen Königs zu sein“¹⁾).

Immerhin mag England durch den plötzlichen französischen Marsch nicht weniger als durch den holländischen — trotz der vorhergehenden Ankündigung — und durch das gänzliche Versagen der Belgier im ersten Augenblick wirklich überrascht worden sein. Dann wird sich Palmerston schnell besonnen haben — man glaubt es in seinen Briefen zwischen den Zeilen zu lesen — daß er ohne den französischen Gegenzug in eine noch schwierigere Lage geraten wäre, besonders da die Holländer die Sympathien außer in Frankreich in ganz Europa und nicht am wenigsten in England auf ihrer Seite hatten. Hätte Frankreich sich noch einen Augenblick geduldet, so hätte es England gezwungen, entweder sie unter für sie günstigeren Bedingungen herbeizubitten, was so für sie verspielt war, oder auch selbst einzugreifen, jedenfalls Farbe zu bekennen, wodurch die Niederländer für immer gewußt hätten, wo der wirkliche Feind ihrer größeren Einheit steckt. Immerhin hielt Falck damals für nötig, die holländischen Schiffer warnen zu lassen, sich nicht zu dicht in die Nähe vom Kap oder St. Helena zu wagen und in Europa auf ihrer Hut zu sein²⁾).

Als halbe Maßnahme, wozu sie England heruntergezwungen, ist der französische Zug vom kontinentalen wie vom niederländischen, wahrscheinlich auch vom französischen Standpunkt gesehen, gleich bedauerlich.

Jedenfalls wollte König Willem unter diesen Umständen nicht den Krieg gegen Frankreich, so wenig wie Frankreich auch holländisches Gebiet anzutasten wagte. Einige bange Tage hat Palmerston unter dringenden Mahnungen nach beiden Seiten hin zugebracht. Doch im letzten Augenblick, bevor die beiden Armeen hätten aneinandergeraten müssen, brachte er dann den Waffenstillstand und den holländischen Rückzug zustande.

Es bleibt nach allem was wir gesehen haben die Frage, ob die Holländer sich mehr aus Furcht vor Frankreich oder vor England zurückgezogen haben. Besonders als die holländischen Kriegsschiffe vor Antwerpen sich in Bewegung setzten, warnte Palmerston vor den fatalen Folgen, während er auf Leopolds Hilferuf hin die eng-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40 I, S. LXXVII.

²⁾ Falck: Brieven S. 321.

lische Flotte sich sammeln ließ¹⁾. Vielleicht hat nur die größere Sichtbarkeit und der schnellere Aplomb der französischen Drohung fälschlich dazu verführt, sie als wirksamer oder gar entscheidender anzusehen. Zugleich beruhigte Palmerston die Angriffe, die ihm im Parlament hinsichtlich des französischen Zugs gemacht wurden, mit dem Hinweis auf den baldigen Rückzug der Franzosen, an dem er selbst stark zweifelte, und den er am Ende durch Drohungen, wie wir sahen, schwer genug erwirkte. Wenn er auch den Ostmächten gegenüber einerseits Frankreich nicht decken wollte, so wissen wir doch, daß andererseits England allein sie mit ähnlichen Versicherungen und seine für Frankreich garantierende Autorität von einem Gegenangriff zurückhielt.

Leider hat König Willem sich einschüchtern lassen. Daß er Frankreich nicht Stand hielt, mag begreiflich sein, doch warum hat er keinen weiteren Versuch gemacht, Preußen mit hineinzuziehen? Scheint es doch, als ob nichts leichter gewesen wäre als durch einen Vormarsch auf dem rechten Maasufer die Franzosen über den Fluß zu locken, der ihnen aus Rücksicht auf Preußen als Rayongrenze ihrer Intervention gestellt worden war²⁾, oder gar durch einen ebensolchen Zug gegen Luxemburg sie in ein Gebiet zu zwingen, wo sie Preußen nicht hätte dulden können und zum Kriege gezwungen gewesen wäre. Die Vorwände zu einer Besetzung jener Gebiete hätten wohl kaum gefehlt³⁾.

Dennoch war das Lob, das der französische Gesandte dem König zugeteilt hatte, als er bereits am 30. Oktober 1830 an Molé über ihn schrieb, nachdem er die Wut der Holländer und besonders auch des in sympathische Mitleidenschaft gezogenen schwedischen Gesandten dargetan, nicht ganz unverdient: „König Willem will den Krieg: er will ihn gegen Frankreich, wie ihn sein glorreicher Ahne, der unermüdliche Gegner Ludwigs XIV. gewollt hat. Er arbeitet Tag und Nacht, um gegen dieses Frankreich, das er haßt, eine Koalition zustande zu bringen“⁴⁾. Gewiß, der Franzose hatte übertrieben, dennoch ist ein Kern von Wahrheit darin. Die Mächte waren ihrer

¹⁾ Martens XV, S. 233.

²⁾ Ebenda: S. 234.

³⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 44. Am Maastal war damals Preußen noch mehr interessiert als heute. Die Lösung der luxemburgischen Frage hat es in den Folgejahren erst diesen Gebieten entfremdet. „Les questions relatives à la liberté de la navigation, à Maastricht, au Luxembourg sont mêmes des questions prussiennes autant que des questions hollandaises; usw. „Er zählt sie unter die wichtigsten für König Willem in der belgischen Frage. (Ancillon an Waldburg-Truchsess 29. Juli 1831.)

⁴⁾ Gedenkstukken 1830/40, II, S. 59.

Rolle von 1672, sogar England seiner Treulosigkeit treu geblieben. Frankreich hätte den Krieg nur zu gerne angenommen. Nur England schwang den Frieden als Waffe, eine Waffe die sich so herrlich human einkleiden und unter dem Beruf auf „die allgemeine Ent-rüstung der Kulturwelt“¹⁾ gebrauchen ließ.

Holland hatte seinen Dienst als Barrièrestaat williger erfüllt als man hätte erwarten können. Es hatte auch gegen seinen Vorteil sich nicht mit Frankreich zusammengetan, um Belgien zu teilen. Erst als England die Franzosen frei in Belgien einmarschieren ließ, wollte König Willem sich die ganze Wahrheit eingestehen. Es war nichts mehr zu retten, er wußte nun, daß England wirklich sein Gegner war. Sein Ton wurde ein anderer. Als der König auch nach seinem Feldzug doch noch weigerte, sich über die Verlängerung des Waffenstillstandes zu erklären und Bagot offen mit den fünf Mächten gedroht hatte, die „eine Erneuerung der Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien, unter welchen Umständen auch, nicht dulden würden“²⁾, sagte ihm Verstolck im Namen des Königs, nachdem er „sich in kräftigen Worten gegen das ganze Vorgehen der Konferenz geäußert hatte: daß der König als ein unabhängiger Souverän niemals das Recht anerkennen könne, welcher Anzahl von Mächten auch, diese Überlegenheit sich anzumaßen, die in der Art und Weise, in der diese Regelung ihm vorgelegt wurde, läge; auch würde er nie für einen Moment zugeben, daß die Erhaltung eines allgemeinen Friedens hervorgehoben werden könnte als ein Prinzip, wovon sein Recht zu handeln, wie er es für die Interessen seines eigenen Volkes für das Beste hielt, abhängen konnte; daß es in der Geschichte wahrscheinlich kein Beispiel einer solchen Kombination von Staaten gäbe, um das freie Handeln eines unabhängigen Souveräns zu kontrollieren und sicherlich keins, um sein freies Verfügen in Bezug auf Sachen, die die innere Regelung seines eigenen Königsreichs beträfen, zu kontrollieren in der Weise, wie es jetzt vorgeschlagen worden wäre in Bezug auf Kanäle, Wege und Handelsverbindungen innerhalb des Landes, . . . usw“³⁾.

Es liegt nahe zu vermuten, daß der König, war er je anderen Willens gewesen, nur durch das anfängliche Scheitern seiner Armee

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40 I, S. 209. Nach Anlaß eines Bombardements von Antwerpen: „. . . devastation of private property (vielleicht gar englische Waren dabei) and so unjustifiable a destruction of human life . . .“

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 239.

³⁾ Ebenda: S. 240.

erschüttert gewesen ist. Jetzt hatte er sich wieder hergestellt, doch darum stand auch England und mit ihm der Kongreß von jetzt an offen gegen Holland. Frankreich drohte mit einem neuen Einmarsch für den Fall daß Holland den Kampf wieder aufnehmen sollte. England, dem vorzubeugen, schickte Kriegsschiffe nicht gegen die französische, gegen die holländische Küste. Holland mußte nachgeben und Belgien war verloren.

Als Holland dennoch durch seinen Feldzug, statt gestraft zu werden, kleinere Vorteile in den jetzt wieder zu seinen Gunsten veränderten Artikeln über das tief erniedrigte Belgien gewann, war das besonders den Ostmächten zu verdanken¹⁾ und besonders Rußland, das bald wieder die Hände frei haben würde und wieder kräftiger für Holland eintrat²⁾. Wohl wurden die Belgier mißtrauisch³⁾ gegen England, dessen Eifersucht gegen Frankreich seit dessen Feldzug gewachsen war⁴⁾. Schon am 16. August 1831 schrieb der belgische auswärtige Minister an van de Weyer in London, indem er die alten 18 Artikel verlangte: „England hauptsächlich (man beachte wohl: nicht Frankreich) hat ihm (Belgien) jene Bedingungen garantiert; es hätte das nicht sobald vergessen sollen“⁵⁾. Doch England hatte nicht vergessen. Aber am 6. September 1831 ist Warschau endlich in der Tat gefallen, und während bis dahin nur noch Frankreich und England Leopold anerkannt hatten, hielten die Ostmächte Holland in Schutz, als es sich seine neuen Bedingungen erzwang, indem sie England in Schach hielten.

Doch noch Jahre lang, auch nachdem ein neuer französischer Einmarsch nötig geworden, um die Holländer aus der Zitadelle von Antwerpen zu werfen, mit Hilfe englischer Schiffe, kämpfte der König weiter durch seinen passiven Widerstand den diplomatischen Kampf, um Grenzverbesserungen zu erhalten.

Durch sein erstes Beharren hatte König Willem manches Wichtige für Holland erreicht. Wenn er auch später nicht wiedergewann, so war das nicht unbedingt vorauszusehen gewesen. Wie leicht hätte eine veränderte Konstellation der Mächte ihm in den langen Folgejahren günstig werden können oder hätte es England wünschenswert werden können, durch irgend eine Grenzverbesserung Hollands

¹⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 79 (Nesselrode an Lieven 17. November 1831.)

²⁾ Martens: XI, S. 462.

³⁾ Stockmar: op. cit. S. 181 ff.

⁴⁾ Ebenda: S. 183.

⁵⁾ Juste: Leopold I, S. 159/60.

Zustimmung zu Belgiens Selbständigkeit zu kaufen. Für das kleine Holland aber spielte jedes Dorf, jede Ausbuchtung der Grenze eine Rolle, wie es die Angehörigen eines großen Staates sich schwerlich vorzustellen vermögen. Jedes kleine Gebiet an der heutigen Südgrenze, in Flandern, Brabant oder Limburg hat heute seine Funktion für das Ganze, ist dem Ganzen bekannt, wie Werth, Sluis oder Maastricht. So, als der König danach strebte, für Holland die Osthälfte der belgischen Provinz Limburg zurückzugewinnen, war das für Holland ein äußerst wertvolles Kampfobjekt und die Jahre der Mobilisation der kleinen Armee wohl wert.

Noch wollen wir kurz einen Blick darauf werfen, wie England nicht nur auf Holland, doch auch direkt auf Belgien wirkte. Wir beachteten bereits, wie sehr Frankreich, wie jeder zugibt, hinter den inneren Vorgängen in Belgien stand, und wie England obgleich es dies wußte¹⁾, nichts Ernsthaftes dagegen unternahm. Wir betonten gleichfalls das Gewicht der Entsendung eines englischen Vertreters nach Brüssel, der dort bereits am 7. September 1830 ankam, und wie England damit freiwillig auf den gefährlichsten Teil eines diesbetreffenden französischen Vorschlags einging und so selbst, neben der Londoner Vermittlung, direkt die Hand ins Spiel steckte oder doch sich die Möglichkeit dazu vorbereitete, wenn man will auch, eine Art Unabhängigkeit Belgiens schon sanktionierte, dasselbe, was man König Willem vorwarf und so doppelt ausnutzte. England hat Gebrauch davon gemacht. Als die Konferenz der Mächte sich endlich entschlossen hatte, am 10. Mai 1831 den halsstarrigen Belgiern ein Ultimatum zu stellen, hat Lord Ponsonby dieses Ultimatum, in dessen Folge die Mächte Belgien im Fall einer Ablehnung bald seinem Schicksal, d.h. den Holländern hätten überlassen müssen, eigenmächtig nicht überreicht²⁾, sondern vielmehr Aufschub verliehen, die Belgier beruhigt, ihnen für Leopold Luxemburg in Aussicht gestellt³⁾ und sich nach London begeben, um der Konferenz über den Zustand des Landes zu berichten. Hier trat also England in der Person des höchsten betreffenden Beamten, ob dieser nun deswegen auch desavouiert wurde, zumindest im Anfang dieser Unternehmung, offen gegen den Kongreß selbst, d.h. gegen die anderen Mächte auf, bis diese sich fügten. Es

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 81 (1. Oktober 1830 Stuart an Aberdeen.)

²⁾ Juste: Leopold I, S. 172.

³⁾ Siehe auch Blok: op. cit. VII. S. 171/72.

war einer der vielen Momente, wo England eigenmächtig Belgien vor Holland gerettet hat. Wenn auch die übrigen Mächte gleichfalls nichts dagegen unternahmen, vielmehr den Belgiern wirklich den Erwerb Luxemburgs in Aussicht stellten, so verändert das doch nichts an der Deutlichkeit der englischen Initiative, die aus dieser Tat gesprochen hatte. Die Folgen haben weit gereicht.

Neben dem Engländer war auch ein französischer Vertreter da. Von der weiteren Arbeit jenes englischen Herrn erfährt man aus den Rapporten nicht viel. Er und White hatten, — in enger Zusammenarbeit mit Belgiern und Franzosen — eben noch anderes zu tun als Berichte zu erstatten.

Während man nach außen hin, doch auch in Flandern, noch lange Oranien aus bereits erläuterten Gründen vertrat und gebrauchte, berichtet Falck bereits am 24. Dez. 1830 (siehe auch Kapitel 9): „Lord Pomsonby ist bereits so weit gegangen, ihn (Leopold) verschiedenen Belgiern als den Gewünschten darzustellen und u.a. einigen Gentern . . . die, als sie den erwähnten Kommissar davor warnten, den Kongreß zu Brüssel nicht als die wahrhafte Vertretung der Absichten und Interessen des belgischen Volkes zu betrachten, zu ihrem Erstaunen sich die Antwort entgegenhalten hörten: „Sie wollen also den Bürgerkrieg“.¹⁾ Hier endlich sieht man Englands wirkliche Stellung zu den Dingen in Belgien, von denen es sagte, daß sie ihm so nahe am Herzen lagen und gerade seine Stellung zu Flandern, das in diesem Konflikte mit dem anderen Landesteile nur deshalb ohne weiteres weichen mußte, weil Englands Interessen gegen das größere Niederland dies mit sich brachten. Hatte doch Wellington noch am 30. Oktober 1830 sehr wohl über die lokale Natur des Aufstandes Bescheid gewußt: „. . . es hatte sich auf Flandern überhaupt nicht ausgedehnt“²⁾. Doch Flandern mußte ruhig mit Wallonien mitmachen. Falck erzählt weiter: „Dieselbe Furcht vor inneren Unruhen, welche gleich Anlaß zu einem Angriff von Preußen oder Franzosen geben würde, also zu einem allgemeinen Krieg, hat Lord Palmerston geäußert, als er ausführlich mit van Peterghen, dem Neffen des Herrn van Toers, und mit Wappers Melis gesprochen hatte, die ganz um uns herum an ihn herangekommen waren und ihm jeder in seiner Weise mit vielerlei Beweisen die Unzufriedenheit angedeutet hatten, die sowohl in Brüssel wie

¹⁾ Falck: Amtsbrievien, S. 336. 24. Dezember 1830.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 81 (30. Oktober 1830).

überall in Flandern herrschte. Doch man scheint unwiderrufflich Partei genommen zu haben¹⁾).

Am 22. Mai 1831 schrieb Palmerston endlich selbst an Bagot: „Die Lage in Belgien wird täglich kritischer und die Errichtung einer regulären Regierung in jenem Lande notwendiger für die Erhaltung des Friedens in Europa“²⁾. Wir haben bereits gesehen, wie er dann Bagot als einzige Rettung kurzerhand Leopold vorschlägt und von dem Kandidaten, der das Volk allein in Bewegung setzte, nachdem die französischen Prinzen aus dem Wege waren, nicht mehr die Rede sein ließ. (siehe Seite 187/88) Demgegenüber hatte Falck schön schreiben über das immer mehr oranienfreundlich werdende Militär und über die zu erwartenden Volksbewegungen zu Lüttich, Gent und Antwerpen: „Dies alles kann mir nur angenehm sein, weil es die Revolutionären beschämen muß und Europa weiter die Augen öffnen über die sogenannte Unterdrückung der Belgier“³⁾. Noch am 31. Januar hatte eine Genter Bürgerabordnung vom Londoner Kongreß den Prinzen von Oranien als Unterkönig erbeten⁴⁾. Die Neigungen des flämischen Volkes hat England bewußt und frech annulliert und zertreten, nicht weniger als vorher die der Wallonen, denn Belgien sollte sein. Nicht umsonst wehrten sich die orangistische wie die französisch-belgische Presse gleich sehr gegen Leopold⁵⁾. Wenn man dennoch annehmen will, daß England im Anfang des Jahres 1831 in guter Absicht, wenn auch nur „faut de mieux“ die belgische Krone für den Prinzen von Oranien gewollt hätte — war es doch das Äußerste, wozu sich damals Rußland noch haben ließ⁶⁾ — daß es zumindest Schritte dazu getan hat, so muß man bedenken, daß dies damals noch gegen den Willen des Vaters geschah⁷⁾, der nach Anlaß der verwandten Frage, der Anerkennung der belgischen Selbständigkeit, kurz vorher seinen bekannten Konflikt mit dem Prinzen hatte. Es ist uns der entscheidende Beweis zugleich dafür, daß König Willem trotz seiner offiziellen politischen Erklärungen noch damals an seinem direkten Besitz Belgiens fest-

¹⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 336, 24. Dezember 1830.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 198 (22. Mai 1831).

³⁾ Falck: Brieven, S. 310.

⁴⁾ Blok: op. cit. VII S. 464.

⁵⁾ Juste: Van de Weyer I, S. 127.

⁶⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 72. Preußen und Oesterreich verzweifelten damals an der Sache der Oranier, und Metternich ließ in Petersburg sagen: „Was nicht Frankreich und England mit Wärme unterstützen, kann nicht durchgesetzt werden (Metternich an Ficquelmont 10. I. 1831)“.

⁷⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 631: König Willem ließ die geheimen Vorschläge Bagots, sich zu Gunsten des Prinzen von Oranien zurückzuziehen, wohlweislich zurückweisen.

hielt. England aber förderte so wiederum die Trennung, als es für den Prinzen in Flandern arbeiten ließ und sich mit diesem — der sich zu einem blinden Werkzeug, das bald genug zur Seite gelegt werden würde, hergegeben — gegen den Vater schwur, der in diesem richtig gesehen hatte. Denn, in dem Augenblick, als England Januar 1831 sich offen für den Prinzen einsetzte, indem es seine Propagandakampagne in Flandern unterstützte und vermittelte, war die Versöhnung zwischen diesem und dem König noch nicht echt und eigentlich geschehen. Auch scheiterte des Prinzen neue Unternehmung in Belgien nicht nur an einer Ablehnung der Oranier dort fremden Kandidaten gegenüber, doch ebenso sehr, wie Falck berichtet¹⁾, daran, dass manche wohl für den Vater, doch gegen den Sohn eingestellt waren. So muß man die scheinbare Mittelstellung, die England eine Zeit lang durch sein Unterstützen des Prinzen von Oranien zwischen König Willem und den französischen Prinzen einnahm, auch wenn und soweit sie gesinnungsmäßig echt gewesen sein sollte, Niederland gegenüber als eine Förderung der Trennung ansehen, und zwar nicht nur in Zusammenhang mit allem was wir in diesem bereits gesehen haben und durch die Zerspaltung, die dadurch unter den flämischen Orangisten stattfand — man kann die dadurch entstandene Unsicherheit sogar in Falck verfolgen²⁾ — sondern besonders, weil England, sobald die Franzosen in diesem Punkte geschlagen waren, die immer stärker werdende orangistische Strömung nicht ausnutzte und statt nun weiter zu Holland oder wenigstens zu Oranien hinüberzuschwenken, im Gegenteil ganz abschwenkte. Bezeichnenderweise wurde dem Prinzen die belgische Krone am 11. Januar 1831 in London denn auch nur aus einer momentanen Verlegenheit heraus, — unter Bedingung sofortiger Annahme — angeboten.

Palmerstons Zwischenstellung im Anfang des Jahres 1831 bedeutet nur eine Etappe auf dem gegen die niederländische Einheit gerichteten Wege, dessen Anfang durch Wellingtons Erschrecken über die Vorfälle in Brüssel August 1830 und dessen Ende durch den zehntägigen Feldzug August 1831 bezeichnet wird. Im Januar 1831 konnte eben England, nicht nur wegen der auswärtigen Konstellation, doch besonders auch, wie wir sahen, wegen der inneren Verhältnisse in Belgien, noch nicht unauffällig weitergehen. Der

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 312.

²⁾ Falck: Ebenda.

Weg aber, den England beschritt, ging nur im ersten Anfang mit der inneren Entwicklung in Belgien selbst parallel, nämlich als diese von selbst Holland ungünstig genug war. 1831 aber ging England dieser Entwicklung, gerade als sie wieder Holland günstiger wurde, und eben deshalb, immer schroffer entgegen, und soweit dies anders erscheint, liegt das nur an dem von England künstlich gemachten Schein, teils eben an dem versteckten antiniederländischen Einfluß, den England selbst auf jene innere Entwicklung ausübte, ähnlich wie auf die internationalen Verhältnisse. Eine wirkliche Mittelstellung nahm England in der Frage der Königswahlen nur insofern ein, als es die Oranier durch einen eigenen Kandidaten ersetzte, der in den weitesten, doch von England sicher gesichteten Folgen, wenigstens der holländisch-flämischen Einheit ungünstiger werden mußte als die französischen Kandidaturen, eben weil diese Lösung für alle Beteiligten außer Frankreich erträglicher und daher dauerhafter sein mußte, und weil sie keine Teilung Belgiens mehr zuließ, wie sie Talleyrand vertrat und wir sie heute wünschen.

Auch erscheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß England den Prinzen von Oranien gerade deshalb eine Weile vertrat, weil dieser seit dem, wie es hieß, von ihm veranlaßten Bombardement von Antwerpen im Oktober 1830 in Flandern gerade sehr unbeliebt geworden zu sein schien und England hoffte, eben durch das Hervorheben dieser Person das Geschlecht in Belgien unmöglich zu machen, was noch keineswegs heißt, so wie wir Englands politische Wege kennen lernten, daß es nicht zugleich denselben Prinzen für alle Eventualitäten ernsthaft in Reserve halten wollte, um dann später je nach den Möglichkeiten entscheiden zu können, ähnlich wie Palmerston auch schon anfangs heimlich, wenn nötig, zu der Mittellösung einer französischen Ehe Leopolds bereit gewesen ist¹⁾. Doch lieber wollte England diese Lösung nicht, die es, wie wir weiterhin noch sehen werden, so leicht hätte durchsetzen oder doch versuchen können, hätte es gewollt.

Vergleichen wir nun mit Englands Haltung gegen Flandern die gegen Belgien, dessen Bedeutung für Flandern nach dem Angeführten, auch im Auge Englands, kaum mehr zweifelhaft sein kann. Wir wissen, wie sich indessen Lord Palmerston mit dem jungen Vertreter der provisorischen Regierung zu Brüssel, van de Weyer, bald an-

¹⁾ Juste: Van de Weyer, S. 129.

freundete¹⁾, sowie ihm Wellington bereits zu Anfang des Kongresses und gleich nach dem Hilfesuch Hollands angesagt hatte, daß England nicht intervenieren würde²⁾. „Der Herzog erklärte schon damals, daß England niemals die Absicht gehabt hätte zu intervenieren: daß die englische Regierung keinen Anspruch darauf machte, einen Einfluß auf die Wahl der belgischen Regierung auszuüben“³⁾. Also wurde schon damals Belgien von England und zwar von Wellington anerkannt und begünstigt. Und am 1. Januar 1830 konnte van de Weyer nach Brüssel berichten: „England will nicht nur, daß Belgien unabhängig sei, aber auch stark, ja, glücklich“⁴⁾.

Doch nicht gerade zum Glücke Flanderns sollte dieses glückliche Belgien bestehen, sowie es sich England gedacht hat. Charles White, in offiziösem Auftrag in Brüssel und zeitweilig als Sekretär Lord Ponsonbys tätig, verrät uns bereits in einem Schreiben des 6. Oktober 1830 an Fauche, den Konsul zu Antwerpen: „Man kann nicht daran zweifeln, daß es die unverkennbare Politik der englischen Regierung ist, soweit es in ihrer Macht liegt, die Unabhängigkeit Belgiens als einer eigenen Nation zu begünstigen. Ich brauche die vielen Vorteile, die England dabei sowohl von kommerziellem als politischem Gesichtspunkt zuwachsen würden, nicht nachzuweisen. Wir würden ohne Störung oder Wirren die Barriere gegen Frankreich sichern, welche der hauptsächlichste Grund für die Vereinigung Hollands mit Belgien war, und diese Barriere würde nicht künstlich und unsicher, sondern bleibend und rational sein. Die preußischen Rheinprovinzen würden also ebenso sehr ihren Vorteil davon haben wie Holland. Wir würden erfähigt werden, große kommerzielle Vorteile sowohl für unsere koloniale als heimatliche Produktion zu gewinnen, umsomehr, als durch die unwiderruffliche Trennung von Holland Gent und St. Nikolaas ziemlich ruiniert werden würden, während unsere Kolonien wahrscheinlich den Antwerpener Markt monopolisieren

¹⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 52: „Belgien sollte für England werden, was man von den Vereinigten Niederlanden vergeblich erwartet hatte, ein abhängiger, ergebener Bundesgenosse. Darum wetteiferte Palmerston mit Talleyrand in Gunstbeweisen gegen die aufständischen Belgier. Obgleich der Franzose anfangs die Rolle der uneigennütigen Tugend mit gewohnter Kunstfertigkeit spielte, so mußte doch die Stunde kommen, da er seine Karten aufdeckte; und dann konnte dieser freundschaftliche Wettkampf der beiden wahlverwandten Geister nur mit dem Siege des Briten enden, da England nicht in der Lage war, belgisches Gebiet für sich zu fordern und mithin den Ostmächten minder gefährlich erschien“.

²⁾ Juste: Van de Weyer, I, S. 97.

³⁾ Ebenda.

⁴⁾ Ebenda: S. 125.

w ü r d e n. Auch, sollte es für uns nötig sein, noch einmal eine bewaffnete Macht auf den Kontinent zu senden, so würden wir ein Volk von Freunden und Verbündeten finden, bereit uns zu unterstützen, anstatt einer „levée en masse“ unversöhnlicher Feinde zu begegnen. Es würde gleichfalls keine schwierige Sache für uns sein, einen vorteilhaften Handelsvertrag für uns selbst zu erhalten, der ein noch größeres Gebiet für unsere Industriellen eröffnen würde, denn es ist gewiß, daß die Trennung der Gnadestöße für den großen Handel dieses Landes sein würde¹⁾. Auch diese Äußerungen brauchen keinen Kommentar. Das meiste von dem, was White sagte, ist in Erfüllung gegangen, und wir brauchen nicht zu bezweifeln, daß die britischen Minister seine Intelligenz zu schätzen gewußt und auf ihn gehört haben werden.

Als England im europäischen Konzert den Oranier nicht länger brauchte und dieser in Belgien gefährlich zu werden drohte für seine Sache, hat es ihn dort gleichfalls zur Seite gestoßen, nachdem er auch da für England seine letzte Rolle, Schlimmeres zu verhüten, ausgespielt hatte. Es bleibt noch zu betrachten, wie England hier seinen Frontwechsel vornahm.

Wenn bis hierher alles was England tat, eben als politisch anständig und erlaubt erscheinen könnte und man dem auch von gegnerischer Seite, wenn auch keine Sympathie, so doch eine gewisse Bewunderung nicht vorenthalten kann, so begeht England hier einen Vertrauensmißbrauch gegen das Haus Oranien und gegen das flämische Volk, das sich ihm anvertraut hatte, für den die Sprache keine druckbaren Bezeichnungen besitzt und über den der Gegner angesichts der Folgen besser schweigt. Sicher ist, daß ein Castle-reagh oder Wellington dazu kaum fähig gewesen wäre. Ein Brief, ein nachträglicher, verhaltener Notschrei des loyalen flämischen Generals van der Smissen an Wellington gibt hier genügende Auskunft, und da er zugleich das Wichtigste zeigt, was damals in Flandern sich begab, führen wir ihn zum großen Teil an: „Mylord! Der ich die Ehre hatte, unter den Befehlen Ew.G. in der Schlacht bei Waterloo zu dienen . . . nehme ich die ehrfurchtsvolle Freiheit, mich an Ew.G. zu wenden, um einige Details der Gründe mitzuteilen, die mich für den Augenblick verpflichten, meinem unglücklichen Vaterlande fern zu bleiben. Während meines Aufent-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, I, S. 95. 6. Oktober 1830. (Siehe auch Charles White: La Révolution Belge III, S. 50 ff.)

halts in Antwerpen, als General-Gouverneur der Provinz, besuchte mich (März 1831) der hannoversche Konsul M. Ellermann und sagte mir, daß er mir Mitteilungen von größter Wichtigkeit seitens Lord Ponsonbys zu machen habe, und daß er mir die entscheidendsten Versicherungen geben könne, daß dieser von seiner Regierung beauftragt worden sei, die Wiederherstellung des Hauses Oranien, soweit sie könnte, zu begünstigen; daß sie aber wünsche, daß die Nassauer durch eine Volksbewegung zurückgebracht würden. Konsul Ellermann fügte hinzu, daß er meine Anhänglichkeit für König Willem und meine Heimat kannte, und daß er mich aus dem Grunde mit den Führern der orangistischen Partei in Verbindung setzte, die zu dieser Bewegung beitragen sollten. Er schloß, indem er sagte, daß man auf mich zähle, um meiner Heimat Glück und Wohlfahrt wiederzugeben und sie vor vollständiger Anarchie zu bewahren". Er zählt dann einige hervorragende Belgier auf, Militärs und Adlige, die unter vielen sich beteiligten, vor allem aber den Baron de Hoogvorst selbst, der nur aus Furcht, auf dem Kongreß zu fehlen, nicht erschien, wie man ihm versicherte. Die Hauptoffiziere der Garnison jedoch, um sich dieser Nachrichten zu vergewissern, „sandten den Major Deys, Adjudant des Generals Nypels, nach Brüssel, um aus dem Munde desselben Baron d'Hoogvorst eine entscheidende Versicherung eines Zusammengehens mit einer baldigen orangistischen Bewegung zu erhalten. Ihre Erwartung wurde enttäuscht, denn der Baron d'Hoogvorst antwortete ihnen, daß Lord Ponsonby ihm gesagt hatte, daß man noch einige Tage warten müsse, und daß es notwendig sei, diesen Rat zu befolgen. Der Augenblick, in dem der Aufstand ausbrechen mußte, war gekommen, und in dem Moment, wo so viele gebildete und ehrenwerte Persönlichkeiten sich so stark kompromittiert hatten, um ihre Heimat vor der Anarchie zu behüten, ließ Lord Ponsonby den Führern der Bewegung sagen, daß man die Ausführung um einige Tage verschieben müsse.

„Ew.G. wird die Gefahr unserer Stellung verstehen, die die Folge des so unerwarteten Betragens Lord Ponsonbys war. Man schrie Verrat; mehrere begeisterte Männer fingen an, der Zuverlässigkeit des Lords zu mißtrauen. Vom nächsten Tag ab fürchtete er sich nicht mehr, die Maske abzuwerfen; er erklärte dem Major Pougts auf dem Königsplatz, daß er eine andere Kombination vorzuschlagen hätte, und daß man sich bis auf neue Order hin nicht mehr

um die Interessen des Prinzen von Oranien zu kümmern hätte. Am gleichen Tage ließ er das Gerücht umgehen, daß der Prinz Leopold der neue Kandidat sein solle. Wir befanden uns, Mylord, durch diese niederträchtige Gemeinheit (indigne perfidie), in der abscheulichsten Lage. Opfer unserer Loyalität und unseres Zutrauens, blieb M. Shoms, dem Major Parys, meinem Adjutanten Lefèvre und anderen empfehlenswerten Persönlichkeiten nichts anderes übrig, als uns freiwillig in Verbannung zu begeben.

„Es ist nicht meine Sache, Mylord, die Politik der englischen Regierung zu erklären; doch es steht unbestreitbar fest, daß Lord Ponsonby zu einem persönlichen (man lese: englischen) Zwecke von der orangistischen Bewegung, die er selbst organisiert hatte, Gebrauch gemacht hat. Die fünf großen Mächte hatten sich und ihre Familien von jedem Anspruch auf den belgischen Thron ausgeschlossen. Die Beziehungen des Prinzen Leopold zu der englischen Königsfamilie konnte für Frankreich einen Grund abgeben, seinen Ausschluß zu fordern. Um jede Diskussion in diesem Bezüge auszuschließen, organisierte Lord Ponsonby (ließ Palmerston) eine ernsthafte Verschwörung zu Gunsten des Prinzen von Oranien. Er hatte bereits die ersten bürgerlichen und militärischen Autoritäten gewonnen, die, gewissenhaft handelnd, Belgien aus den Händen der verächtlichen Intriganten zu reißen wünschten; die es regierten. Tag und Stunde waren festgesetzt. Alles ließ den glücklichsten Erfolg erhoffen. Ein Anfang der Ausführung hatte stattgefunden, wie ich oben sagte, und in dem Augenblick veränderte Lord Ponsonby seine Verfügungen, opferte eine große Anzahl ehrenwerter und vornehmer Männer, die sich seiner Ehre anvertraut hatten und erklärte dem französischen Agenten, daß es an ihm stehe, von Augenblick zu Augenblick eine Restauration herbeizuführen, und daß hauptsächlich Frankreich zu wählen habe, zwischen der Restauration (der Oranier) und dem Prinzen Leopold. Die Wahl war nicht zweifelhaft und von da an wurden die Mitglieder des Kongresses (zu Brüssel) durch die französischen und englischen Agenten gedrängt, Leopold zu ernennen, um einer Restauration vorzubeugen. Man weiß, wie Lord Ponsonby eilig einen schönen Brief schrieb, der die schönsten Versprechungen enthielt und von dem belgischen Minister auf dem Kongreß vorgelesen wurde. Man weiß auch wie dieser Brief, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, durch Minister Grey desavouiert wurde. Da ich weiß, daß Ew.G. einen lebhaften

Anteil an dem Glück unseres erhabenen und ausgezeichneten Königs Willem und seiner Dynastie nehmen, . . . halte ich es für meine Pflicht, Sie über diese Umstände nach aller Wahrheit und in unparteiischer Weise zu unterrichten. Ich selbst bin besonders davon betroffen worden, und ich bitte Ew.G. von meinem Bericht den Gebrauch zu machen, den Sie für angebracht halten werden.

Aachen, 1832.

Baron van der Smissen¹⁾.

Also sprach auch Flandern zu Oranien. Und mit solchen Mitteln wurde der heutige belgische Staat von England geschaffen.

Dem Kaiser von Oesterreich aber, der zunächst Leopold nicht anerkennen wollte, solange es König Willem nicht getan haben sollte, berichtete Metternich, wie ihm der genannte Baron d'Hoogvorst, einer der ersten und gemäßigsten Führer der Belgier, der ihm die Wahl Leopolds mitzuteilen kam, erzählte: „Die belgische Revolution ist das Ergebnis mehrerer Fehler der holländischen Regierung; unter diesen Fehlern betrachte ich als den ernstesten wegen seiner Folgen die Freiheit, die der König dem Abschaum der französischen Revolutionäre zuwilligte, sich in unseren Städten einzurichten, und den Schutz, den er ihnen verliehen hat. Es sind diese selben Männer, unterstützt durch eine schwache Gruppe der eingeborenen Bevölkerung, die die Erschütterung erwirkt haben. Auch heute noch ist Belgien nicht revolutionär. Man darf die Neigungen der überwältigenden Mehrheit seiner Bewohner nicht nach trüglichem Anschein beurteilen. Die Nation ist mit ihrem Boden verbunden; sie will nur die Ruhe und das Ende der Wirren, die sie stören; wir waren materiell glücklich, wir hatten keinen Grund uns moralisch aufzuregen. Der König von Holland ist nicht gut unterrichtet gewesen über den wirklichen Stand der Dinge. Wenn er sein Unternehmen (den Feldzug) 14 Tage früher versucht hätte, so wäre er ohne einen Schuß in Brüssel und Gent eingezogen, und die ganze Nation hätte ihn als König begrüßt. Doch die Dinge haben sich sehr verändert durch die Ankunft des neuen Königs. Vorher hatte man stark gezweifelt, ob man je einen bekommen würde. Alle wollten das Ende, und man hätte es gefunden in dem Einzug der Holländer²⁾).

England hatte den Zustand durch seine Agenten sehr viel besser

¹⁾ Bartels: op. cit. S. 574. siehe auch: Charles White: La Révolution Belge, III, S. 50 ff.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 215. (Metternich an Trautmannsdorf, 5. September 1831).

gekannt und sich beeilt. Eine äußerst geschickte Politik gegen eine zwischen Kühnheit und Schwäche, Starrheit und Verzagen schwankende Haltung auf der anderen Seite und ein großes Glück haben es England ermöglicht, davon Gebrauch zu machen. Nicht weniger genau kannte es den Zustand in Holland, den Stand der Mobilisation, und indem es Leopold nach langer Vorbereitung im richtigen Moment einsetzte, schuf England willkürlich Belgien.

England hatte sein Ziel erreicht. Von dem Augenblick an waren es besonders die Ostmächte, die, selbst halb betrogen und halb die Dinge erkennend, sich bemühten, Holland dahin zu bringen, daß es sich dem nunmehr Unvermeidlichen füge. Der Ton ist anders als der Englands. So schrieb Ancillon an seinen Gesandten im Haag u.a.: „Die Verbündeten des holländischen Königs und besonders Preußen, das so viele Bande mit diesem Fürsten verbindet, dürfen keine Mittel sparen, ihn dazu zu bewegen, einen Zustand der Spannung zu beendigen von Anstrengungen und Unsicherheit, der seine Hilfsquellen erschöpft; sie müssen ihn dazu bringen, durch alle Kraft der Staatsvernunft und alle Fürsorge, die die Achtung eingibt, die er seinen Untertanen, seinen Verbündeten und ganz Europa schuldig ist, daß er durch einen weisen Verzicht der Aufregung und Unruhe, die seit 14 Monaten die belgische Frage in allen europäischen Kabinetten und unter allen Völkern erregt, ein Ende mache“¹⁾ Der Holländer hatte in dem Augenblick zwar wenig Grund, seine Verbündeten zu achten und über die Rücksicht, die er auf Europa zu nehmen hatte, mochte er den Kopf schütteln, aber er war im Grunde nicht der einzige, der so dachte. Ancillon selbst fährt fort: „Wenn es auch schmerzlich ist für S. M., den größten Teil seines Königreichs und seiner Bevölkerung zu verlieren, so ist es das nicht weniger für seine Verbündeten, die jenes Königreich begründet hatten, und die in dieser großen politischen Konzeption ein Bollwerk gegen Frankreich gesehen hatten. Unerwartete Ereignisse, gebieterische Umstände, moralische Rücksichten des größten Gewichtes haben die Alliierten dazu geführt, sich vor dieser Notwendigkeit lieber zu beugen, als ihre Völker, denen sie vor allem verpflichtet sind, dem Jammer eines allgemeinen Krieges auszusetzen, dessen Folgen unberechenbar sind und dessen unsicherer Ausgang zu einer Erschütterung hätte leiten können, deren erstes Opfer viel-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 45. 24. Oktober 1831.

leicht der König der Niederlande gewesen wäre, und die vielleicht außer dem Schlachtentod alles Unglück einer allgemeinen Revolution gebracht hätte¹⁾). Wenn auch viel Phrase dabei ist, so ist die politisch-staatliche Moralität, der Sinn für das Bleibende, hier doch ein viel höherer; wenn nicht höher als bei dem französischen revolutionären Antipoden, so doch als bei dem englischen politischen Händler, Händler in Ost und West, in Krieg und Frieden.

Es dürfte dem Holländer eine Genugtuung sein, daß seine Generation, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts lebte, damals die einzige im alten Europa gewesen ist, die, trotzdem sie am meisten ausgesetzt war, am ehesten geneigt gewesen ist, den alten Ligakrieg gegen Frankreich aufzunehmen und erst davon absah und sich aus Belgien zurückzog, als sie sah, daß sie ihn allein hätte führen müssen, was sie nicht vermochte. Das, der letzte Versuch, den großen Krieg hervorzurufen, ist die wirkliche Bedeutung des zehntägigen Feldzugs.

Doch Preußen war ohne Schuld. Kurz vor dem Feldzug verriet Ancillon noch einmal mehr von der Wahrheit: „Die wahren Freunde des holländischen Königs müssen also ihre Kräfte vereinigen, ihn dazu zu bringen, sein Heil nur von den Verhandlungen zu erwarten, und daß er möglichst bald eine Armee entläßt, deren Existenz allein ein Unglück für sein Land ist“. Und weiterhin: „Doch man muß immer sagen, daß keiner daran gehalten ist, das Unmögliche zu tun; daß man niemals die großen Prinzipien aus dem Augen verlieren darf, die alle Werke der Konferenz geleitet haben, daß Preußen gestellt ist zwischen Rußland, das durch seine eigenen Interessen absorbiert wird, Oesterreich, für das die belgische Frage nicht die wichtigste ist, Frankreich, das sich nur für die Belgier interessiert, England, das unter allen Umständen den Frieden will. Also hat Preußen sich in London bereits öfter in einer Isolierung befunden, die ihm nicht erlaubt hat, alles Gute zu tun, das es gewollt hätte, und die seinen guten Willen hindernd oder lähmend gezwungen hat, sich darauf zu beschränken, das Übel zu vermindern und das in den gegebenen Umständen Bestmögliche zu erhalten“²⁾). Es war England allein, das den Frieden unbedingt wollte und damit Belgien. Ein Krieg hätte die Reaktion oder die Franzosen zum Siege geführt, im Falle eines Kompromisses eine Verteilung herbeige-

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 46.

²⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 44.

führt, doch nur wieder im unwahrscheinlichsten Falle durch England ein Belgien.

Diese nachträglichen Aussprüche der kontinentalen Minister sind als Entschuldigungen gegen König Willem aufzufassen. Doch sie kannten die Umstände, zumindest ihre eigenen Motive, genau. Was sie sagen, ist in Übereinstimmung mit den Tatsachen, soweit wir sehen können; sie haben keinen Grund, die Wahrheit zu verschweigen, außer über England, das sie schonen müssen; sie reden deshalb vom Frieden oder Leopold, was gleichbedeutend ist. England allein hält sich überall an die allgemeinen Phrasen, da es die Wahrheit nicht sagen will und nach allen Seiten hin schonen muß, auch Belgien. Das Wort „Übel“ finden wir dort nicht.

Colenbrander hielt es für nötig, in der Einleitung zum dritten Teil seiner „Gedenkstücken 1830/40“¹⁾ die Ostmächte und besonders Preußen zu verhöhnen wegen ihres vielen Schreibens bei ihrer versagenden Hilfe, obzwar er zugibt, das sie guten Willens gewesen, während er England mit solchen Postulaten verschont. Uns kam es hier nur darauf an, neben Englands schlechten Willen und seinen schlimmen Folgen für Flandern diesen guten Willen zu zeigen; auch wenn die Macht und der Mut, die dahinter hätten stehen sollen, fehlten, so verdankt ihm Holland manches. Während die Kräfte und die Möglichkeit, sie zu entfalten, im Laufe der Zeiten schwanken, pflegt der Wille, die Grundeinstellung zu den territorialen Fragen, sich gleich zu bleiben.

Doch, hätten auch damals die Bevollmächtigten der Ostmächte in London nicht so sehr unter englischem Einfluß gestanden, in den entscheidenden Augenblicken oft isoliert von ihren Regierungen und immer mit der Gefahr des allgemeinen Krieges vor Augen, der durch Englands Verhalten so leicht aus einem ernsthaften Widerstand hätte entstehen können, vielleicht wären auch damals die Dinge anders gelaufen²⁾. Zar Nikolaus hat sich später bitter genug über die Haltung seiner eigenen Abgesandten beklagt³⁾, doch war gerade er in der entscheidenden Zeit gebunden gewesen. Und Metternich schrieb später über die Vertreter Rußlands und besonders

¹⁾ Gedenkstücken 1830/40, III, S. VII.

²⁾ Lannoy: op. cit. S. 100 und S. 298.

³⁾ Ebenda: S. 299. „En soumettant le résultat des délibérations de la conférence à un examen sérieux, S. M. l'Empereur n'a pu se défendre de l'impression la plus pénible. Ces regrets se fondent sur la conviction où l'Empereur se trouve, que la cause du roi Guillaume est trop juste pour être laissée sans défense —“ (le compte de Nesselrode au Prince de Lieven 29. Nov. 31. Martens XV. S. 462/3.)

Preußens, daß sie „nichts getan als der britischen Regierung zu schmeicheln, ohne Rücksicht auf die Prinzipien und Einstellungen ihrer Höfe zu nehmen“¹⁾. Für diese alle eben war die belgische Frage nicht wichtig genug, um sie wie die beiden Westmächte von den Regierungen selbst oder den besten Politikern direkt behandeln zu lassen.

Treitschke aber erzählt, wie der preußische Kronprinz die Erinnerungen an die Niederlage der Holländer nie ganz habe verwinden können: „Nach langen Jahren noch, in den Fieberträumen seiner letzten Krankheit, sprach er wehmütig von dem guten Freunde, der die Hälfte seiner Kinder verloren habe“²⁾. Ein Sieg für die Westmächte, ist die Geburt Belgiens für die Ostmächte ebensowohl eine offen anerkannte und allgemein bedauerte politische Niederlage gewesen.

Allerdings haben die Ostmächte, besonders Preußen, trotz seiner niederländischen Gesinnung, trotz der Schriften eines Arndt³⁾, die wahre Bedeutung Belgiens kaum erkannt. Es hat immerhin an die neue Barriere geglaubt und nicht gesehen, wie diese, anders als die alte, einmal gegen es selbst gerichtet werden konnte. So sah Michiels, deutscher Patriot und Agent Belgiens zu Frankfurt, in Belgien nichts Gleichgewichtfeindliches⁴⁾. Er konnte noch nicht sehen, wie Deutschland einmal nur durch Zerstörung des Gleichgewichts seine Einheit würde finden können, wie das Gleichgewicht, in Belgien verkörpert, eine zweischneidige Waffe in Händen Englands war. Er hoffte vielmehr — was damals, hätte es Preußen nicht verhindert, auch noch möglich, wenn auch ohne große Bedeutung gewesen wäre (s. S. 240) — daß Belgien in den Deutschen Bund eintreten würde. Und auch der Freiherr von Stockmar, die rechte Hand Leopolds, war nicht nur ein kluger und feiner Staatsmann, aber auch ein deutscher Patriot, wie man ihn nur neben dem preußischen König hätte wünschen mögen⁵⁾. Im Letzten hat vielleicht schon damals, tief in Ahnungen verhüllt, dem Engländer mehr gedämmert von Deutschlands künftiger Machtstellung, von der Gefahr des Ostens als einer Realität, als den deutschen Staatsmännern und Einheitsidealistern selbst.

¹⁾ Ebenda: S. 300. Metternich an Apponyi 13, I, 1832. (*Mémoires de Metternich* V, S. 271.)

²⁾ Treitschke: op. cit. IV, S. 45.

³⁾ Arndt: Belgien und was daran hängt. Leipzig 1834.

⁴⁾ Martens: XIV, S. 295.

⁵⁾ Treitschke op. cit. IV.

Wir haben jetzt noch einmal auf Englands Motive zurückzukommen. Da es seinen wirklichen Anteil an der Trennung der Niederlande nie zugegeben hat, fanden wir solche Motive — wenn überhaupt — ausgesprochen nur für seine Teilhandlungen oder inoffiziell. Nachdem wir diese, so wie manche weiterreichenden, die sich vermuten ließen, meist ungültig gefunden haben, kommen wir jetzt zu den wirklichen. Es ist da zwischen den direkten und indirekten Motiven zu unterscheiden. Von den indirekten, die wir bis jetzt hauptsächlich betrachteten, da sie mit dem verwickelten politischen Gewebe der Mittel enger verflochten waren, bleibt uns eigentlich nur eine Schwächung der Allianz, die, zum Teile in der revolutionären Erschütterung als solcher liegend, ihrerseits wieder eng mit einer Stärkung Frankreichs zusammenhing, doch, wie wir sagten, nicht ganz damit identisch ist.

Englands Gleichgewichtspolitik fordert nicht nur nach einer Stärkung der einen Seite zum Ausgleich eine Stärkung der anderen Seite, viel lieber noch sieht sie nach einer Schwächung auf der einen Seite auch die andere geschwächt, womit England sein eigenes Gewicht relativ mehrt. Das heißt in diesem Fall, besonders deutlich, die Allianz sollte Belgien nicht an Frankreich verlieren, sondern an England selbst. Belgien als solches war für England da. Das bedeutet im politischen, daß es zu den leicht verschiebbaren, von England zu bewegenden Gewichten gehören sollte, für welche die Vereinigten Niederlande sich zu schwer und einseitig gebunden gezeigt hatten. Der direkte, relative Verlust der Allianz aber war damit nur halb so groß, als wenn Belgien etwa an Frankreich gekommen wäre.

Auch verläßt England wohl, soweit es eine Schwächung der Stärkeren nicht sofort erwirken kann, seinen Platz als Außenstehender und stellt sich selbst auf die Seite des Schwächeren, um so, lieber als durch dessen eigenen Machtzuwachs, das Gleichgewicht zu erhalten, bis es die Gelegenheit gefunden hat, die andere Gruppe soweit zu mindern, daß es ohne Gefahr sich wieder in seine isolierte Lieblingsstellung zurückziehen kann. Mit diesem letzten Fall nun glauben wir es hier zu tun zu haben. Allerdings hat England, in Übereinstimmung mit der nur geringen Schwächung der Allianz, die durch die Sprengung der Niederlande geschehen war, jene letzte Bewegung erst einige Jahre später ausgeführt, als aus anderen Ursachen die Allianz sich auflöste und in Frankreich neue Kräfte

erwachten. Als dann Frankreich nicht mehr auf dem zweiten Platze neben England zu halten war, als es seinen Dienst in Belgien getan hatte, und auch keine Hilfe mehr brauchte, hat sich die „Entente cordiale“, die für England auf den Vierbund folgte, allmählich aufgelöst. Doch macht uns einiges stutzig, Englands Verhalten 1830/31 ausschließlich den Gleichgewichtsverhältnissen oder auch nur politischen Gründen überhaupt zuzuschreiben.

Wir betonten bereits, daß England im Gegensatz zu seinem Verhalten gegen Belgien für Polen und die Romagna nichts tat. Und doch war auch deren Wiederbewältigung für die Gleichgewichtsfrage und die Macht der Allianz von großer Bedeutung. Denn wie viel auch die Verhältnisse in den Niederlanden dafür bedeuten mögen, theoretisch ist das Gleichgewicht, trotz ihm günstiger Lage in jenem Mittellande, durch gewaltige Machtverschiebungen auf den Flügeln noch immer zu gefährden. Im Jahre 1831 schien dieser Zustand in der Tat zu drohen. Trotz einer für sie nicht günstigen Lösung in den Niederlanden blieb die Allianz sehr mächtig. Dennoch zog England es vor, lieber Belgien unabhängig oder in eigener Abhängigkeit zu bewahren, als auch nur den kleinsten Teil davon an Frankreich kommen zu lassen. Obwohl es dafür selbst, um des Gleichgewichtes willen, vorläufig noch zu Frankreich halten mußte, wehrte England sich so heftig gegen jede Annexion in den Niederlanden, daß es, wie schon oft betont, für jenes unabhängige Belgien es zu dem allgemeinen Krieg gegen Frankreich hätte kommen lassen, der an sich der Allianz viel größeren Machtzuwachs hätte bringen müssen als eine Wiedergewinnung Belgiens durch Holland. Allerdings hätte England für Polen nichts tun können ohne Krieg, den es wegen Belgien glaubte — und mit Recht, wie sich herausstellte — noch vermeiden zu können, und sah England in Belgien sicher den dauernden Schlüssel zu den ganzen Gleichgewichtsverhältnissen.

Um so merkwürdiger aber bleibt die Tatsache, daß England und zwar Palmerston, wie wir wissen, bereit gewesen ist, ja, selbst gleich zu Anfang vorgeschlagen hat, das neue Belgien in den deutschen Bund aufnehmen zu lassen, was dann an Preußens Haltung gescheitert ist¹⁾. Wohl mochte Palmerston, wie Hampe meint, der geringen aggressiven Kraft jenes Deutschen Bundes gedacht haben. Bedeutete doch die Zugehörigkeit zum Niederland für Belgien eine

¹⁾ Hampe: Das Belgische Bollwerk, S. 40.

ungleich festere Bindung als die zum Deutschen Bund, die vielleicht auch nur ein Lockmittel für die deutschen Mächte sein sollte. Möglich ist auch, daß England durch Belgien den Deutschen Bund, oder doch Preußen, nicht hat stärken, vielmehr schwächen, jedenfalls die eigene Hand darin haben wollen¹⁾, daß soweit Preußen weitsichtig gewesen wäre.

Jedenfalls aber zeigt Palmerstons Vorschlag, daß die neue Barriere zunächst im alten Sinne einer Abwehr gegen Frankreich erhalten bleiben sollte. Denn nicht nur wurde Belgien neutralisiert, es blieb auch durch neue Geheimverträge zwischen England und Preußen bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts gegen Frankreich gerichtet²⁾. Wenn nun auch England statt der einseitig festgelegten die freibleibende und wandelbare Gebrauchsmöglichkeit Belgiens gewann, wie sich viel später gezeigt hat, so blieb doch für lange Zeiten, wie Palmerston gleich zu Anfang vorhergesehen, die Funktion Belgiens noch die gleiche, und es wird uns unwahrscheinlich, daß England, das nie auf weit entfernte Perioden hin spekulative Politik trieb, 1830 mit solcher Vehemenz und trotz so mancher Gefahren um einer so geringfügigen politischen Änderung willen die Trennung der Niederlande betrieben hätte. Wir wollen daher noch kurz die an sich auf der Hand liegenden, scheinbar ganz andersartigen, direkteren Gründe, die England für sein Verhalten gehabt hat, in Augenschein nehmen.

Da die Niederlande selbst politisch gegenüber England kaum eine gefährliche aggressive Macht mehr sein konnten, und außerdem England gegenüber, soweit es sie unangetastet ließ, politisch gefügig genug gewesen waren, die Begünstigung des auswärtigen Liberalismus für England immer nur eine außenpolitische Waffe war (s. Kap. 4), müssen jene anderen englischen Motive wohl hauptsächlich auf ökonomischen Gebiet liegen. Und zwar lassen sich diese in drei Gruppen teilen: es sind die Beschwerden, die England aus der Einheit des niederländischen Mutterlandes in Europa erwachsen, der Neid gegen das wieder aufblühende Kolonialreich, und die Vorteile, die England von einem von sich abhängigen Belgien erhoffte, die einen und die anderen eng miteinander verflochten.

¹⁾ Man erinnere sich an Palmerstons bekannte spätere unvermittelt scharfe Wendung gegen eine mögliche deutsche Flotte.

²⁾ Hampe: Das belgische Bollwerk, S. 150 ff. (Siehe Schlußbetrachtung)

Es ist nicht zu verwundern, daß England, auch bevor es die Möglichkeit sah, durch eine geschickte Ausnutzung der Umstände ein unabhängiges Belgien zu seinem Satelliten zu machen, unbedingt das Ende des Vereinigten Königsreichs gewünscht hat. Wenn bis zu der napoleonischen Ära England Hollands zu große Machtentfaltung in den Kolonien und zur See, da wo diese Macht sich äußerte, bestritt, und Holland auf der Landseite, da wo es sowieso eingekapselt lag, beschützte¹⁾, so trat nach den großen kontinentalen Kriegen insofern eine Veränderung ein, als Holland dann zum ersten Male seit langem eine Verbesserung und Vergrößerung seiner kontinentalen Lage ernsthaft anstrebte. Als England, wie wir sahen, zögernd genug darauf einging und das Kapland dafür nahm, befolgte es teils die alte Spur: die Bekämpfung von Hollands Größe über See, und die Sicherung seiner Existenz in Europa. Mußte es doch für diese Existenz, angesichts der grösseren französischen Gefahr mehr geschehen lassen als bis dahin. Zugleich aber machte damit England, durch die Umstände gedrängt, einen ganz neuen Versuch, und ebenso Holland, durch seine Natur und durch die neue Monarchie getrieben, indem es zum ersten Mal strebte, eine gewisse Größe in Europa zu suchen. Je mehr dies Holland gelang, umso bedenklicher mußte es England werden, und besonders, seitdem sein Anlaß zu dieser Vergrößerung, die französische Übermacht, verschwunden war. Hatte England doch Holland den größeren Teil seines Kolonialbesitzes gelassen, und hatte Holland dazugewonnen was bis dahin gefehlt hatte, eine gewisse kontinentale Vollständigkeit. Und nicht nur durch die Lage des Mutterlandes waren Holland und England Konkurrenten. Unwillig genug hatte England die Niederlande wieder in den Besitz ihrer alten asiatischen Besitzungen gesetzt: „Um die Volksstimmung in Holland uns günstig zu erhalten“²⁾ (s. S. 48). Jahre mußten darüber vergehen, bis der Tausch vollständig vollzogen war, und dann noch blieb England an manchem Punkte mit alten oder vermeintlichen neu erworbenen Rechten hängen³⁾.

Die 100 Tage Napoleons waren ein willkommener Vorwand zum Aufschub gewesen, bis Waterloo Holland vor Frankreich und Indien vor England rettete. Der englische Verwalter der Besetzungsjahre, Raffles, hatte die Inseln ausgezeichnet verwaltet, aber auch manche

¹⁾ siehe Kapitel 2.

²⁾ Blok: op. cit. IV, S. 247 (Lord Liverpool).

³⁾ Ebenda: S. 250.

Außenposten der englischen Handelskompagnie in die Hände gespielt. Dennoch mag während der Befreiungskriege England die Bedeutung der Sundainseln nicht ganz bewußt gewesen sein. Noch 1823 berichtet Falck u.a. von dem Eindruck, den die Nachrichten des dem Niederlande feindlichen Gouverneurs, Raffles, gemacht hatten, der erst nach Abschluß der Wiener Verträge nach Europa zurückgekehrt war, um auf die Wichtigkeit jener Gebiete hin zu weisen¹⁾. Raffles' darauf bezügliche Briefe waren ungelesen geblieben, als in England, nachdem bestimmt worden war, daß die Sundainseln unter niederländische Herrschaft zurückkehren würden, das Interesse für diese ganz nachgelassen hatte. „Dieser kaum glaubhaften Lässigkeit schrieb er (Raffles) es zu, daß seiner Regierung der Wert Javas unbekannt geblieben war und sie so leicht und vor allem so bedingungslos unseren alten Besitzstand wieder hergestellt hatte. Glücklicherweise war die Sache gerade entschieden worden, als er in England landete. Wer weiß, wie es sonst gekommen wäre, denn der gleiche Vertrag, deswegen der Herr van Nagel (niederländischer Gesandter) die englischen Minister ungerechter Habgier beschuldigte, wurde von Raffles ebenso leidenschaftlich gerügt und ausgeschrieen als ein Vorbild unüberlegten Edelmuten''²⁾.

Doch Raffles ruhte nicht. Er führte die Propaganda gegen Niederland weiter. Durch einen politischen Handstreich, dessentwegen er zwar später von seiner Regierung desavouiert wurde, doch dessen Früchte man nicht zurückwies³⁾, nahm er Singapur in Besitz. Unbegreiflicherweise haben die Holländer den Wert dieser Insel nicht eingesehen⁴⁾, die ihnen später der wichtigste Hafen außerhalb Europas gewesen wäre, und indem sie sich über Englands plötzliche Liebhaberei dafür wunderten, wurden trotz aller Proteste die Verhandlungen schlapp geführt und verblieb Singapur, das von da an von immer größerer Bedeutung für die ganze Beherrschung der Macht- und Wirtschaftslage in Südostasien wurde, in englischen Händen. Indessen schürte England die Unruhen unter den Bevölkerungen auf Sumatra, bis die Eroberung Palembangs durch die Holländer diese zunächst wieder einigermaßen herstellte.

Bis hierher war es wohl kaum England, das sich über den Part-

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 278.

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 152 und 598.

³⁾ Ebenda: S. 562 ff.

⁴⁾ Ebenda: S. 560.

ner zu beklagen hatte, wenn auch sogar in der „Times“ die Rede war von der „Vertreibung von den asiatischen Inseln“ der Engländer durch die Holländer¹⁾, ein schöner Vorwand, um durch präventive Maßnahmen das Umgekehrte ins Werk setzen zu können. Denn vielmehr nannte Raffles sich schon selbst 1819 „Vertreter der englischen Regierung für die Sundainseln“²⁾. Und wir wissen, was ein solcher Vertreter bedeutete.

Von vielleicht noch prinzipiellerer Bedeutung war der Streit über die differenziellen Rechte in Indien, welchen Falck, der jetzt wieder als Gesandter in London war und der zum englischen Standpunkt neigte, führte, und wovon sogar Colenbrander zugibt, daß er in engem Zusammenhang mit der Abtrennung Belgiens stand³⁾.

1823 hatte König Willem angesichts der gemäßigten niederländischen Zölle eine Verringerung gewisser englischer Einfuhrrechte für niederländische Ware verlangt⁴⁾. Als Antwort schlugen die Engländer allgemeine Gleichstellung der Flaggen beider Nationen vor, die ihnen die Sundainseln für ihren Handel eröffnet hätte. Im selben Jahre hatte Holland angefangen, seine eigene Flagge mit 10% in den eigenen Häfen zu schützen. Während jener andere Streit über den wechselseitigen Landbesitz 1824 zu einem endgültigen Abschluß gelangte, der drohenderweise trotz allem die Engländer weniger befriedigte als die Holländer⁵⁾, wies der König jene anderen Bestimmungen über die gleichen Einfuhrrechte, die England vorschlug, entschieden zurück, zu großer Überraschung und Enttäuschung der englischen Unterhändler⁶⁾, die mit den anderen Staaten des Kontinents so leicht fertig geworden waren⁷⁾. Es war damals, als Canning, gut gelaunt, seinen bekannten Reim auf die Holländer verfaßte⁸⁾. Trotzdem hatte eine ernsthafte Abkühlung stattgefunden, da der nicht mehr zu begleichende Hauptpunkt Anlaß zu peinlichen Reibungen in untergeordneten Dingen gab und Canning sich nicht zurückhielt, seine Gereiztheit an Falck persönlich auszulas-

¹⁾ Blok: op. cit. IV, S. 250.

²⁾ Ebenda: S. 250.

³⁾ Gedenkstukken; 1830/40, I, S. VIII.

⁴⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 293.

⁵⁾ Ebenda: S. 581 ff.

⁶⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 231 ff.

⁷⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 295.

⁸⁾ „In matters of commerce the fault of the Dutch
Is giving too little and asking too much.
The French are with equal advantage content
So we lay on Dutch bottoms just 30 percent
So we frap Falck with 30 percent“ u.s.w.

(Falck: Gedenkstukken, S. 673)

sen, der sich dadurch sehr verletzt fühlte¹⁾. Es ist nicht unsere Sache zu entscheiden, inwiefern König Willem mit dieser Haltung billig oder auch nur klug handelte; jedenfalls war der Streit da, und 1826 wurde die Revanche, die Belastung der niederländischen Schiffe in englischen Häfen mit 20% eingeführt.

Doch Holland war eben in den Handelsverträgen mehr interessiert als die anderen Mächte außer England und konnte mit diesem auch mehr auf gleichem Fuß verhandeln, da es eine mächtige Handelsflotte besaß und über das für England so wichtige indische Absatzgebiet verfügte. Es ist charakteristisch, wenn sogar Falck in dem entscheidenden Gespräch mit Canning zur Verteidigung der Rechte, mit denen Holland einige Artikel zu schützen angefangen hatte, auf die alte Navigationsakte zurückgriff, die Holland andert-halb Jahrhundert bedrückt hatte. Jetzt wolle er auch wohl erst 150 Jahre lang seinen Willen haben, um dann erst weiter zu sehen, so erwiderte Canning spöttelnd²⁾.

Der Ton des Holländers war in der Tat stolzer und unabhängiger, als dem Engländer lieb sein konnte: „Wir verlangten Einfuhr einiger Produkte nach England. Dies scheint Ihnen nicht zu passen . . . Wir verurteilen Ihre Gründe nicht, doch gestattet uns nur wechselseitig, daß wir uns an das, was u n s paßt, halten . . . Warum sollte meine Regierung einen Vorteil, den sie für wichtig hält, preisgeben, ohne ein Äquivalent zu erhalten?“ Dann berief sich Canning auf die vielen Reklamationen, die ihm in Sachen der Baumwolltarif-abmachungen mit den Generalstaaten aus dem Industriegebiet zu-gekommen, daß dieses eine Wiederauflebung der Navigationsakte freudig begrüßen würde. Charakteristisch für den hohen Ton, den sich Holland damals noch erlauben konnte, ist der Grund, den Falck zum Trost der Engländer anführt, der diese aber höchstens um so besorgter hätte machen können: „Die Furcht der englischen Fabrikanten mußte mir voreilig und unbegründet, auf alle Fälle übertrieben vorkommen, denn der blühende Zustand unserer Fabrik-produktion in Flandern und anderswo macht einen stärkeren Schutz, als sie bis jetzt genossen hat, überflüssig“³⁾. Und in der Tat, die belgische Industrie, die besonders auch in Wallonien dank König Willem aufgeblüht war, der holländische Handel und das indische Absatzgebiet standen in so glänzender Wechselbeziehung,

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 296.

²⁾ Falck: Ambtsbrieven, S. 234.

³⁾ Ebenda: S. 234.

daß England nicht mehr dazwischenkommen konnte, daß dem Holländer mehr an der Abwehr Englands von seinem eigenen Baumwollmarkt als an Einfuhrbegünstigungen nach England von altholländischen Handelsartikeln gelegen sein konnte. Auf ihrem allerdings beschränkteren Gebiete waren die Holländer überlegen. Das alles konnte den neidischen Augen der Engländer nicht lange entgehen. Schon 1823 vor Anfang seiner Londoner Verhandlungen schrieb Falck über „ihre (der Engländer) Eifersucht auf unseren aufkeimenden Handel“¹⁾ Und der Engländer Deans beklagte sich am 26 Oktober 1830 bei Wellington: „... kurz, es ist wohlbekannt bei jedem, der jene Länder (Niederländisch Indien) kennt, daß ihre Wohlfahrt für den Schutz und die Ermutigung der niederländischen Industrie aufgeopfert wurde, die ohne jene Hilfe nie so schnell hochgekommen wäre, als jetzt der Fall gewesen ist“²⁾. Es ist charakteristisch für die englische Art, wie sich Deans, indem er fürchtet, daß Niederland Indien nicht genugsam mit Baumwolle beliefern könne, im Namen Indiens statt in dem Englands beklagt, trotz der geringen Mühe, die sonst daran gewendet wird, die eigentlichen Motive zu verschleiern.

Sehen wir, wie Deans weiter, damals als Belgien vor der Abtrennung stand, diese bei Wellington verteidigte: „Wo die Trennung der Niederlande von Holland jetzt unvermeidlich erscheint ... “. Er weist dann Wellington hin auf den großen Wert jener holländischen Kolonien, die man diesem Lande beim Wiener Vertrag wiedergegeben hatte, und auf die hohen Zölle, die der englischen Industrie dieses Absatzgebiet erschweren und die niederländische Industrie (besonders in Flandern) rasch hätten emporblühen lassen. „Man kann indessen nicht erwarten, daß die Holländer weiter solche Opfer zu Gunsten einer Nation (Belgien) bringen werden, die, abgesehen von allen anderen Rücksichten, die außer Frage stehen, unter einer getrennten und eigenen Regierung ihnen nicht mit Gleichwertigem vergelten könnte“. Er erwartet eher, daß dann die Holländer Abmachungen mit anderen Ländern treffen werden, denn „die Holländer haben keine Industrie, die für die Bedürfnisse ihrer indischen Untertanen geeignet wäre“. Er meint, daß dann bei der Überlegenheit seiner Industrie es für England nicht gefährlich wäre, gegen die Eröffnung der Sundainseln für englische Schiffe den Holländern im Tausch das Gleiche für englische Häfen zu erlauben, und daß die Holländer

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 278.

²⁾ Gedenkstukken, 1830/40, I, S. 147.

für die Ausfuhr ihrer Käse usw. noch Vorteil dabei haben würden. Endlich meint er, daß entweder das Heimsenden oder die Erhebung der belgischen Soldaten in Indien angesichts möglicher erneuter Aufstände unter den Eingeborenen englische Hilfe notwendig machen könnte, da es nicht zu erdulden wäre, daß dort die weiße Rasse von den Eingeborenen vertrieben würde, während doch der König daheim von Schwierigkeiten behindert wäre. „Die wertvollen Kolonien, die so den Holländern bewahrt bleiben würden, würden ihnen die Mittel verschaffen, unserer Regierung ihre Ausgaben zurückzubezahlen, und die Insel Java könnte, wenn ratsam, in ihren (der Engländer) Händen bleiben, bis jene zurückgezahlt hätten“. Man füge hinzu: wozu das verarmte Land wohl nicht sobald fähig sein wird. Und das waren keine Hirngespinnste, es sind, wie phantastisch sie uns auch erscheinen mögen, die Methoden, nach denen England sowohl in Indien als in Europa zu verfahren pflegte¹⁾.

Ein würdiges Gegenstück zu der überseeischen Handelspolitik waren Englands Bemühungen wegen der Rheinschifffahrt, in deren Fragen und Streitigkeiten England hauptsächlich die Seite Preußens wählte, des Staates, dem es bald den Besitz einer Flotte als Kriegsursache wollte gelten lassen. Doch damals schien Preußen trotz seines Wunsches einer freien Rheinfahrt „bis in das Meer“ noch nicht gefährlich, und ob es sich auch zunächst um preußische Interessen zu handeln schien, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß doch England davon die größten Vorteile zu ernten hoffte, und wäre es nur, um die Holländer auf ihrem eigenen Fluß nach Möglichkeit zu umgehen und auszuschalten. Ihre unbegrenzte Habsucht mußte die Engländer wünschen lassen, nicht nur Indien, sondern auch das niederländische Mutterland auf jedem gangbaren Wege auszusaugen. Wir wissen aus jüngster Zeit, welchen Wert man zu dem Zwecke von der englischen Seite auf die freie Ein- und Durchfahrt mitten in fremden Landkörpern legt.

Nicht von Preußen, doch von England, von einem Rapport Clan-

¹⁾ Man vergleiche mit Deans Rücksichten auf die Ehre der weißen Rasse, was Falck über Raffles Unternehmungen auf Sumatra berichtete: „Die Besetzung Singapurs durch Sir Stamford Raffles war, um von dem Widerrechtlichen nicht zu reden, besonders bedenklich wegen des Augenblicks, in welchem sie geschah. Die niederländische Macht hatte sich erst vor kurzem auf Sumatra gefestigt. Die Flagge des V. K. hatte sich in den umliegenden Gewässern nur noch wenig gezeigt. Daß die Einmischung des genannten britischen Befehlshabers in Palembang, Padang und Biliton keine ernststen Folgen haben würde, war noch durchaus nicht entschieden. Unter solchen Umständen mußten wir doppelt den Eindruck beklagen, den das Vergreifen an unseren Souveränitätsrechten durch eine Macht wie Großbritannien nicht unterlassen konnte auf die Mentalität der Eingeborenen zu machen, (Falck: Gedenkschriften, S. 560.)

carty's stammte die plötzliche scharfe Wendung gegen die niederländische Rheinpolitik auf dem Kongreß von Verona, wobei man Niederland als den Vergewaltiger der Wiener Verträge über die freie Flußfahrt hinstellte¹⁾. Und doch hätte Preußen, als Uferstaat, eher einen natürlichen Grund dazu gehabt, während Canning nach Falcks fester Überzeugung nicht mal wußte, welche eigentlich die Uferstaaten des Rheins waren²⁾. So entstand die eigentümliche „lästige Übereinstimmung zwischen England und den kontinentalen Mächten“³⁾. Nur Frankreich neigte zu Holland. Doch Falck ahnte die Absicht: „. . . Canning geniert sich weniger als die anderen, da er sicher ist, daß es ihm leicht sein wird, aus jeder Verlegenheit, die daraus entstehen könnte, seinen Vorteil zu ziehen durch Mittel des Übergewichtes, das sein Land oder sein Talent und seine Erfahrung ihm gibt“⁴⁾. Und: „Es ist mir gelegentlich der Gedanke gekommen, daß er, indem er vorwendet, keine Vernunft in Sachen des Rheines anzuerkennen, die Absicht hatte, immer eine kleine Streitmöglichkeit offen zu lassen, mit dem Hintergedanken, früh oder spät die Frage des Transit in einem besonderen, für England vorteilhaften Sinn, auszubeuten, und zwar viel ausgedehnter, als man es in Wien jemals gewollt hat“⁵⁾. Und etwas dämmerte Falck wohl von der Wahrheit, wenn er erzählte: „Ihn (Canning) gegen Preußen Partei nehmen zu lassen, erschien bald unmöglich. Und vielleicht gab es Gründe, uns damit zu beglückwünschen, denn keiner hätte die Folgen berechnen können, die daraus entstanden wären, wenn man die englische Staatskunde noch fernerhin in die Verhandlungen der Rheinuferstaaten einbezogen hätte. Ebenso wenig war er dem Berliner Hofe zu Willen . . . und so kam es schließlich zu einer Art Neutralität . . . usw.“⁶⁾.

Für uns ist es bedeutsam, daß England noch damals trotz seiner Haltung gegen die Allianz seine Interessen gegen die Niederlande wichtig genug gefunden hat, um sich in einem Einzelpunkte zunächst mit Preußen gegen diese zu verbinden. Schon früher war die Haltung des Gesandten Clancarty im Haag derartig geworden⁷⁾, daß die englische Regierung selbst, wenn auch erst spät, nicht umhin ge-

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 297.

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 298.

³⁾ Ebenda.

⁴⁾ Falck: Ambtsbrievien, S. 242.

⁵⁾ Ebenda.

⁶⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 298.

⁷⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 281.

konnt, ihn zurückzurufen¹⁾). Andererseits wurde Falck in London äußerst kühl behandelt²⁾, nach den ersten Schwierigkeiten noch mehr, während der politische Verkehr um ihn herum durch Bagot im Haag, Cannings Vertrauten geführt wurde³⁾). Erst 1826, als Canning anfang, die Allianz offener herauszufordern, wurde das Verhältnis, um Niederland nicht jener in die Arme zu treiben, wieder herzlicher. Falck durchschaute den Zusammenhang nicht und berichtet nur naiv, ein Opfer von Cannings gut gelaunten und scheinbar harmlosen Formen, daß jener trotz allem „seine Liebhaberei nicht aufgegeben, Niederland mit Preußen und wahrscheinlich ebenso umgekehrt Preußen mit Niederland zu ärgern“⁴⁾). So stachelte England den ursprünglich nicht allzuschwer wiegenden Streit zwischen den beiden Nachbarmächten, die, eine Vorbereitung zu Späterem, nicht zur Übereinstimmung gelangen durften.

Kurz, die Niederlande waren mehr denn jemals ein autarkisches Reich geworden, das weit eher als daß es in Schutz gehalten zu werden brauchte, in jeder Beziehung näher als irgend ein anderes in die englische Monopolsphäre hineinreichte. Zeitgenossen und Spätere, Freunde und Feinde stimmen überein in ihrem Lob der großen Blüte, zu der das junge Königreich so rasch emporgestiegen war. So schreibt noch Ormond in der „Cambridge foreign History“: „In den Niederlanden war eine Zeit der Wohlfahrt der Vereinigung von Nord und Süd gefolgt. Die Schelde war frei für die Flaggen aller Nationen, und Antwerpen hatte etwas zurückgewonnen von der Stellung, die es in den Tagen Karls V gehabt hatte. Zu Brüssel blühte das Gewerbe von Teppichen, Seide und Spitzen. Die Baumwollmühlen von Gent und die Eisenwerke von Lüttich waren beschäftigt. Bestellungen von Deutschland, vom Osten und von Südamerika strömten zu den Leinewebern von Kortrijk und zu den Wollarbeitern von Verviers und von Holland und Frankreich zu den Gruben von Wallonien. Auf beiden Seiten waren neue Fabriken errichtet worden und neue Gesellschaften gegründet, um verschiedene Zweige des Gewerbes zu fördern. Einige zweifelten, ob diese starke Ausdehnung gewerblicher Betriebsamkeit dauern könnte:

¹⁾ Schon über das Jahr 1823 schreibt Pirenne: „Die Haltung Clancartys, seines (Englands) Vertreters im Haag, war zuletzt sogar unerträglich für Willem geworden. Lebhafter Incidente hatten 1823 gezeigt, daß er nicht die Absicht hatte, sich zu der Rolle einer Art britischen Unterkönigs zu bequemen, und die Beziehungen zwischen London und Haag hatten allmählich ihre ursprüngliche Intimität verloren“. (Pirenne: op. cit. VI, S. 426.)

²⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 291.

³⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 292/93.

⁴⁾ Ebenda: S. 299.

doch, wenn auch die belgischen Provinzen nicht ganz der Depression des Handels, worunter ganz Europa litt, entgehen konnten, so hatte doch die Bevölkerung jeden Grund, mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein. „Man kann versichern“ so schrieb Charles White, der einige Jahre in Belgien lebte und das Land gründlich kannte (wir haben bereits gesehen, wie dieser Engländer seine gründlichen Einsichten verwendete, um zur Zerstörung dieser Wohlfahrt zu raten), „wenn man die Lohnverhältnisse der Arbeiterklasse prüft, daß kein europäischer Staat ein schmeichelnderes Bild von Luxus, Bequemlichkeit und allgemeinem Wohlsein bietet. Zwar wurde die arbeitende Bevölkerung schwer belastet, doch sie wurde im Verhältnis bezahlt und war infolgedessen zufrieden. König Willem arbeitete schwer, um die Quellen des Landes zu entwickeln und die Wohlfahrt seiner Untertanen zu fördern“¹⁾). Ormond stellt dem gegenüber die Schwierigkeiten dar, mit denen England zu kämpfen hatte.

Um 1830 befinden wir uns auch mitten in dem Wettkampf zwischen der flämischen und englischen Leinenweberei, zugleich ein Kampf zwischen dem Handwerk und der Maschine, ein Streit auf Leben und Tod, der lange die öffentliche Meinung in den weitesten Kreisen in Spannung hielt²⁾). Um 1825 hatte die flämische Industrie ihren Glanzpunkt erreicht. Die Trennung von Holland sollte von englischer Seite der endgültige Hieb gegen sie sein. Ebenso wie um die Flachsverarbeitung stand es um die Baumwoll-industrie, die eine bis dahin unbekannte Blüte erreicht hatte. „Es war den Genter Fabrikanten, nach dem Verschließen der französischen Märkte, gelungen, den ostindischen Markt zu erobern“³⁾). Nach der Trennung von Frankreich sollte die von Holland ihr, wie der Flachsverarbeitung, den Garaus machen, „den bereits beschränkten Absatzmarkt noch enger machen, ohne irgend einen Vorteil an die Stelle zu bringen“⁴⁾). Wir haben u.a. aus Whites Bericht (siehe S. 230) gesehen, wie bewußt England gerade in Bezug auf Flandern Ziel und Folgen seiner Politik gesehen hat. „Gent und St. Nikolaas“ wurden „ruiniert“, alles durch die Trennung zerstört⁵⁾).

Es war der eigentlichste englische Bereich, in dem plötzlich ein Konkurrent erstanden war, der zwar noch kleiner, aber unter glück-

¹⁾ Ormond in Cambridge foreign History II, S. 119/120.

²⁾ De Raet: Vlaanderens Economische Ontwikkeling, Gent 1914, S. 174.

³⁾ Ebenda: S. 176.

⁴⁾ Ebenda: S. 173.

⁵⁾ Ebenda: S. 174. „Flandern hat keine trüberen Tage gekannt“.

licheren Umständen arbeitete, unter einem klugen und emsigen Autokraten, während England die Schäden seines parlamentarischen Systems, der Reform-Wühlungen und der aufständigen irischen Insel tragen mußte. Es drohte ein zweites, kleines, kontinentales England zu entstehen, und vielleicht ist es die welthistorische Bedeutung der Trennung der Niederlande von 1830, daß Alt-England dies damals verhindert und so die Niederlande und ihre Hinterlande, besonders auch Flandern, der andersartigen Entwicklung des Kontinents aufbewahrt hat.

Schrecklich mußte dem Engländer die Vorstellung sein, was gewesen wäre, wenn man diesem Staate auch noch das Kapland gelassen hätte. Doch, hatte er das beizeiten eingesehen, so blieb ihm der Rest schlimm genug. Unter solchen Umständen wird ihm, auch beim besten Willen, sein kaufmännischer Instinkt zu stark. Seine Kultur, im letzten auf dem Welthandel begründet, hat zu wenig Eigenes, Besonderes mehr, an das er sich halten könnte, als daß nicht jeder Welthändler ihm bis ins Herz hinein gleich und deshalb gefährlich und verhasst werden müßte. Da ihm unter günstigen Umständen viele, soweit sie nur an jenem Allgemeinsten teilhaben können, auch gleich werden können, beruht sein Eigenes nur auf dem Monopol, das er gewaltsam erzwingen muß, um auch nur er selbst zu bleiben. Er kann daher weniger als andere, als damals noch Frankreich, Preußen, Rußland, innerer fremder Entwicklung in diesem ruhig zuschauen. Sogar ein Mann wie Wellington konnte sich dem nicht entziehen und es unmöglich über sich gewinnen, auch dem besten Freund unter solchen Umständen zu helfen. Es war für England der Anfang des 19. Jahrhunderts, eine sogenannte große Zeit: der Aufstieg seiner Industrie, die Zeit rücksichtsloser Arbeiterausbeutung. Das Zufallbringen der Niederlande ist eins der wichtigsten Beispiele dafür, wie es in jener Zeit ebenso rücksichtslos sich nach außen hin durchsetzte und mit Aufopferung seiner Treue und aller höheren Motive zuletzt um des Geldes willen, wie nie eine kontinentale Macht, einen aufkommenden Konkurrenten niederwarf und sich seine Monopolstellung erzwang.

Es war der Augenblick der inneren Krisis der Niederlande gekommen, für England der Moment einzugreifen. So wie der Aufstand gekommen war, nicht weil es die Belgier zu schlecht, sondern weil sie es zu gut gehabt hatten, mehr verwöhnt waren als sie noch ertragen konnten, so sollte auch die Trennung gelingen, weil sie mit Holland zu-

sammen zu reich und zu glücklich waren, nicht nur weil Holland es war.

Es war erst ein halbes Jahrhundert her, daß die Engländer mit Holland zusammen Kaiser Josef gezwungen hatten, seine flämische Handelskompagnie aufzugeben. Wieviel schlimmer mußte für England jetzt die Lage erscheinen, da sich jene beiden vereinigt hatten, Antwerpen und die holländischen Häfen sich in einer Hand befanden. Doch die Zeiten waren verändert, Belgiens Industrie war nicht mehr durch Verbote zurückzuzwingen. Was konnte da für England günstiger sein, als Belgien zu dem von sich abhängigen, flottenlosen Lande umzugestalten, daß es ohne Holland wieder werden mußte? Da sollte wieder die belgische Ausfuhr England zugute kommen, wie seit Alters, und der beste Hafen des nordeuropäischen Kontinents sollte damit nicht länger ein niederländischer, sondern ein englischer sein. Daher auch das besondere Interesse, das die Trennung Antwerpens von Holland auf englischer Seite genoß. Es erscheint äußerst verdächtig, wenn nach Nesselrode die Waffenstillstandsbedingungen über diesen wichtigsten Punkt auf einen Irrtum Falcks zurückzuführen wären, besonders unwahrscheinlich aber, wenn dieser Irrtum allein, den Holland und die Ostmächte gleich sehr bedauerten, dazu geführt hätte, daß die bis heute am reinsten niederländische Stadt des Südens mit Waffengewalt dem Norden entrissen wurde¹⁾.

Bald wurde es deutlich, gegen welchen Gegner man gespielt hatte, denn England versäumte es nicht, nicht nur von dem Verschwinden der holländischen Kapitalien aus dem Süden, sondern auch von den wohlüberlegten Nebenbedingungen Gebrauch zu machen. Hören wir darüber noch einmal die Amsterdamer Patrizierschaft. Indem er sich über die weitgehenden Rechte beklagt, die die Belgier auf den holländischen Wasserwegen erhalten sollten, die es unter Umständen ermöglichen sollten, daß ein großer Teil des holländischen Durchfuhrhandels von Belgien aus betrieben werden könnte, schrieb den Tex an Falck „Doch ich gehe weiter und wage es zu versichern, daß auch dieser Mitbewerb unseren Kaufleuten noch nicht den Mut nehmen würde, wenn nicht sowohl hierin als in der Bestimmung in Bezug auf den Weg über Sittard (die schmale Verbindung zwischen Belgien und Deutschland über holländisch-limburgisches Gebiet, zwischen Antwerpen und dem Rhein, wovon auch

¹⁾ Gedenkstukken 1830/40, III, S. 426 ff.

in jüngster Zeit wieder die Rede ist) es deutlich wäre, daß wir es eigentlich nicht mit Belgien, sondern mit England zu tun haben. Englische Kapitalien werden dort alles tun, und wir wissen, was sie vermögen. Diese allgemeine Ansicht, daß die Engländer dahinter stecken, daß sie Belgien behalten wollen als ihr Depot auf dem Kontinent, als ihr Lagerhaus, woraus sie ganz Deutschland werden beliefern können, diese Betrachtung, ich wiederhole es, erweckt den berechtigtesten Kummer. Hätten wir nur mit Belgien zu tun, wir würden weder die Fahrt auf den Nebenflüssen der Schelde noch auf dem „Eisernen Weg“ fürchten. Oft dachte ich bei diesem Gang der Dinge (und ich weiß, mein Freund, daß auch Du diesem Gedanken nicht abgeneigt bist), warum versuchen wir nicht in diesem Punkte Frankreich auf unsere Seite zu ziehen, das sich einmal zu spät beklagen wird, wenn England sich so neben ihm eingenistet haben wird¹⁾). Doch auch dem Niederländer kam diese Einsicht zu spät. Falck erzählt, wie die drei nordischen Mächte, die er Bequemlichkeits halber „unsere Freunde“ nennen will, wie er sagt, „mit der größten Mühe und dem größten Bedauern in die Artikel über die Fahrt der Belgier auf den Nebenästen der Schelde bis an den Rhein eingewilligt haben. Doch Lord Grey war auf dem Punkte fest und die ganzen Verhandlungen haben darauf tagelang festgelegt²⁾). Man darf sich nicht wundern wenn am 11. November 1831, spät genug, Falck berichtet von dem „Unbeliebtwerden der Engländer bei uns“³⁾). Gewiß, auch Frankreich war hereingefallen, und, warum es verschweigen, auch wer es zuletzt entdecken sollte, Deutschland.

Der Engländer war nicht nur der bessere Politiker, sondern auch der bessere Kaufmann gewesen. Beide standen sich nahe, und zum großen Teil dürfen wir sicher die Tüchtigkeit des einen den Interessen des anderen zuschreiben. Uns mögen diese geschäftlichen Gesichtspunkte geringfügig erscheinen, dem Holländer waren sie es leider nicht und für den Engländer war es nichts Ungewöhnliches, dem ein ganzes fremdes Land, Flandern, zum Opfer zu bringen. Doch der Engländer war dabei staatlicher und weitsichtiger als sein Gegner, denn kurz gefaßt, war Englands Vorteil an der Trennung der Niederlande ökonomisch derselbe wie Hollands Nachteil und Hollands Interesse, zumindest an Flandern, zu bemessen an dem Fleiße womit England es abtrennte.

¹⁾ Falck: Gedenkschriften, S. 639/40.

²⁾ Falck: Brieven, S. 326.

³⁾ Falck: Brieven, S. 328.

Schon lange vorher hat England nicht versäumt seinen Geschäftsstandpunkt auch anschauungsmäßig vorzubereiten. Es ist daher nicht uninteressant einen diesbezüglichen Brief, den ein Mann von der Bedeutung Sir William Temples schon Mai 1818 schrieb und den dann Lord Grey 1830 im Parlament vorlas, (s. S. 178) stellenweise wiederzugeben. Nachdem er betont hat, daß Pitt die südlichen Niederlande 1805 lieber den Preußen gegeben hätte und König Willem sie wegen der katholischen Religion ursprünglich verweigert haben sollte, schrieb Temple nach den üblichen Gemeinplätzen u.a.: „Wenn es der inneren Regierung dieses Staates an Festigkeit fehlt, so ist seine äußere Lage nicht sicherer. Flandern ist nicht umfangreich genug, um eine große Armee zu unterhalten und hat keine Gestalt, die sich von einer kleinen verteidigen läßt. (Eine solche Gestalt, in der Tat, hatte nur England). Die Vereinigung mit Holland hat seine Wehrkraft nicht sehr gemehrt. (Nach dem zehntägigen Feldzug zu urteilen bloß reichlich verdoppelt) . . . sogar mit den Kriegsfußergänzungen werden sie (die Kräfte) gerade reichen, die Festungen zu besetzen. Wenn die Franzosen in Belgien einrücken sollten, würde es dem König der Niederlande kaum möglich sein, ihnen mit einem Heer im Felde zu begegnen. (Wir haben die Unmaßgeblichkeit, die Unernsthaftigkeit der militärischen Argumente bereits hinlänglich dargetan). Oesterreich und Spanien würden nicht länger ihre Gelder verwenden, um Flandern zu unterstützen. (Wenn es England nicht verhindert hätte, hätte Oesterreich 1830 Besseres als Geld zur Unterstützung Flanderns geschickt). Die einzige Macht, von der Geld und Männer erwartet werden könnten, wäre England (wir sahen, wie es damit stand als die Not am Mann war; für Männer lese man lieber Preußen), sodaß wir, nachdem wir den Bau der Festungen bezahlt haben, auch für ihre Verteidigung würden zu zahlen haben, vielleicht sogar gegen die Einwohner. (Man vergesse nicht, daß für England Geld Blut bedeutet; man fragt sich allerdings, inwiefern dies dann durch Belgien anders geworden wäre? Die Macht des Barrierestaates selbst wurde damit doch geringer, und die Neutralisierung bedeutete nur eine Macht, wenn gleichfalls durch Hilfezusagen garantiert. Wir wissen wer die ähnlichen Zusagen 1830 gebrochen hat. Immerhin, nach dieser vorweggenommenen Begründung künftigen Tuns die Moral:) Wir haben hier ein Vorbild von zwei Völkern, die ohne natürliche Zusammen-

gehörigkeit, vielmehr einander abgeneigt, in dem großer Mörser der Chemiker von Wien zusammengeschmiedet worden sind. Das Ergebnis des Gemisches beider gleichgroßen Teile, von katholischer Frömmigkeit und protestantischer Freiheit (die man nicht überall so leicht wie in England vermischen konnte), von Land und Handel, von Französisch und „Dietsch“, von gefirnißtem Blödsinn und volkstümlicher Begabung, von natürlicher Servilität und alter Freiheitsliebe, kann keiner erraten. (Als ob es seine Aufgabe war, dies zu erraten. Man sieht aber an diesem flachen Urteil, mit welchem liebevollen Attributen Belgien von seinem künftigen Stifter belegt wurde). Man darf indessen vermuten, daß einer von den Teilen abspringen wird, sobald er sich einer fremden Sache anschließen kann. Und dies ist das Königreich, das von allen Fremden angesehen wird als errichtet aus Rücksicht auf England und auf besonderes Verlangen von Lord Castlereagh¹⁾).

Mit alle dem hatte die Stimmung im englischen Volk und Parlament kaum etwas zu tun. Palmerston selbst erwähnte die Angriffe, die er im Letzten zu bestehen hatte, weil er einen Angriff auf Englands alten Bundesgenossen erduldet, und auch Falck berichtete, wie sehr Holland noch durch den Feldzug dort an Achtung gewonnen hatte²⁾. Und Haussonville erzählt: „Viele kluge Leute wunderten sich in jener Zeit, zu sehen, wie England, die alte Beschützerin des Hauses Oranien, selbst die Hände zur Beraubung eines protestantischen Fürsten lieh, dessen Bundesgenosenschaft ebenso populär in den Salons der großen Welt von London wie in den geringsten Schenken der Stadt war“.

Uns beweist dies alles nur, wie sehr Anderes möglich gewesen wäre, wie leicht England sich hätte anders stellen können zum Niederland, wenn die tiefsten Interessen seiner Politik und seines Handels nicht gegen das Vereinigte Königreich gerichtet gewesen wären. England hat immer seine Verkünder des Anstands gehabt, seien sie Einzelne, sei es die Stimmung des Volkes selbst. Doch immer geschah das Andere, wenn nicht zufällig gelegentlich Moral und Vorteil sich deckten und erstere für letztere zu gebrauchen war. Das Umgekehrte geschah nie. Nach Möglichkeit nahm immer die Regierung moralische Sentenzen in Anspruch, wie hier durch Sir William Temple die falsch angebrachten Sätze eines eben aufkommenden, oberflächlichen Naturalismus. Sonst sind Entrüstung und Selbst-

¹⁾ Mirror of Parliament 1830, S. 14 ff.

²⁾ Falck: Brieven, S. 324.

kritik nur ein Ventil, das alle ethischen Momente wirkungslos entschlüpfen läßt. Und England hat immer ein weiteres Ventil gehabt als etwa Frankreich. Jene Momente heben nicht das ethische Niveau der staatlichen Politik, sie erniedrigen es, sowie denn überhaupt die englische Politik in ihren Äußerungen immer um eine Schicht tiefer verlogen und damit in Übereinstimmung um eine Schicht tiefer auch scheinbar anständig ist, als die französische. Wenn die französischen Phrasen nur lügen und oft nicht einmal das, so sind die englischen wirklich verlogen und um so wirkungsvoller, je weniger sie des Staates wirkliche Beweggründe aufdecken.

Wir haben im Einzelnen die Hauptmomente betrachtet, die Englands Haltung gegen die Niederlande bezeichneten. Wir fanden, daß England das größere Niederland unter Bedenken genug, und um momentan und besonderer politischer Vorteile willen (Frankreich, Kolonien) 1814, als ein unumgängliches, doch nur als ein lockeres, von sich abhängiges Gebilde gewollt hat. Das Ergebnis hat England nicht befriedigt. So wie Preußen sich mit Recht über die Niederlande beklagte, so England mit Unrecht, es sei denn, daß jene arm und in völliger Abhängigkeit von ihm hätten bleiben sollen. Weil sie aber rasch aufblühten und König Willem trotz der äußersten Vorsicht in dieser Beziehung einen gewissen eigenen Willen in eigener Sache zeigte, sollten sie vernichtet werden. Im Jahre 1830 hat sich für England alles um die niederländische Frage gedreht, obwohl es den Anschein haben sollte, daß es sich mehr um alles andere handelte und es völlig unbeteiligt dabei wäre. England hat den Frieden bewahrt, um die Niederlande zu brechen, die Allianz nicht siegen zu lassen, nur nebenbei wegen anderer Nachteile, die es vom Kriege erwartete. England hat Preußen veranlaßt sich zurückzuhalten, wenn auch so, daß das ganze Odium auf jenem haften bleiben mußte. Es hat mit Frankreich, das sein Spielzeug war, manövriert, doch so, daß Frankreich als wild und gefährlich erscheinen mußte, es gelegentlich fast geworden ist. Es hat England den Londoner Kongreß und die ganze Situation, soweit es Interesse dabei hatte, wenn auch manchmal mit Mühe und knapper Not, beherrscht und nach Möglichkeit andere handeln lassen. Es hat dabei selbst immer die Maßnahmen ergriffen, die dem Vereinigten Königreich schädlich sein mußten, von dem Waffenstillstand an bis zu dem Verrat an den Oranieren in Belgien, und alles bejaht, was, wem wirklich an dem

Erhalten der niederländischen Einheit gelegen war, sei es nun König Willem oder Zar Nikolaus, zuwider war. Es hat auch zu Holland gestanden, soweit dieses im Gegensatz zum Vereinigten Niederland sich befand. Es hat die Einwirkungen Frankreichs in Belgien geduldet, soweit sie nicht mehr als dessen Selbständigkeit zu fördern schienen. Es hat jedem Instrument die Töne entlockt, die darin waren, woher Frankreich, der Gegner Niederlands, so laut werden durfte. Hätte England nur anders gewollt, so ist keine Sekunde zu bezweifeln, daß man ebenso laut, so aggressiv, Preußen vernommen hätte, wie jetzt Frankreich. Es wäre nur ganz wenig dazu nötig gewesen; Preußen ein wenig ermutigt, Frankreich etwas gedämpft, so wäre mit ebensowenig Gefahr und Mühe für England selbst und ebensowenig und so viel Gefahr für den Frieden das Umgekehrte geschehen. Wir haben England bei seiner Dämpfungs- und Ermutigungsarbeit deutlich und hinlänglich gesehen. Die Tories und Whigs haben sich dabei jeder nach seiner Art, mehr in Worten als in Taten verschieden, glänzend in die Hand gearbeitet. Palmerstons Brutalität hat aus Wellingtons politischer Heuchelei geerntet. England hat dabei mit den billigsten Mitteln hantiert; daß es die teuren, die es in Reserve hatte, wenn nötig, gebraucht hätte, ist, wenigstens für die spätere Zeit, sobald es die Möglichkeit einer belgischen Lösung gesehen hatte, kaum zu bezweifeln, doch von seinem Willen, seiner Neigung tut das nichts ab.

Englands Absichten dabei waren nicht von momentaner Art, noch auch gegen einzelne Momente gerichtet, so wenig wie subjektive Vorwürfe oder objektive Klagen gegen das Vereinigte Königreich eine ernsthafte Rolle dabei spielten. Es hat es treffen wollen in allem, was es als solches, vereinigt und gestärkt, war: als Macht, als Konkurrent, als Kolonialreich, als Mitglied des europäischen Staatensystems, in der Rolle, die es dort nach seiner Natur spielen mußte, sowie jenes Staatensystem, soweit es an jenem größeren Niederland einen Halt hatte. Das alles heißt aber nicht nur, daß England die Trennung von Holland und Belgien erwirkt hat, sondern daß es auch Hollands Größe, wo es die nun auch gab, so wie früher schon, nicht duldet. 1814 war England unfreiwillig genug von seinen politischen Gewohnheiten abgewichen, 1830 kam es darauf zurück. England hat von Anfang an, mehr oder weniger bewußt, die Trennung der Niederlande mit allen Mitteln in die Wege geleitet, gefördert, erwünscht, ermöglicht und vollzogen.

SCHLUBBETRACHTUNG

On me demande une épitaphe
Pour la Belgique morte. En vain
Je creuse, et je rue et je piaffe
Je ne trouve qu'un mot: „Enfin”

(Baudelaire: *Amoenitates Belgicae*)

Es ist hier nicht die Stelle, auch die Folgen der Trennung der Niederlande 1830, also der Englischen Politik, für die verschiedenen Beteiligten eingehend nachzuweisen. Auch sind sie hinlänglich bekannt, und die grossen Tatsachen sprechen deutlich genug für sich. Nur soweit sie dazu dienen können, Englands Absichten zu erläutern und durch den Hinweis auf ihre Erfolge die Sicherheit und Festigkeit seines Systems darzustellen, wollen wir sie noch kurz in Erinnerung bringen.

Die acht Jahre, die der ohnmächtige König Willem in Grollen verbrachte, während die Armee fortgesetzt mobilisiert blieb, ohne daß irgend etwas erreicht wurde, nachdem Antwerpen nach mutiger Verteidigung gefallen war, zeigten an, dass Holland aus dem Konzert der aktiven Mächte ausgeschieden war. Wohl mochte das, was an nationaler Begeisterung erhalten blieb und sich noch eine Generation lang von dem kurzen belgischen Feldzug nährte, wenn auch ohne Auswirkungsmöglichkeit, ein Gegengewicht bieten gegen die moralische und ökonomische Zermürbung, die der lang ausgehaltene Widerstand des Königs zunächst zur Folge hatte. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der man ihm Dank wissen wird, auch für den immer noch lebendigen Anspruch auf Flandern, zu dem allen Niederländern sein stilles Beharren die Berechtigung erhalten hat. Und dies umsomehr, als der König bald hinter seinen kleineren Beschwerden, die er in den Vordergrund schob, das vertrat, was uns wieder als die einzig mögliche Lösung erscheint: die Teilung Belgiens. Hatte auch noch kurz nach dem Feldzug Kaiser Franz dem holländischen Botschafter gegenüber unter anderem geäußert: „Ein Königreich Belgien kann nicht Bestand haben. Ich sage es offen: ich bin immer der Meinung gewesen, die Sache würde mit einer Teilung endigen, umsomehr, da Preussen meines Be-

dünkens gern ein Stück nehmen möchte¹⁾). So dachte auch Russland. Doch Preussen hatte bereits die seltene Gelegenheit, — „O, Friedrich Wilhelm Tertia!“ —²⁾ verpasst, sich in Einverständnis mit allen Mächten des Kontinents zu vergrößern. Vielleicht wird die Entwicklung doch einmal die Einsicht der osteuropäischen Staatsmänner als die tiefere erweisen, und trotz seines unerwartet langen Bestandes — schon ein Jahrhundert lang, — Belgien zeigen als das was es ist: das künstliche Produkt land- und kontinentfremder vergänglicher, auf Englands Vormacht beruhender politischer Konstellationen. Erst am 10. November 1832 im letzten Augenblick vor dem zweiten Einmarsch französischer Truppen in Belgien konnte der holländische Gesandte in London „dem Minister Grey einen von Preussen empfohlenen neuen Entwurf eines Teilungsvertrages“³⁾ überreichen. Doch England verlangte unbedingt die Aufgabe Antwerpens durch die Holländer. War es die Erwartung, jetzt durch eine den Friedensmöglichkeiten günstig erscheinende Lösung die Engländer der Bedenken und Gefahren zu überheben, die bei einem erneuten französischen Einmarsch drohten, welche Preussen veranlasste, sich mit eigenen unbeeinflussten Wünschen hervorzuwagen? Doch es war zu spät. Jetzt gerade trat England recht eigentlich unumwunden für die belgische Unabhängigkeit ein, indem es zu seinem bis heute geliebten und zweischneidigen Mittel griff, ohne eigentliche Kriegserklärung die ausserhalb der Heimathäfen befindlichen Schiffe der kleineren Macht in Beschlag zu nehmen. Dies war ungefährlich, da man es seit jeher zu dulden pflegt und unmittelbar nur eine Kaufmannschaft reizt, die, um schlimmeres zu verhüten und wenig stolzer Art, lieber die eigene Regierung zum Nachgeben als zur Empörung bewegt. Was half dem gegenüber der Abzug der Vertreter der Ostmächte von der Londoner Konferenz?⁴⁾ „Ohne Hoffnung auf preussischen Beistand durfte der Prinz von Oranien es nicht wagen, mit seinem Heere dem bedrängten Chassé zu Hilfe zu eilen“⁵⁾).

Auch der erneuerte Bund der drei Ostmächte zu Münchengrätz 1833 hat Holland keine Hilfe gebracht, und die Entente Cordiale

¹⁾ Stern. op. cit. IV S. 250.

²⁾ Friedrich Wolters, Der Rhein unser Schicksal S. 136.

³⁾ Stern. op. cit. IV. S. 258.

⁴⁾ Ebenda „Europa nahm den hingeworfenen Handschuh nicht auf“. (Herzog von Orléans).

⁵⁾ Ebenda.

nahm sogar an Festigkeit wieder zu. Als sie schliesslich 1840 zersprang, vor Thiers überhitztem ägyptischem Experiment, seine Bedrohung der Rheingrenze in Deutschland unerwartete nationale Gefühle hervorrief und sich die Mächte-gruppierung von 1814 noch einmal zeigte, vielleicht auch Thiers wieder an eine Teilung Belgiens gedacht hat,¹⁾ war es zu spät. 1839 hatte König Willem Belgien anerkannt und den Frieden geschlossen. Holland war endlich in den wirklichen Besitz Limburgs nicht ohne heftigen, doch vergeblichen belgischen Protest gelangt, gegen Abtretung von Welsch-Luxemburg, das die Belgier tatsächlich schon längst in Besitz gehabt hatten. Kurz danach hatte der alte König sich von der Regierung zurückgezogen, und merkwürdig mutet es an, dass er erbittert in einer ehelichen Verbindung, die das Volk verpönte, mit einer Belgierin, der Gräfin d'Oultremont, sich für die letzten Jahre seines Lebens nach Berlin zurückzog.

Für Holland folgte bald die „tote Zeit“. Unter dem friedlichen doch schwachen Regime Willems II. mussten sich die besten politischen Kräfte auf die innere Politik richten, die sich bald wieder, nach den hier kampflos vollzogenen Reformen von 1848, zu einem intensiven Gegeneinanderarbeiten von Parteigruppen entwickelte. Dem beschränkten und zeitbefangenen, unselbstständigen geistigen Leben, den sich wieder verengenden Dogmen entsprach die Dürftigkeit und Kleinzügigkeit des ganzen Lebens. Nie ist Holland provinzieller gewesen als damals. An Betätigungsmöglichkeiten fehlte es. Es ist die Zeit der stärksten Emigration. 1850 wurden 27% der Bevölkerung öffentlich unterstützt²⁾. Erst die allmählich wieder steigende Bedeutung des Kolonialreiches und vor allem der allgemeine Aufschwung Mitteleuropas seit den 70 iger Jahren des 19. Jahrhunderts haben Holland wieder in lebendigere Ströme hineingerissen. Doch der seit dem wieder erstandenen wirtschaftlichen Blüte und der seit 1880 sich anbahnenden geistigen Bewegung ist bis heute keine äquivalente nationale Politik an die Seite getreten. Im machtpolitischen europäischen Konzert blieb Holland ohne bewußte Aufgabe, trotz aller internationalen Bedeutung auf manchen Gebieten, politisch ohne Gültigkeit.

Unglücklicher noch war Flanderns Schicksal. Während der neue

¹⁾ Karl Hampe: Das belgische Bolwerk S. 130.

²⁾ van Hinte: Nederlanders in Amerika I S. 89.

Maschinenbetrieb dem kohlen- und eisenreichen Wallonien zu Gute kam, hat er die flämische Handweberei zerstört. Aber wenn dies schon als ein Notwendiges in der Zeitentwicklung und ausserhalb aller Politik begründet lag, was geschah durch die neue Regierung, um Flandern zu helfen? Hatten die Flamen sich ebenfalls beklagt über manche Seiten der Zollpolitik König Willems, die der ehemalige Handelsstaat erforderte, der aber gleichfalls Flandern trotz allem das indische Absatzgebiet gesichert hatte, so hatte die neue Regierung dem nichts gegenüber zu stellen. Wir haben gesehen, wie England das wohl vorhergesehen und gewünscht hatte. Am Ende des 18. Jahrhunderts soll Flandern noch eine blühende Provinz gewesen sein.¹⁾ Die Vereinigung erst mit Frankreich, dann mit Holland, hat dem Land einen unerhörten Aufschwung gebracht. „König Willem hat mit wunderbarer Kraft und vollem Wissen um die wirtschaftlichen Erfordernisse alle Massnahmen durchgeführt, die die wirtschaftliche Hebung der südlichen Provinzen bewirken konnten. . . . Kann man sich dann wundern, daß die Umwälzung das kunstvoll ausgearbeitete System des Oranierfürsten zerstörte und zu einer heftigen Krisis führte? Rückschritt des Handels, Lahmlegung der industriellen Betriebe, Verlust des Kredits, Arbeitsnot für Tausende Arbeiter waren einige der unmittelbaren Folgen des Aufstandes“.²⁾ Während England immer mehr den französischen Markt eroberte, trieben sich in Flandern, als im Jahre 1847 auch noch die Ernte misslang, „in einer Stunde Entfernung von der Küste Tausende mit hungrigem Magen auf den Feldern herum, um sich von Gras und Laub zu nähren“.³⁾ Denn das Meer hat Flandern immer nur in Verbindung mit Holland nützen können. Das lag nicht an der alten Scheldesperre und auch nicht an den holländischen Zöllen auf der Schelde zwischen 1839 und 1863, die Antwerpen nicht hinderten, sich zum zweiten Hafen des Kontinents in raschem Tempo zu entwickeln. Und auch nach 1863 wurde der Zustand kaum besser. Der Aufschwung des Antwerpener Hafens, „für den Millionen nicht zu schade waren“⁴⁾ kam dem Absatz der wallonischen Industrie ausserordentlich zu gute, in keiner Weise dadurch vermindert, daß er von englischen Schiffen statt von flämischen verfrach-

¹⁾ de Raet op cit. S. 9.

²⁾ ebenda S. 161.

³⁾ ebenda S. 163.

⁴⁾ ebenda S. 278.

tet wurde, was der Industrie denn auch vollkommen gleichgültig war.

Die Vereinigung mit Holland hatte „für die belgische Schifffahrt eine glänzende Zukunft eröffnet“¹⁾ Antwerpen übertraf für manche Produkte Amsterdam und Rotterdam“, sein Handel „begann an Bedeutung dem Londons näher zu kommen“²⁾. „Vor 1830 waren die Niederlande die zweite seefahrende Nation der Welt. . . Ihre Bevölkerung betrug 2/7 der Englands. Die Verteilung der Schifffahrt nach den Ländern der Herkunft zeigt, daß der alte niederländische Welthandel sich unter diesen Umständen wieder zu heben anfang“³⁾. Nach 1830 verlor Flandern „nicht nur den Verkehr mit den reichen Kolonien Nordniederlands (die durch ihre Tarife schon den fremden Mitbewerb nahezu ausschalteten): an Stelle der väterlichen Fürsorge für die Schifffahrt trat eine weitgehende Gleichgültigkeit. . . Nie sah es trauriger für die nationale Schifffahrt aus, als in der Zeit nach 1830. Die kräftige Unterstützung des Staates während der holländischen Zeit war nicht zu entbehren, und diese blieb unglücklicher Weise völlig aus. Statt das Übel der Umwälzung auf diesem Gebiete auszugleichen, wurden sogar die bestehenden Prämien für den Schiffbau trotz des Ansuchens der Handelskammer von Antwerpen und Ostende abgeschafft“. Gegen die flämischen Städte setzten die wallonischen Industriezentren es durch, daß keine Schutzmaßnahmen für die Schifffahrt getroffen wurden, konnten sie doch billiger ohne diese, durch fremde Schiffe ihre Produkte absetzen⁴⁾. Der andere Nutznießer war England. Zwischen 1850 und 1860 schon, dann wieder von 1860 bis 1870 verdoppelte sich der Tonnengehalt der Antwerpen besuchenden Schiffe. Noch 1913 betrug der Anteil am Tonnengehalt sämtlicher belgische Seehäfen besuchenden Schiffe für England 44,8%, für Belgien 12,5%, für Holland 2,6%, und das war erst, nachdem auch die Deutschen mit 23% in den Wettbewerb eingetreten waren.

Wir haben nur an der Hand eines hervorragenden flämischen Ökonomen eine der Folgen, die sich aus der Umwälzung von 1830 ergab, betrachtet, die besonders deutlich die Wechselbeziehung England-Wallonien, d.h. die Funktion Belgiens auf Kosten Flan-

¹⁾ de Raet S. 276.

²⁾ Blok: Onze eeuw. Dez. 1906 S. 323.

³⁾ Ebenda S. 325.

⁴⁾ de Raet S. 277.

derns, zeigt. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auch auf anderen Gebieten nachzuweisen, wie verhängnisvoll sich das neue System für Flandern auswirkte, wie die Maßnahmen, die König Willem für die Volkserziehung getroffen hatte, durch die neue Gesetzgebung fortfielen, wie die neu gewonnene „Freiheit“ dieser liberalsten Gesetzgebung, die bald zu einem „Muster“ für das neue romanische Europa wurde, für Flandern notwendig die unbeschränkte ultramontane Herrschaft bedeuten musste und sich unter anderem in Unterdrückung der Sprache, in der Vorherrschaft der kapitalkräftigen wallonischen Industriegebiete und in einem maßlosen Parteilregime auswirkte. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erfolgte noch einmal eine landwirtschaftliche Krisis in Flandern. De Raet schreibt über die Advokaten-Regierung, über die wallonische Bürokratie: „Sie kümmerten sich wenig um die Wohlfahrt Flanderns, dessen Sprache sie unterdrückten, und begünstigten öffentlich die wallonischen Gaue, wo sie selbst daheim waren. Alle Handelsverträge, alle Zölle jener Zeit des übertriebenen Protektionismus waren der flämischen Industrie ungünstig. Dies geschah nicht immer absichtlich. Unsere Regenten handelten nach dem Geiste der Zeit. Alle Staatsmänner des Festlandes sahen wie gebannt auf die englische industrielle Entwicklung: die Grossindustrie sollte blühen, koste es was es wolle. . . . Die Hegemonie, die seit dem frühesten Mittelalter Brabant und Flandern besessen hatten, ging über an die weniger fruchtbaren und früher dünn bevölkerten wallonischen Provinzen. Das ist, wenn auch wenig beachtet, eine der wichtigsten Ursachen des Übergewichtes des wallonischen Elementes und der französischen Sprache seit 1830“¹⁾). Die Industrialisierung auf Kosten alles anderen war aber nur eine der typischen Äusserungen der Schöpfung von 1830, in der Frankreichs größter Dichter die Verkörperung neuzeitlicher Ordinarität und Betriebsamkeit gesehen hat, auf deren geistiges Dasein und dessen tiefen Zusammenhang mit der englischen Hegemonie einzugehen uns aber hier zu weit führen würde²⁾).

Erst nach der französischen Niederlage in den 70 iger Jahren stieg allmählich das flämische Volksbewusstsein. Die flämische Bewegung, die nach der groben Vergewaltigung 1831 zunächst nur durch einen mittelmässigen Dichter dargestellt³⁾ weiterlebte,

¹⁾ de Raet S. 164/65.

²⁾ Baudelaire: *Amoenitates Belgicae* 1925 Paris.

³⁾ Willems.

aber niemals ganz erstorben war, wuchs sich breiter aus. Erst nach der deutschen Besetzung im Weltkriege wurde sie durch die Vereinigung der Männer, die sich damals an die Deutschen und ihre Pläne gehalten hatten und mit ihnen geschlagen waren, und denen, die sich bis dahin an die Hoffnung auf Entente und Versprechungen des belgischen Königs geklammert hatten und sich betrogen sahen, in notwendiger Abwehr gegen den belgischen Staat, zu einem politischen Bund, der in unseren Tagen schnell an Bedeutung und Umfang zunahm, immer mehr nach Holland zurückstrebt, dem sich die Jugend in Holland immer mehr zuneigt und auf den sie in steigender Spannung die Augen gerichtet hält. Nur darüber sind sich dabei alle klar, — und am meisten die Gegner des belgischen Staates, die in ihm wesentlich ein fremdes politisches Machwerk sehen, als welches auch wir ihn zu beweisen versucht haben — daß eine wirkliche und befriedigende Lösung der belgischen Frage nach wie vor, wie sehr man dies auch bedauern mag, zugleich ein allgemein europäisches Problem ist. Das haben die Jahre 1830/31 bewiesen, und nach wie vor ist es nur eine Macht gewesen, die bei allen wechselnden Konstellationen unbedingt den belgischen Staat hat aufrecht erhalten wollen: England.

Die kluge Balanzierkunst Leopolds I. — der, schmiegsamer und diplomatischer als Willem I., so viel geeigneter für die Rolle eines kleinen umdrängten Fürsten seiner Zeit war, wie er auch weniger tief in Volk und Vergangenheit wurzelte — und seine vorsichtigen, allmählichen Versuche, trotz aller bindenden Verträge eine grössere Selbstständigkeit zu gewinnen, waren, wie auch Preussen, Frankreich, Holland oder Deutschland abwechselnd dem gegenüber sich stellen mochten, im Grunde immer Englands Vorteil, Englands Politik. Umso weniger brauchte es einzugreifen, um so freier konnte es ihn selbst handeln lassen: sind doch Belgiens Interessen auch die englischen. England hat 1830 für immer seine ideale Lösung gefunden. Sein Geschöpf wirkte nun von selbst weiter.

Waren die Neutralitätsbestimmung und erst recht der neue Festungsvertrag schon ursprünglich das Werk Preussens und vor allem den Ostmächten zuliebe durchgeführt, so merkte es Bülow bei der irrealen Natur seines politischen Spielens kaum, daß sogar die „Geheimklausel“, die die „Festungen“, besonders von seiten Englands und Preussens sichern sollte, unter seinen Händen sich verflüchtigte,

in dem sie unter anderm auf Betreiben des belgischen Ministers Goblet die Initiative im Notfall dem König Leopold zuschob, noch ehe der Vertrag ratifiziert war. Palmerston jedoch hatte keine Bedenken, in dem Augenblicke, wo er mit Frankreich scheinbar in engster Verbindung den Ostmächten gegenüberstand, zugleich die allerdings kaum mehr etwas besagende Geheimklausel mit eben diesen Ostmächten gegen Frankreich zu vertreten und hatte es besonders eilig, den Vertrag vor dem Wiedererwachen der russischen Reaktion einzubringen, während Talleyrand in richtiger Erkenntnis der Nichtigkeit aller Festungs- und Schleifungsbestimmungen in diesem Falle nochmals geringe Nachteile der englischen Freundschaft zu opfern bereit war¹⁾. Nachdem er dem Vertrag die letzten Zähne ausbrach, hat dann der russische Widerstand die beiden Westmächte in so merkwürdige Verbindung zusammengedrängt, und als endlich auch Russland nachgab, hat nur noch Holland als letztes gegen die Aufgabe des alten Prinzips, einer tatkräftigen Abwehr gegen Frankreich, protestiert²⁾.

Bald war es kaum mehr zu unterscheiden, zu wessen Vorteil eigentlich die Festungen geschleift werden sollten, die sonst, da Belgien nicht genug Soldaten, sie zu besetzen, hatte, doch beim ersten Stoß in französische Hände gefallen wären. Um so leichter wurde es Leopold, die Ausführung der Bestimmungen dauernd aufzuschieben, als die Ostmächte es nicht wagten, neue Spannungen hervorzurufen. Es änderte sich, als neue belgische Festungsentwürfe, die sich deutlich gegen Holland richteten, von den Ostmächten mit Recht als gegen sie selbst gerichtet empfunden wurden, sodaß sie einen scharfen preussischen Protest verursachten: des Inhalts, daß diese Festungen im Falle eines Krieges gegen Frankreich Preussen um die Wirksamkeit der holländischen Hilfe bringen würden³⁾. Palmerston, der zuerst diese belgischen Bestrebungen nur schwach unterstützt hatte, ermunterte sie, als sie später in bescheidener Form wieder aufgenommen wurden, bald offenkundig. Wenn es vielleicht auch nur geschah, um, wie Hampe meint, Preussen durch die Hoffnung, dem Festungsbau vorzubeugen, in der Hauptfrage der Anerkennung Belgiens zu einem Druck auf Holland zu veranlassen, so erklärte man von englischer Seite doch bald offen, dass man der ganzen garantierten Neutralität keinen

¹⁾ Talleyrand op. cit. IV. S. 388/391.

²⁾ Hampe: Das belgische Bollwerk S. 106.

³⁾ Ebenda S. 119.

grossen Wert beimesse; Belgien müsse selbst auf seine Sicherung bedacht sein¹⁾). Das veranlasste die schärfste Wendung Metternichs gegen Palmerston.

Die Ratifizierung der Anerkennung durch Holland und die engere deutsch-belgische wirtschaftliche Verbindung schoben dann fürs erste diese Fragen in den Hintergrund. Trotz noch mancher Mahnungen der Ostmächte schloß dann die Festungsfrage als Barrière-Problem allmählich ein, und Leopold nahm immer mehr die Verteidigung seines Landes selbst in die Hand, obwohl noch 1840 nach Anlaß von Thiers Angriffsplänen die bewaffnete Neutralität Belgiens seitens der Ostmächte als einem Anschluss an Frankreich gleichbedeutend erklärt wurde. Dieses lavierende Belgien an Stelle der einseitig gefestigten Barriere war eben der Exponent der englischen „Schaukel“-Politik. Den Gefahren, die Belgien von dem zweiten Kaiserreich drohten, begegnete England zunächst durch eine eigene engere Verbindung mit Belgien durch den Coburgischen Prinzgemahl und durch die Betonung der Integrität Belgiens als Bedingung der im gemeinsamen Gegensatz zu Russland notwendigen Verbindung mit Frankreich²⁾).

Indessen hatte man angefangen, die Verteidigung des Landes beschränkend auf Antwerpen zu konzentrieren³⁾, was die Sperrung des ohnehin schwachen Staates als Durchmarschgebiet aufhob und nur England sein Einfallstor sicherte⁴⁾. Aufgeschreckt durch die bekannten Denuntiationen Bismarcks über Napoleons Teilungsvorschläge hat dann England für nötig gehalten, in den Kriegsjahren 1870—71 die Integrität Belgiens durch besondere Verträge mit den beiden Gegnern zu sichern. Erst nach dem deutschen Siege, seit 1882 traten dann bezeichnender Weise die Festungen an der Maas in den Vordergrund. So drehte Belgien ebenso wie England allmählich seine Front gegen die wachsenden Kräfte. Wenn man das auch noch als eine mehr naturbedingte Parallelität belgischer und englischer Interessen auffassen wollte, so spräche doch dagegen die Tatsache, daß, nachdem 1903 England endgültig gegen Mitteleuropa Stellung genommen hatte, 1906 die ersten militärischen Abmachungen zwischen dem englischen und dem belgischen Generalstab, die Belgien „einseitig festlegen“ mussten, ge-

¹⁾ Hampe, S. 125.

²⁾ Hampe S. 139.

³⁾ Ebenda S. 136.

⁴⁾ Ebenda 142.

troffen wurden, was deutlich genug die politische Natur des selbstständigen Belgiens bezeichnet. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, über Berechtigung und Geschick des deutschen Gegenstoßes zu urteilen. Viel wichtiger in Bezug auf Belgien ist die Tatsache, daß England wie einst gegen Frankreich und Holland so jetzt gegen Deutschland für Belgien in die Bresche sprang.

Da für Flamen und Holländer die Notwendigkeit besteht, sich, bei den verwickelten europäischen Interessen, die sich in der belgischen Frage heute nicht weniger als 1830 kreuzen, auswärtige Hilfe zu sichern, ist das bedeutsamste, was uns diese Untersuchungen gelehrt haben mögen, daß eine solche Hilfe niemals wieder wie 1814 bei England zu suchen sein wird, wenn man das Geschick des Jahres 1830 vermeiden will. Wenn schon bestimmte Konstellationen es durchaus ermöglichen können, dass England wieder einmal den stärkeren niederländischen Pufferstaat wünschen oder für unvermeidlich halten wird, so wird auch dann niemals auf einer solchen Begünstigung zu bauen sein, denn sie ist unwesenhaft und von zeitlich eng beschränkten Umständen bedingt, und ein solcher von ihr abhängiger niederländischer Staat kann keine Dauer haben, denn er würde nur zur Begleichung eines Misserfolges der englischen Gleichgewichtspolitik dienen. Auch die wahrscheinlichere Teilung Belgiens, die in unseren Augen vielleicht sogar mit dem engeren Gleichgewicht vereinbar wäre, würde Englands Absicht wegen der Stabilisierung der Grenzen, die sie mit sich bringen würde, auf die Dauer genau so wie 1831 einmal zuwider sein, umsomehr, als es die Küste an dieser Stelle mehr denn sonst irgendwo in der Welt im Auge hat, wie sich denn auch bis in unsere Tage seine Kriege meist an der Sorge um diese Küste entzündet haben. Niemals aber wird es freiwillig Amsterdam, Rotterdam, Vlissingen, Antwerpen und Ostende in einer Hand dulden. Nur das kleine, seemachtlose, umstrittene Belgien, das daher von ihm abhängt, durch innere Uneinigkeit immer fluktuiert und auf dem Kontinente selbst wurzellos ist, kann ihm lieb sein, wie es das seit jeher in irgend einer Form war. Es sind dieselben Gründe, aus denen Belgien, seit Oesterreich ausschied, allen anderen Mächten im letzten verhasst ist. Gross-Niederland aber ist weder wurzellos noch unbedeutend genug, um abhängig zu bleiben und wird immer wie in den Jahren zwischen 1814 und 1830 nach einer selbständigen Politik streben müssen.

So kann England, im Gegensatz zu den übrigen Beteiligten, aus einer Teilung Belgiens nur Nachteil erwachsen¹⁾.

Dagegen wird England immer bereit sein, bei einem Anwachsen des Übergewichtes, sei es West- oder Mitteleuropas, Flandern und Holland selbst durch eine zeitweilige Vereinigung gegen diejenige Vormacht zu stärken, durch die ihre dauernde Einheit natürlicherweise am ehesten gefestigt sein könnte. Für gewöhnlich aber sichert gerade diese Zweiheit der Niederlande, wie befremdend es auch auf den ersten Blick scheint, England notwendig gegen jene Vormacht den von ihr entfernteren Teil der Niederlande. Denn zu eng sind die Verflechtungen und Gegensätzlichkeiten zwischen den Niederlanden und seinen kontinentalen grossen Nachbarn, als dass in der Stunde der Not sich nicht immer Holland gegen ein vordringendes Frankreich, ein von Welsch-Belgien gebundenes Flandern sich nicht gegen ein vordringendes Deutschland stemmen würde. Wie aber Flandern niemals zu Frankreich gehören durfte, da dieses stärker und näher war, so darf, seit Mitteleuropa sich erhob, die flämische Küste ebenso wenig dauernd zu Holland gehören, soweit dieses, wie wir gesehen haben, politisch für Mitteleuropa ins Gewicht fällt.

Wenn England einmal seine Vormachtstellung soweit einbüsst, daß es nicht länger zwischen den kontinentalen Grossmächten den Ausschlag geben kann, und wenn auch Gewichte wie Holland und Belgien das Gleichgewicht nicht mehr bestimmen würden, wenn einmal England nicht mehr die Rolle spielt, alles Starke und Blühende in Europa niederzuschlagen, ohne selbst etwas Grösseres an die Stelle setzen zu brauchen, dann erst recht wird es seine letzten Kräfte darauf wenden, die Einheit der kleinen niederländischen Seemacht, zu deren engstem Nebenbuhler es dann wieder herabgedrückt sein würde, die aber dann die unmittelbare Berührung mit dem Kontinent über ihm voraus haben wird, zu verhindern, wenn nicht es darauf ankommen sollte, die Unabhängigkeit dieser Gebiete schlechthin gegen Frankreich oder Deutschland zu verteidigen.

So ist Englands Gesetz in Bezug auf die Niederlande scheinbar verwickelt, im Grunde einfach: sie sollen möglichst getrennt in sich sein, damit es sie abhängig von sich halten und in seinem Sinne

¹⁾ Ganz verfehlt ist eine in Deutschland öfter anzutreffende Auffassung, die ein — doch nur scheinbar neutrales — Belgien an seiner Grenze einer von einem wirklich selbständigen Niederland umlagerten wallonisch-französischen Ecke vorzieht.

gebrauchen kann, sie sollen unabhängig von den Festlandsmächten sein, damit es sie gegen diese verwenden kann.

In diesem Sinne ist der Idealzustand heute erreicht. Wallonien, das man an Flandern gehängt hat, schafft den trennenden Gegensatz, der bei einer Zweiteilung des nur niederländischen Gebietes auch durch eine staatliche Grenze zwischen Nord und Süd nicht geschaffen werden könnte. Um die Kraft, die beide Teile unter sich gegeneinander aufwenden, werden auch beide Teile schwächer und gegen einen dritten umsomehr auf England angewiesen, womit dessen Wunsch dann erfüllt ist: denn nun kann es durch sein eigenes Gewicht ihre Schwäche doppelt ersetzen und sie in seinem eigenen Interesse einsetzen.

Noch heute gilt das Wort, das in Hollands schwächster Zeit Friedrich der Grosse geprägt hat, von „der kleinen Schaluppe im Schlepptau der großen britischen Galeere“.

Es ist eine Frage der Würde für Holland, diese Bindung zu zerreißen; wenn es sein muß, gegen Englands Willen die Einung mit Flandern zu erstreben und, indem es sich mit Flandern verbindet, eine Bedeutung zu erlangen, die ihm seine Selbstbestimmung wiedergibt. Es ist eine Frage der Selbsterhaltung für Flandern, gegenüber den vielfachen fremden Usurpationen, denen seine beispiellose Lage es aussetzt, sich fest an Holland zu klammern, kraft seines Volkswillens sich gegen Frankreich zu wehren und sich, England zum Trotz, aus der Verkettung an Wallonien, aus dem belgischen Staate, loszureißen.

LITERATUR-VERZEICHNIS

- Arndt, Ernst Moritz, *Belgien und was daran hangt*. Leipzig 1834.
- Bainville, J. *Histoire de France*. Paris.
- Baudelaire, Ch. *Amoenitates belgicae. Oeuvre posthume*. Paris 1925.
- Blok, P. J. *Geschiedenis van het Nederlandsche volk*. Leiden 1912/15.
- Bosch—Kemper J. de, *Staatkundige Geschiedenis van Nederland, tot 1830*. Amsterdam 1868.
- Cambridge (The) *History of British Foreign Policy 1783/1919*. Edited by Sir A. W. Ward and G. P. Gooch. Vol. I, 1783/1815 and II, 1815/1866. Cambridge 1923.
- Cecil, *British Foreign Secretaries, 1807/1916*. London 1927.
- Colenbrander, H. T. *De Belgische Omwenteling*. Haag 1905.
- Colenbrander, H. T. *Vestiging van het Koninkrijk*.
- Droysen, J. G. *Zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830/32*.
In der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde Bd. XI. Fris, T'jaar 30. Gent 1905.
- Geyl, P. *De Groot—Nederlandsche Gedachte*. Haarlem 1925.
- Hampe, Karl *Belgiens Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin 1916.
- Hampe, Karl *Das belgische Bollwerk*, Berlin 1918.
- Haussonville, O. d', *Histoire de la politique extérieure du gouvernement français 1830/48*. Paris 1850.
- Hayes, *Modern Europe*, London.
- Hillebrand, Karl, *Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleon III. 1830/1871*. I. 1830/37. Gotha 1877.
- Hinte, v., *De Nederlanders in Amerika*. Groningen 1928.
- Japikse, *Staatkundige Geschiedenis van Nederland*, 1927.
- Josson, Maurits, *Frankrijk de eeuwenoude vijand van Vlaanderen en Wallonie 843/1913*. Breda 1913.
- Juste, Théodore, *La révolution belge de 1830. D'après des documents inédits*. La Haye 1872.
- Juste, Théodore. *Léopold I. Roi des Belges. D'après des documents inédits. (1 Partie 1790/1832) dans Fondateurs de la Monarchie Belge Bruxelles 1868/1878*.
- Juste, Théodore, *Van de Weyer*.
Dans Fondateurs de la Monarchie Belge. Bruxelles 1868/1878.
- Kalken, Frans van, *Histoire de Belgique*. Bruxelles 1924.
- Lannoy, Abbé Fl. de, *Les origines diplomatiques de l'Indépendance Belge. La conférence de Londres 1830/31*. Louvain 1903.
- Meeus, Adrien de, *Histoire de Belgique*. Paris 1928.
- Nothomb, J. B., *Essay historique et politique sur la révolution belge*. Bruxelles 1876.

- Pirenne, Histoire de Belgique. Bruxelles 1926 (T.6).
- Raet, Lodewijk de, Vlaanderens Economische Ontwikkeling. Amsterdam 1914.
- Schiller, Fr. v., Abfall der Niederlande.
- Seeley, Expansion of England.
- Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871.
Bd. II. 1815—1836.
- Thiers, A., Congrès de Vienne.
- Treitschke, Heinrich von, Deutsche Geschichte im 19 Jahrhundert. Leipzig 1898.
- White, Charles, La Révolution belge, 3 Vol. Bruxelles 1836.
- Windelbandt, Wolfgang, Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit. 1494—1919. Berlin 1922.
- Wolters, Friedrich und Elze, Walter, Stimmen des Rheins (Der Rhein unser Schicksal). Breslau 1923. Wiedergedruckt in „Vier Reden über das Vaterland“. Breslau 1927.

QUELLEN—VERZEICHNIS

- Gedenkstukken der algemeene Geschiedenis van Nederland 1795 tot 1840, uitgegeven door Dr. H. T. Colenbrander, Haag 1918. X. Deel, 1830/40: Eerste Stuk. (England).
Tweede Stuk. (Frankreich).
Derde Stuk. (Ostmächte).
- Talleyrand, Prince de: Mémoires et Correspondances, IV Bände.
- Bulwer, Henry Lytton, The life of Henry John Temple, Viscount Palmerston, with selections from his diaries and correspondence. III Bände, London 1874.
- Gedenkschriften van Anton Reinhard Falck. Uitgegeven door Dr. H. T. Colenbrander, Haag 1913.
- Brieven van A. R. Falck, 1795/1843, Haag 1861.
- Ambts-Brieven van A. R. Falck, 1802/1842. Uitgave O. W. Hora Siccama, Haag 1878.
- Stockmar, Christian Friedrich von: Denkwürdigkeiten aus seinen Papieren.
Zusammengestellt von Ernst, Freihern v. Stockmar. Braunschweig 1872.
- Correspondence of Princess Lieven and Earl Grey.
Edited and Translated by Guy Le Strange. 3 Volumes, London 1890.
- Bartels, Les Flandres et la révolution belge, Brüssel 1834.
- Mirror of Parliament 1830/1831. Edited by John Henry Barrow, London.
- Nouveau Recueil des Traités des puissances et états de l'Europe, par Geo. Fred. de Martens, Goettingue 1836.
Tome 15, 1830/34, II.
„ 14, 1826/32, X.
- Recueil de pièces diplomatiques relatives aux affaires de la Hollande et de la Belgique, 1830/31. La Haye, 1831/32.



MARTINUS NIJHOFF — UITGEVER — 'S-GRAVENHAGE

**Twée belangrijke nieuwe uitgaven over
NEDERLAND-BELGIË 1813-1830**

ENGLANDS ANTEIL
AN DER
TRENNUNG DER NIEDERLANDE
IM JAHRE 1830

EIN BEITRAG ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DES
BELGISCHEN STAATES

VON
RUDOLF STEINMETZ

1930. XII en 271 blz. gr. 8vo. Prijs Gld. 5.60; In linnen Gld. 7.20

INHOUD:

I. Fragestellung und Stand der Forschung — 2. Geographische und historische Grundlegung — 3. Die Vereinigung — 4. Der Vierbund und die Heilige Allianz — 5. Wellingtons Haltung — 6. Das Vereinigte Königreich — 7. Die Machtlage und die Ostmächte — 8. England und Frankreich — 9. Palmerston — 10. England und Holland — 11. Schlussbetrachtung — 12. Literaturverzeichnis — Quellenverzeichnis.

Wir stellen „Englands Anteil an der Trennung der Niederlande 1830“ in den Mittelpunkt der Betrachtung; d.h.: Wir wollen ihn historisch und in den weitesten Zusammenhängen des engeren Zeitraums aufdecken, in seiner Wirkung, seinen Motiven und Methoden, seiner Rolle im Wechselspiel der übrigen Faktoren darstellen, wobei uns im Letzten England im Wirken, Niederland im Wesen belangen soll.

Auf diesem Wege kommen wir besonders eng mit Frankreichs Haltung und der belgischen Frage in Berührung, da sich dessen niederländische Politik jener Jahre zum groszen Teil im Zusammen- und Widerspiel mit England abwickelte.

MARTINUS NIJHOFF — UITGEVER — 'S-GRAVENHAGE

Den 8^{en} Juli 1930 zal verschijnen :

GREAT BRITAIN
AND THE ESTABLISHMENT OF THE
KINGDOM OF THE NETHERLANDS
1813—1815

A STUDY IN
BRITISH FOREIGN POLICY

BY

G. J. RENIER Ph. D.

1930. XII en 360 blz. gr. 8vo. Prijs in linnen 10 gulden

INHOUD:

INTRODUCTION: — I. Great Britain and the Liberation of Holland in 1813 — II. Great Britain and the client State during the first months of its existence — III. The Hanover-Orange Marriage Plan — IV. The Extension of Dutch Territory — V. The Frontier of the Netherlands — VI. The return of the Dutch Colonies — Bibliography.

Uit de Inleiding:

The purpose of this work is to define the place occupied by the problem of the Netherlands in the activities of British diplomacy from the end of 1812 to the beginning of 1816 and, by examining the various solutions that were successively proposed, and that which was eventually adopted in the light of general events, to appraise the importance attached to the Netherlands in comparison with that of other matters which claimed attention.

Bij gelegenheid van de 100-jarige herdenking van de scheiding van Nederland en België, vestig ik tevens de aandacht op de volgende uitgaven :

In 1905 schreef Dr. H. T. COLENBRANDER, toen nog ambtenaar aan het Rijksarchief te 's-Gravenhage, thans hoogleeraar aan de Universiteit te Leiden, een boekje, dat indertijd zeer de aandacht trok, getiteld :

De Belgische Omwenteling

VIII en 212 blz. 8vo. f 2.40. Thans tijdelijk f 1.25

GENERAAL J. C. C. DEN BEER POORTUGAEL

beschrijft in een fraai uitgevoerd boek :

1831

De Tiendaagsche Veldtocht

1906. 472 blz. Met portret, plaat, facsimile en uitslaande kaart. gr. 4to. In linnen f 9.— Thans tijdelijk f 4.50

Door de critiek daartoe uitgelokt schreef hij kort daarna nog de brochure :

Beringen den 5^{den} Aug. 1831

**genomen door 100 vrijwillige Jagers,
Leidsche Studenten en Houthaelen**

1906. 27 blz. 8vo. f 0.75

Deze brochure lever ik gratis aan koopers van bovengenoemd boek.

Andere uitgaven over de jaren 1830—1839.

Archief, Nederlandsch Constitutioneel, van alle koninklijke aanspraken en parlementaire adressen, enz. Verz. en uitgeg. door S. P. Lipman. 8vo. Eerste verzameling. Van de omwenteling van 1813 tot de omwenteling van 1830. 1846. XIV en 126 blz. fl. 1.50. — Tweede en derde verzameling. Van de omwenteling van 1830 tot heden. 1846. VIII en 207 blz. Gld. 2.50

Falck, A. R., Brieven, 1795—1843. (Met levensberigt door O. W. Hora Siccama). 2e verm. uitg. 1861. XIV en 420 blz. 8vo. Gld. 4.20

— Gedenkschriften. Uitgeg. met een appendix, door H. T. Colenbrander. 1913. XXVI en 798 blz. 8vo. linnen Gld. 5.—
Rijks Geschiedkundige Publicatiën, Kleine Serie, no. 13.

Quételet, A., Hulde aan de nagedachtenis van Mr. A. R. Falck. Vrij gevolgd naar het Fransch met aantEEK. en bijvoegsels door J. L. Kesteloot. 1844. VIII en 106 blz. Avec 1 portrait. gr. in-8vo. (Gld. 1.80) Gld. 0.80

Gedenkstukken der algemeene geschiedenis van Nederland, van 1795 tot 1840. Uitgeg. door H. T. Colenbrander. Deel X: 1830—1840. 5 stukken. 1918—1922. gr. in-8vo. linnen Gld. 36.50
Rijks Geschiedkundige Publicatiën, Groote Serie, nos 40, 42, 44, 46 en 50.

Hogendorp, G. K. van, Brieven en gedenkschriften. Uitgeg. door F. van Hogendorp. Deel VII: 1825—1834. 1903. VI en 295 blz. 8vo. Gld. 4.—

Thorbecke, J. R., Brieven, 1830—1832. (Uitgeg. door Groen van Prinsterer). 1873. IV en 82 blz. gr. in-8vo. Gld. 1.—